

Einundvierzig Jahre in Indien

Earl Frederick Sleigh Roberts Roberts,
Frederick S Roberts of Kandahar, Ritter von Borosini



Einundvierzig Jahre in Indien

vom Subaltern-Offizier bis zum Ober-Befehlshaber

von Feldmarschall

Lord Roberts of Kandahar

Autorisierte Uebersetzung von Dr. Ritter von Borosini

Mit Karten und Plänen

Erster Band

Berlin 1904

Verlag der Hofbuchhandlung Karl Siegismund

Gift of Dr. August von Borosini
11/14/42

Einundvierzig Jahre in Indien

Erster Band





Feldmarschall Lord Roberts

Einundvierzig Jahre in Indien

vom Subaltern-Offizier bis zum Ober-Befehlshaber

von Feldmarschall

Lord Roberts of Kandahar

Frederick Sleigh Roberts, 1st earl.

Autorisierte Übersetzung von Dr. Ritter von Borosini

Mit Karten und Plänen

Erster Band

Berlin 1904
Verlag der Hofbuchhandlung Karl Siegismund

Dem Lande, welchem anzugehören mein Stolz ist,
Der Armee, deren tiefer Schuldner ich bin
Und meinem Weibe, ohne deren gütige Mithilfe
Ich auf die „Einundvierzig" Jahre in Indien
Nicht so glücklich zurückblicken könnte,
Widme ich dieses Buch.

Vorwort.

Niemals würde ich mit diesen persönlichen Erinnerungen an die Öffentlichkeit getreten sein, wenn mich meine Freunde nicht dazu überredet hätten, weil sie an meinem Erzählen von Indien, wie ich es fand und verließ, Interesse hatten. Sie meinten, daß die Erfahrung aus so vielen und verschiedenartigen Beobachtungen, die ich in meinem schönen Adoptivvaterlande und an seinen Bewohnern gemacht habe, meinen Landsleuten von Nutzen sein könnte.

Auch dachte ich hierdurch zu einer besseren Kenntnis des Landes beitragen zu können und möchte meinen Landsleuten, die sich bisher noch wenig mit Indien beschäftigt haben, einen Einblick in die Charaktereigenschaften und Lebensweise so zahlreicher wie verschiedenartiger Rassen Indiens verschaffen.

Es ist für Leute, welche nichts von Eingeborenen wissen, schwer, zu verstehen, welchen Wert dieselben auf althergebrachte Sitten, absonderliche Gebräuche und besonders alte Vorurteile und Aberglauben legen. Alle diese Dinge wollen gehörig von dem studiert sein, der an Stelle ihrer Regenten gesetzt wird, soll der Respekt gegen die suzeräne Macht gewahrt bleiben und Dankbarkeit und Zuneigung gegen dieselbe entstehen.

Die Eingeborenen Indiens sind vor allem scharfe Beobachter der Charaktereigenschaften und verstehen es sehr gut, die Fähigkeiten

derer heraus zu finden, die über sie herrschen; und nur weil die englische Regierung Vertrauen genießt, ist es möglich, daß eine Handvoll Engländer imstande ist, ein Land mit beinahe dreihundert Millionen Einwohnern, verschieden an Rasse, Religion und Lebensweise, im Zaume zu halten. Trotz aller Wechselfälle, die Indien sowohl in politischer als sozialer Beziehung im letzten Jahrhundert durchzumachen hatte, blieb Zufriedenheit bestehen, und sie wird so lange dauern, als noch ehrliche Männer im Dienste sind, die mit den Eingeborenen Mitgefühl haben und nicht unnötigerweise mit ihren Sitten und Gewohnheiten in Streit geraten.

Mein Vater und ich lebten zusammengerechnet beinahe 90 Jahre in Indien. Der großartigste Umschwung, der sich während dieser Zeit vollzogen hat, datiert wohl fraglos von dem großen Aufstand her. Ich habe im folgenden versucht, die Ursachen zu erklären, welche diese schreckliche Begebenheit herbeiführten, wodurch leider während einiger Zeit ein Gefühl von Rassenhaß geschaffen wurde. Trotz unserer damaligen schlechten Lage fehlte es doch nicht an Lichtblicken. Eingeborene waren den Europäern Helfer in der Not; und diese wußten auch, daß ohne die Mithülfe der Einheimischen die Wiederherstellung der Ordnung und die Unterdrückung einer solchen Revolte ein unvergleichlich viel gefährlicheres Unternehmen gewesen sein würde.

Delhi hätte ohne die Sikhs und Gurkhas nicht genommen werden können. Ohne die Hindustansoldaten, welche den Aufruf Sir Henry Lawrences so begeistert beantworteten, wäre Lucknow nicht gestürmt worden; und nichts, was Sir Lawrence getan haben würde, hätte den zeitweiligen Verlust des Gebietes nördlich von Calcutta verhüten können, wenn nicht die Leute vom Punjab und Derajat treu zu unserer Sache gestanden hätten.

Man hat verlangt, daß das Denkmal auf dem Walle von Delhi dem Erdboden gleich gemacht und die reizende Residenzstadt Lucknow dem Verfalle preisgegeben werde. Diesen Standpunkt halte ich nicht für richtig. Jene Überbleibsel des ungeheuren Kampfes sind Wahrzeichen der Tapferkeit sowohl eingeborener als englischer Truppen, und auch der friedlichen Bürger, welche die Entbehrungen und Gefahren der Armee redlich geteilt haben. Sie sind wertvolle Mahner, daß wir uns niemals wieder in eingebildeter Sicherheit wiegen, und vor allem nie etwas tun sollen, was von den Ein-

geborenen als Angriff auf ihre verschiedenen Religionen ausgelegt werden könnte.

Der Aufstand hatte auch seine gute Seite; denn ihm verdanken wir die Festigung unserer Macht in Indien. Er hatte die schnelle Herstellung von Straßen, Eisenbahnen und Telegraphenlinien zur Folge, welche so klug und umsichtig vom Marquis of Dalhousie angelegt wurden und mehr als alles andere dazu beigetragen haben, die Wohlfahrt zu heben und Ordnung zu halten.

Es war der Aufstand, welcher Lord Canning in nähere Berührung mit den indischen Fürsten brachte und den Weg für Lord Lyttons glänzenden Plan einer Reichsversammlung ebnete, diesen großen politischen Erfolg, der die Grundlage zu dem Gefühle des Vertrauens legte, das jetzt glücklicherweise zwischen den regierenden Fürsten und dem Kaiser von Indien besteht. Und es war der Aufstand, der uns nötigte, die indische Armee zu reorganisieren und daraus die Kriegsmaschine zu machen, welche dieselbe heute darstellt.

Bei der Erzählung unserer Beziehungen zu Afghanistan und den Grenzstämmen habe ich versucht, den Leser über den Wechsel aufzuklären, den unsere Machtstellung in Indien erfahren hat, eine unvermeidliche Folge der Annäherung einer europäischen Großmacht an unsere Nordwestgrenze. Dieser Wechsel hat sich nur langsam vollzogen und ist so oft von Autoritäten als illusorisch bezeichnet worden, gegen die England keinen Grund zu Mißtrauen hatte, daß erst in letzter Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden ist. Jedoch gibt es auch heute noch manchen Engländer, der keine Ahnung davon hat, daß Rußland und England sich in Indien nahe genug kommen könnten, um in offenen Konflikt zu geraten. Dies soll keinen Tadel für Rußlands Vormarsch gegen Indien bedeuten. Die Macht der Ereignisse, die unvermeidliche Folge der Berührung von Zivilisation und Unkultur zwangen die Russen, den Jaxartes zu überschreiten und ihr Gebiet bis zu den turkestanischen Khanaden auszudehnen. Ebendieselbe unbezwingbare Macht hat uns ja über den Sutley geführt und die Ausdehnung unseres Gebietes bis zum Tale des Indus verursacht.

Was mir am Herzen liegt, ist meine Landsleute darüber aufzuklären, daß unter diesen veränderten Umständen Großbritannien jetzt in Asien eine Kontinentalmacht darstellt und seine Interessen in diesem

Teile der Erdkugel mit kontinentalen Verteidigungsmitteln zu schützen hat.

Die Wenigen, welche der Sache näher getreten sind und ihre Augen offen gehalten haben, teilten diese Ansicht von jeher, und ihr Trachten, wie das meine, geht dahin, nicht Alarm zu schlagen, sondern nur zu warnen und die Gefahr zu zeigen, die in dem Nichtsehenwollen offener Tatsachen liegt. Was immer auch die Zukunft bringen möge, ich hege keine Furcht vor dem Endresultat, wenn wir Indien und uns selber treu bleiben. Die gebildeteren Eingeborenen verstehen die Situation vollkommen; sie glauben fest daran, daß der Augenblick kommen werde, wo Großbritannien und Rußland nur durch eine gemeinsame Grenzlinie getrennt sein werden, und diese Eingeborenen würden uns die notwendigsten Fähigkeiten der Regierenden absprechen, wenn wir nicht alle Vorkehrungen träfen, um solchen Eventualitäten zu begegnen.

Ich schicke dieses Buch in die Welt hinaus mit der ernsten Hoffnung, daß die freundliche Erwartung derer, welche mir zur Veröffentlichung geraten haben, nicht bitter enttäuscht werden möge, und daß diejenigen, welche gerne eine offene ungeschminkte Beschreibung indischen Lebens und indischer Abenteuer lesen, sich bewußt bleiben, der Schreiber ist ein Soldat, kein Schriftsteller, und deshalb alle Fehler in Sprache und Form verzeihen.

Roberts.

Vorwort des Übersetzers.

Weit davon entfernt, durch diese Übersetzung einen politischen Zweck zu verfolgen, konnte ich es mir doch nicht versagen, meinen Landsleuten einen tapferen und edlen Mann näher zu bringen.

Hosterwitz, im September 1903.

Ritter von Borosini.

Inhalt des ersten Bandes.

Kapitel I.

Reise nach Indien — Leben in Calcutta — Ein furchtbarer Zyklon — Heimweh.

Vor 40 Jahren war die Abreise eines Kadetten nach Indien eine viel ernsthaftere Sache als heute. Nach dem damals geltenden Reglement konnte man Urlaub, ausgenommen wegen Krankheit, nur einmal während der ganzen Dienstzeit erhalten, und man mußte 10 Jahre gedient haben, bis man diesen Urlaub nehmen durfte.

Es ist daher kein Wunder, wenn ich meinte, es gelte einen Abschied fürs Leben, als ich am 20. Februar 1852 von Southampton abfuhr mit Calcutta als Reiseziel. Dampfer liefen in jener Zeit nur einmal im Monat von und nach Indien, und die Flotte konnte damals im ganzen nur 2400 Passagiere jährlich befördern. Hier ist allerdings die Kaprute nicht mit inbegriffen, aber selbst, wenn wir diese berücksichtigen, hege ich Zweifel, ob damals in einem Jahre soviel Leute nach Indien reisten, wie heute in 14 Tagen während der Saison.

Mein Dampfer war der Ripon von der „Peninsular and Oriental Company", dessen Kapitän Moresby, ein früherer indischer Marineoffizier, sich bei der Überwachung des roten Meeres ausgezeichnet hatte. Einige wenige Freunde waren mit an Bord, um England unter denselben bedrückenden Umständen zu verlassen, wie ich.

Der Wind und das Wetter und der Gedanke, daß im günstigsten Falle erst in 10 Jahren meine Rückkehr erfolgen würde, wollte in den ersten Tagen der Reise keine fröhliche Stimmung aufkommen lassen. Jugend und Frohsinn hatten einander aber schon lange vor Alexandria wiedergefunden, wo wir wohlbehalten ankamen, nachdem wir den üblichen Aufenthalt in Gibraltar und Malta zur Kohleneinnahme gehabt hatten. In Alexandria nahmen wir Abschied von

Kapitän Moresby, der sehr aufmerksam gegen uns gewesen war und uns manche Stunde an Bord mit seinen Schnurren verkürzt hatte.

Als wir in Alexandria landeten, mußten wir uns eiligst wieder in ein bereit stehendes mastloses Kanalboot einschiffen, das ungefähr wie eine Nilbarke aussah. In dem Boot wurden wir 10 Stunden lang den Mamudhikanal heraufgeschleppt, bis wir Atfieh am Nil erreichten. Dann gings per Dampfer weiter in sechzehnstündiger Fahrt nach Kairo, wo wir es uns in Shephards Hotel einige Tage wohl sein ließen. Diese Zeit war vor allem ein Genuß für den, der wie ich orientalisches Leben und Treiben zum ersten Male zu Gesicht bekam. Von Kairo ging unser Weg 150 Kilom. quer durch die Wüste. Die Straße war beinahe nichts weiter als ein Einschnitt in den Sand und nachts nicht zu unterscheiden. Die Reise wurde in einem Fuhrwerk gemacht, das, von 4 Mauleseln gezogen, einer Badekarre ähnlich sah, in der wir zu 6 unser Dasein fristeten. Von meinen 5 Reisegefährten ist nur noch einer am Leben (Oberst John Stuart von Ardvorlich, Perdshire). Die Fahrt nahm mit einem gelegentlichen Aufenthalt zur Erfrischung ungefähr 18 Stunden in Anspruch. Unser Gepäck, sowie die Schiffsladung, Post und selbst die Kohlen für die Dampfer des roten Meeres wurden auf Kamelen befördert.

Wir wurden bei unserer Ankunft in Suez schon von dem Dampfer Oriental (Kapitän Powel) erwartet und trafen auch mehrere Passagiere an, welche England schon einen Monat vor uns verlassen hatten, deren Dampfer aber Havarie erlitten hatte. Sie mußten daher mit auf unserem Schiff untergebracht werden. Es wurde zwar bis Aden, wo einige Passagiere ausstiegen, etwas eng, wir hatten uns aber trotzdem nicht zu beklagen, da einige der Neuankömmlinge einen entschieden angenehmen Zuwachs bildeten. Unter diesen befand sich Mr. Peacock, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Er war voll Humor, und obwohl er 47 Jahre alt und schon Regierungsrat in Calcutta war, beteiligte er sich doch gern an unseren Vergnügungen und hielt es mit der Jugend. Er hat eine brillante Karriere in Indien gemacht und wurde, nachdem seine Zeit als Regierungsratsmitglied um war, zum obersten Richter von Bengalen ernannt. Ein anderer Passagier war Oberst Gough, der erst vor ein paar Jahren in Irland gestorben ist. Er war damals auf dem Wege, seinen Posten als Generalquartiermeister anzutreten. Oberst Gough hatte

bei den 3. leichten Dragonern gedient und unter seinem Vater Lord Gough die Sutley- und Punjab-Feldzüge mitgemacht. Er war natürlich Gegenstand höchster Bewunderung von unserer Seite.

In Madras hielt das Schiff, um Passagiere zu landen, und ich benutzte die Gelegenheit, einige Freunde von Addiscombe zu besuchen. Diese waren in großer Aufregung wegen eines bevorstehenden Konfliktes mit Burma. Damals lagen auf der Reede von Madras zahlreiche Transportschiffe, welche einige Tage später nach Rangoon in See gingen. Endlich am 1. April kamen wir in Calcutta an; das bedeutete zugleich Abschied nehmen von den Freunden, die man auf der sechswöchigen Reise gewonnen hatte, und von denen ich die meisten nicht wiedergesehen habe.

Als ich landete, erhielt ich von meinem Vater, der Divisionskommandeur in Lahore war, die Mitteilung, daß er dem Eigentümer von Spencers Hotel Anweisung gegeben hätte, mich zu erwarten. Mein Vater riet mir, dort zu bleiben, bis ich mich im Hauptquartier der bengalischen Artillerie in Dum-Dum gemeldet hätte. Das war gerade keine angenehme Nachricht, denn ich war der einzige, der in ein Hotel gehen mußte. Die Infanteriekadetten wurden zum Teil vom Platzmajor übernommen und im Fort William untergebracht, andere wohnten bei Freunden, und der einzige Artillerist außer mir (Stuart), ging sofort nach Dum-Dum zu seinem Bruder (auch einem Artilleristen), der 5 Jahre später mit seiner jungen Frau von den Aufständischen in Gwalior ermordet wurde. Ich geriet in noch trübere Stimmung, als ich mich beim Diner einem Opfer indischen Klimas allein gegenüber befand. Der Offizier gehörte meinem Regimente an und ging auf Krankenurlaub nach Hause. Er sah mir nicht so aus, als wenn er die Heimat lebend erreichen könnte.

Er teilte mir zu meiner unangenehmen Überraschung mit, daß ich durch den Aufenthalt in diesem langweiligen Hotel einen Tag Dienst und Sold verloren hätte. Dies bewog mich, früh am nächsten Morgen meinen Dienst anzutreten.

Einige Jahre früher war Dum-Dum noch eine große Garnison, aber die Annexion des Punjab und die Notwendigkeit, im nördlichen Indien eine große Streitmacht zu halten, hatte die Garnison erheblich vermindert. Selbst die kleine Truppenzahl, die geblieben war, hatte sich kurz vor meiner Ankunft nach Burma eingeschifft, sodaß ich, anstatt

eine lustige Tischgesellschaft vorzufinden, auf die ich mich so gefreut hatte, nur einen Subalternoffizier zum Tischgenossen hatte.

Ohne Zeitverlust wurde ich einer eingeborenen Feldbatterie eingereiht, und mein erster Dienst war der übliche Laboratoriumskursus. Dieses Leben war im höchsten Grade langweilig, und die einzige Abwechslung bildete gelegentlich eine Wache in Fort William, wo ich das Salutschießen beaufsichtigen mußte. Auch die Umgegend bot keine Entschädigung für diesen prosaischen Dienst. Damals war Fort William noch nicht wie heute eine der gesündesten Stationen Indiens. Im Gegenteil, die Leute waren in kleinen, schlecht ventilierten Räumen untergebracht, und den Anforderungen der Hygiene war ebensowenig Rechnung getragen wie der Wasserversorgung. Die einzigen wirklichen Straßenreiniger waren große Raubvögel, welche man Adjutanten nannte, und man war von den Arbeitsleistungen dieser schmutzigen Tiere so abhängig, daß den jungen Kadetten bei Strafe verboten wurde, denselben irgend etwas anzuhaben. Die unvermeidliche Folge dieser Verhältnisse waren natürlich Krankheiten, und die Sterbeziffer belief sich denn auch auf 10 fürs Tausend im Jahre. In den 57 Jahren, welche vor dem Aufstand lagen, betrug die Sterblichkeit unter den Europäern in Indien 69 ‰, in einigen Stationen war sie sogar noch erschreckender. Die königliche Kommission, welche 1864 eingesetzt wurde, um die sanitären Verhältnisse der indischen Armee zu studieren, sprach die Hoffnung aus, daß die Sterblichkeit bei richtigem Vorgehen auf 20 ‰ vermindert werden könnte. Es freut mich, mitteilen zu können, daß diese Hoffnung sich mehr als erfüllt hat. Die Sterbeziffer ist seit dem Jahre 1882 nie mehr über 17 ‰ hinausgegangen.

Das außerhalb des Forts gelegene Calcutta war damals noch ein trauriges Nest. Es war abends mit trüben Öllampen beleuchtet, die in großen Zwischenräumen aufgestellt waren. Der Palankin, ein langsamer und unbequemer Wagen, bildete das einzige Beförderungsmittel, und was die so oft gepriesene englisch-indische Gastfreundschaft betrifft, so habe ich für meine Person davon nichts gemerkt. Ich gestehe offen, ich war deprimiert, daß man mich so ganz mir selbst überließ, und vor allem, daß die älteren Offiziere sich gar nicht um mich kümmerten. Die meisten derselben kannten doch meinen Vater persönlich, und er hatte auch, wie ich bestimmt wußte, einige von ihnen brieflich gebeten, sich meiner anzunehmen. Unter diesen Umständen ist es wohl leicht

begreiflich, daß mich das Heimweh packte, und ich die Hoffnung aufgab, mich jemals in Indien wohl zu fühlen. Am schlimmsten von allem waren die beinahe hoffnungslosen Beförderungsaussichten. Ich war überzähliger Sekondeleutnant, und fast jeder Offizier in der Liste der bengalischen Artillerie hatte 15 Jahre als Subalterner gedient. Auch bei den anderen Waffengattungen der indischen Armee war das Avancement nicht besser. Nur vereinzelte Vorfälle belebten diesen wenig versprechenden Anfang meiner Dienstzeit. Ich erinnere mich aber noch einer sehr unangenehmen Bekanntschaft, die ich mit einem sehr bösartigen Zyklon gemacht habe. An dem fraglichen Abend aß ich gerade auswärts. Plötzlich erhob sich ein Wind, der rasch zum Sturme wuchs. Es wurde uns klar, daß ein Zyklon im Anzuge sei, deshalb machte ich mich sofort auf den Heimweg. Ein eingeborener Diener begleitete mich nach Hause und trug eine Laterne voran. An einer Ecke blies der Sturm das Licht aus, und der Diener, wie alle Eingeborenen an die Dunkelheit gewöhnt, ging weiter in der Meinung, ich folgte ihm auf dem Fuße. Ich schrie ihm nach, so laut ich konnte, aber der Lärm war so furchtbar, daß er kein Wort hörte, und mir blieb nun weiter nichts übrig, als meinen Weg selbst zu suchen. Es herrschte tiefe Dunkelheit. Plötzlich stieß ich an einen Gegenstand, und der nächste Blitz zeigte mir, daß es eine Säule war, welche gerade in entgegengesetzter Richtung von meinem Hause lag.

Jetzt wußte ich wenigstens, wo ich war, und da die Blitze sich in immer kürzeren Zwischenräumen folgten, konnte ich mich bis zum Offizierskasino weitertasten, wo ich jemanden zu finden hoffte, der mir den Heimweg zeigen würde. Aber die Diener kannten das wahrscheinliche Resultat eines Zyklons und hatten Fenster und Türen verrammelt. Ich konnte durch die Luken sehen, wie sie alles fest machten. Umsonst rüttelte ich an der Tür und brüllte, was ich konnte, sie hörten nicht. Widerstrebend machte ich mir klar, daß es keinen anderen Ausweg gäbe, als meinen Unterschlupf zu verlassen und nochmals gegen den immer stärker werdenden Sturm anzukämpfen. Mein Bungalow (Haus) war höchstens 1 Kilometer entfernt, aber es dauerte eine Ewigkeit, bis ich diese kleine Strecke zurückgelegt hatte, da ich immer nur einige Schritte vorwärts kam, wenn mir ein Blitz den Weg zeigte. Es hieß vorsichtig sein, da zu beiden Seiten der Straße ein tiefer Graben lief. Einige Bäume waren schon umgeweht, und

schwere Äste wirbelten wie Altweibersommer in der Luft herum. Ich hatte die größte Mühe, mich auf den Beinen zu halten und wäre, vor allem an den Straßenübergängen, fast umgeweht worden. Endlich erreichte ich mein Haus, aber noch war der Kampf nicht zu Ende, denn es dauerte eine ganze Weile, bis ich Einlaß finden konnte. Der Diener, der die Laterne getragen hatte, war schon lange da; als er mich vermißte, hatte er angenommen, ich wäre zu dem Hause meines Freundes zurückgekehrt.

Die Leute, mit denen ich zusammenwohnte, hatten es nicht für wahrscheinlich gehalten, daß ich noch einen zweiten Versuch wagen würde, den Rückweg anzutreten. Sie hatten auch alle Türen und Fenster fest verschlossen und erwarteten jeden Augenblick, der Wind werde das Haus abdecken. Ich mußte eine ganze Weile pochen und schreien, bis sie mich hörten und einließen, und war natürlich froh zu Hause zu sein.

Gegen Morgen war das Schlimmste vorüber, doch hatte der Zyklon großen Schaden angerichtet. Der Basar der Eingeborenen sah aus, als ob er zusammengeschossen worden wäre, und an den Häusern der Europäer war kein Fensterladen und keine Veranda mehr am rechten Platze. Als ich zum Offizierskasino ging, fand ich die Straße beinahe unpassierbar. Tote Vögel, besonders Krähen und rote Milane, lagen in solchen Mengen auf den Straßen, daß ganze Wagenladungen davon weggeschafft werden mußten.

Wie es möglich war, daß ich ohne Unfall meinen Weg an dem Abend machen konnte, ist schwer zu begreifen. Selbst die Säule, an die ich gestoßen war, lag umgerissen auf dem Platze. Dieselbe war errichtet worden zur Erinnerung an die Offiziere und Mannschaften, welche bei dem unglücklichen Rückzuge von Kabul im Jahre 1841 gefallen waren; sie wurde später wieder aufgestellt. Dum-Dum sah nach dem Sturme noch trauriger aus, als vorher, und ich hatte das Gefühl, hier nicht mehr lange bleiben zu können. Deshalb bat ich meinen Vater, Schritte zu tun, damit ich nach Burma geschickt würde.

Er antwortete mir jedoch, daß er die Division von Peschawar bald zu erhalten hoffe und mich dann gern um sich haben möchte. Das half, und obwohl mein Wunsch von Dum-Dum fortzukommen nicht gleich in Erfüllung ging, wurde ich durch die Hoffnung, bald versetzt zu werden, mit einem Schlage wieder guten Mutes.

Im Frieden wie im Kriege, oder bei einer Choleraepidemie ist der moralische Zustand, in dem sich der Soldat befindet, viel wichtiger, als der physische. In dieser Hinsicht hat meiner Meinung nach der Subalternoffizier von heute etwas vor dem jungen Anfänger von damals voraus. Das Leben eines Neulings während der ersten Monate seiner Verbannung, bevor er sich an das neue Leben gewöhnt und sich Freunde gemacht hat, wird niemals ein glückliches sein; aber er wird heute ermutigt, weil er weiß, daß es nicht lange dauern wird, bis er sich eingelebt hat, und er hat immer die Aussicht auf eine baldige und schnelle Rückkehr. Außerdem bietet heutzutage eine Reise nach Indien keinerlei Beschwerden mehr. In jener Zeit war der junge Mann von allem, was bisher seine Lebensfreude ausgemacht hatte: Familie, Verwandte und Freunde ganz und gar abgeschnitten. 10 Jahre bedeuten für einen jungen Menschen eine Ewigkeit; da wird dann das Gefühl der Einsamkeit wie das Heimweh bald unerträglich.

Das Klima half auch nicht dazu, eine fröhliche Stimmung aufkommen zu lassen; damals verbrachte man den Sommer noch nicht in Höhenluft, und je länger die Hitze dauerte, desto mutloser und matter wurde der Neuling. So ging es wenigstens mir, und die 4 Monate, welche ich erst in Indien verweilte, schienen mir 4 lange Jahre zu sein. Der Leser kann sich daher meine Freude vorstellen, als meine Marschordre eintraf. Der Gedanke an meine Abreise nach einem ganz neuen Felde militärischer Tätigkeit, nämlich der Nordwestgrenze, und die Hoffnung, meinen Vater bald zu sehen, ließen das Gefühl der Enttäuschung, weil man mich nicht nach Burma geschickt hatte, beinahe gar nicht aufkommen. Die Reisevorbereitungen waren schnell getroffen, und Anfang August sagte ich Dum-Dum ein fröhliches Lebewohl.

Kapitel II.

Die bengalische reitende Artillerie — Abenteuer auf der Reise — Neue Freunde.

Als ich nach Indien kam, reiste man dort noch in genau derselben primitiven Weise wie vor 100, ja vielleicht auch 500 Jahren. Privatleute reisten im Palankin, während die Offiziere und

Mannschaften bis Kawnpore den Flußweg benutzten. Ebenso wurden die Güter befördert. Hierdurch wurde die Reisedauer bis ins Unendliche verlangsamt. Während man jetzt zu einer Reise von Dum-Dum bis Peschawar 3 Tage braucht, dauerte diese damals volle 3 Monate. Bis nach Benares ging es in einer Barke, die von einem Dampfer geschleppt wurde; dies nahm 1 Monat in Anspruch. Von Benares bis Allahabad brachte das Fuhrwerk eine angenehme Abwechslung, da man vor kurzem eine Wagenverbindung zwischen diesen beiden Orten geschaffen hatte. In Allahabad wurde ich von Mr. Lowther in liebenswürdigster Weise empfangen. Er war ein guter Freund meines Vaters, und dort lernte ich auch zum erstenmal die sprüchwörtliche Gastfreundschaft des Engländers in Indien kennen. Ich war erstaunt und fand es komisch, meinen Gastgeber selbst während der Mahlzeiten einen Hukha rauchen zu sehen, einen Luxus, den sich damals nur wenige Engländer gestatteten. Ein Diener, der den Namen Hukha-bardar führt, hat weiter nichts zu tun, als die Pfeife zu stopfen und jeden Augenblick für seinen Herrn bereit zu halten.

Den nächsten Halt machte ich in Kawnpore, meinem Geburtsort, wo ich mich einige Tage aufhielt. Die Division von Kawnpore wurde von Palmer kommandiert, der im Alter von 68 Jahren eben erst den Rang eines Brigadegenerals erhalten hatte, den ja auch mein Vater einnahm. Von Kawnpore ging es nach Meerut. Dort traf ich zum erstenmal mit einer Abteilung bengalischer reitender Artillerie zusammen und machte die Bekanntschaft des Offizierskorps. Dasselbe übertraf meine Erwartungen und bestärkte mich nur in meinem Willen, keine Mühe zu scheuen, um Mitglied dieses Korps zu werden. — Ebenso wie von der Kavallerie und Infanterie der ostindischen Kompagnie wurden leider auch viele der besten Artillerieoffiziere dem Stabe oder den Zivilbehörden zugeteilt, die ausscheidenden Offiziere wurden jedoch nicht wieder ersetzt. Allerdings war dies weniger bei der reitenden Artillerie der Fall, als bei den anderen Regimentern, weil dieselbe als Elitekorps galt, welchem anzugehören den Stolz der Offiziere bildete. Es war entschieden eine schöne Waffe, die nur die besten Leute, welche die ostindische Kompagnie auftreiben konnte, einstellte, und deren Uniform außerordentlich kleidsam war. Der Waffenrock war ungefähr derselbe, wie ihn jetzt noch die königl. reitende Artillerie trägt, nur hatten sie anstatt der jetzigen Kopfbedeckung einen

Messinghelm, der vorn mit Leopardenfell bedeckt war. Über diesem war eine lange rote Feder angebracht, die rückwärts herunterhing, so ähnlich, wie bei den französischen Kürassieren. Dazu kamen weiße Buckskinbeinkleider und hohe Stiefel; dies alles bildete die kleidsamste Uniform, die ich je auf einem Paradefelde zu Gesicht bekommen habe.

Die gute Straße hörte bei Meerut auf, und ich mußte den Rest der Reise — noch etwa 960 km — im Palankin oder Dulie (Tragsessel) zurücklegen. Diese Reiseart war im höchsten Grade langweilig. Nach dem Diner ging es los, und das Opfer wurde nun während der ganzen Nacht von 8 Mann getragen, die sich immer zu viert abwechselten. Die ganze Trägerbande wurde im Abstand von 16 oder 20 km gewechselt. Auch das Gepäck wurde durch Kulis befördert, die einen Heidenlärm vollführten. Die Prozession wurde durch Fackelträger erleuchtet, deren Fackeln aus Lumpen gemacht waren, auf welche sie ein gräulich stinkendes Öl gossen. Diese Palankinträger waren langweilige Kerle. Wenn man gute Träger erwischte, konnte man 5 km in der Stunde machen, und falls es keinen Aufenthalt gab, legten sie 60—70 km zurück, bevor man in einer Schutzhütte sich vor der Sonne verkriechen mußte. Solche Hütten waren von der Regierung in bestimmten Abständen auf allen Hauptstraßen errichtet worden. In diesen Bungalows konnte man ein Bad bekommen, dessen man nach einer Reise von 13 bis 14 Stunden im höchsten Grade bedürftig war, weil man immer nur einige Zentimeter vom staubigen Erdboden getragen wurde. Was die Verpflegung anbetrifft, so erklärte der Kansamah, genau wie der Gastwirt in der Heimat, daß er alles bieten könne; nachdem er aber den Reisenden glücklich hereingelockt hatte, schrumpfte das Menu zu dem üblichen „Plötzlichen Tod" zusammen. Dieses Gericht bestand in einem mageren Huhn, das in 20 Minuten nach der Bestellung gefangen, getötet, gebraten und serviert wurde. Die einzige Abwechslung bildete der Zusatz von Currie (Gewürz) zu einer beliebigen Menge Reis und Chutney (Eingemachtes). Ich war froh, meine Reise unterbrechen zu können, um eine Halbschwester zu besuchen, die in der Gebirgsstation Mussoorie wohnte. Der Wechsel von der einem römischen Bade gleichenden Temperatur in der Ebene zur erfrischenden Gebirgsluft des Himalaya wurde dankbar empfunden, und ich war herzlich froh, einige Tage in dieser wunderbaren Gebirgsgegend verbringen zu dürfen. — Mein

nächster Halt war Umballa. Dort traf ich zwei weitere Abteilungen der reitenden Artillerie, und der Gedanke, dieser Truppe anzugehören, gewann für mich immer größeren Reiz. Von Umballa ging es in zweitägiger Reise nach Ludhiana. Ich blieb dort einen Tag und traf einen Vetter, der im Vermessungsdienst angestellt, eben nach Lahore beordert worden war. Wir beschlossen daher, die Reise zusammen zu machen.

Der nächste Halt wurde in Jullundur gemacht. Um eine Abwechslung zu haben, mieteten wir uns dort einen Einspänner, mit dem wir bis zum nächsten Halteplatz fahren wollten. Unsere Palankins hatten wir vorweggeschickt und waren nicht wenig überrascht, als wir sie überholten, zu sehen, daß 4 Palankins dazugekommen waren. Eben wollten wir weiterfahren, als uns einfiel, die hinzugekommenen Palankins, welche, nach dem umherliegenden Gepäck zu urteilen, auch besetzt sein mußten, uns näher anzusehen. Die Türen waren fest verschlossen, und es verging geraume Zeit, bis wir auf das Anerbieten unseres Beistandes Antwort erhielten. Endlich steckte eine Dame den Kopf heraus und teilte uns mit, daß sie mit ihrer Freundin, jede mit zwei Kindern und einer „Aya" (Wärterin) auf dem Wege nach Lahore seien. Die Träger, welche sie bis hierher gebracht hätten, wären weggelaufen und hätten sie in dieser verzweifelten Lage sitzen lassen. Was sollten sie nun anfangen? — Es stellte sich heraus, daß die Träger, welche bis zur zweiten Station in der Richtung nach Lahore engagiert waren, es für richtiger gefunden hatten, sich die Einsetzung des Raja von Kaparthala anzusehen, als ihren eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Nachdem wir die Lage eingehend erörtert hatten, überredeten wir die Damen, unseren Einspänner zu nehmen. Wir verteilten unser Gepäck und die 6 Palankins unter unsere 16 Träger und setzten die Reise fort, mein Vetter, die Ayas und ich zu Fuß. Es war 10 Uhr abends. Wir hofften auf der nächsten Station genug Träger für uns alle zu finden, wurden aber bitter enttäuscht; denn für uns waren Kulis zum Ersatz da, nicht aber für die Damen. Wir überredeten nun unsere alten Träger, noch eine Station weiter mitzukommen, und so hatten die Ayas wenigstens einen Wagen, während wir zwei Männer uns noch weitere 15 oder 20 km neben dem Einspänner fortschleppten. Mehr als 3 Stationen konnte das Pferd unmöglich zurücklegen, da der

Weg sandig und steinig war. Bald nach Sonnenaufgang erreichten wir den Biasfluß. Als wir die Pontonbrücke überschritten hatten, bemerkten wir ein kleines Haus, das nur ein Zimmer und eine Veranda hatte. Hier wohnte der Straßenaufseher. Nachdem wir diesem die Sache auseinander gesetzt hatten, erklärte er sich bereit, uns Quartier einzuräumen. Die beiden Damen und die Kinder wurden im Zimmer untergebracht, mein Vetter und ich verlebten den Tag auf der Veranda. Abends konnten wir mit Hilfe des Aufsehers eine genügende Anzahl Träger finden, die uns ohne Verzögerung bis nach Mian-Mir trugen. Im Laufe der Unterhaltung stellte sich heraus, daß die eine der Damen an einen Leutnant Donald Stewart von dem 9. Bengalinfanterie-regiment verheiratet war, und daß sie und ihre Freundin auf der Rückreise zu ihren Männern begriffen waren, nachdem sie den Sommer in Simla verbracht hatten. Dieses Zusammentreffen war der Anfang einer herzlichen Freundschaft mit Sir Donald und Lady Stewart, welche auch heute noch besteht.

Von Mian-Mir, einem Militärkantonnement von Lahore, wo ich einige Tage mit einer anderen Halbschwester zusammen war, setzte ich meine Reise, da es kühler geworden war, Tag und Nacht fort. Eines Abends, gegen 8 Uhr, war ich sehr enttäuscht, noch keine Erfrischungsstation gefunden zu haben; in geringer Entfernung konnte man aber Lichter bemerken, und ich ging denselben nach. Sie rührten von dem Lager eines Kavallerieregiments her, welches dort für die Nacht hielt. Da ich halb verhungert war und fürchtete, daß mein Hunger nicht gestillt werden würde, wenn nicht jemand im Lager sich meiner annahm, ließ ich mich ohne Zögern im nächsten Offizierszelt melden. Ein Herr kam heraus, und als er hörte, in was für einer Klemme ich sei, hieß er mich in liebenswürdigster Weise eintreten, indem er sagte: „Sie sind gerade zurecht gekommen, um unser Essen mit uns zu teilen". Mein Gastgeber war Major Crawfort Chamberlain, ein Bruder von Sir Neville Chamberlain, der damals die 1. irreguläre Kavallerie befehligte und sich auf dem Wege nach Peschawar befand. (Das Regiment ist berühmt unter dem Namen Skinners Horse). Eine Dame saß am Tisch, Mrs. Chamberlain, welcher ich vorgestellt wurde. Ich verlebte einen sehr netten Abend dort, und auf diese Weise begann eine andere ebenso angenehme wie dauerhafte Freundschaft.

Kapitel III.

Mit meinem Vater in Peschawar — Peschawar 1852 — Aufregungen einer Grenzstation — Ein Gassenlaufen — Mackesons Ermordung — Die Jowakiexpedition — Ein eigentümlicher Traum — Ein typischer Grenzkampf.

Selbst die längste Reise nimmt ein Ende, und so erreichte auch ich Peschawar Anfang November. Mein Vater, damals 69 Jahre alt, war gerade Divisionskommandeur mit dem Range eines Brigade-Generals (Generalmajor) geworden. Dies mag für eine Zeit, wo der Oberst höchstens 57 Jahre alt sein durfte, und der Generalmajor mit 62 Jahren den Abschied nehmen mußte, unverständlich erscheinen; mein Vater betrachtete aber seine Karriere nicht als eine besonders schlechte. Was die Behörden betrifft, so glaubten sich dieselben gratulieren zu dürfen, weil sie einen so jungen und rüstigen Offizier auf diesen verantwortungsreichen Posten gestellt sahen. Ich fand unter den Briefschaften meines Vaters später Briefe vom General-Adjutant und General-Quartiermeister, worin diese ihrer hohen Genugtuung über die Ernennung Ausdruck gaben.

Das Zusammensein mit meinem Vater war damals für mich von großem Vorteil. Ich hatte Indien als kleiner Bube verlassen und besinne mich, meinen Vater nur einmal gesehen zu haben, als er auf Urlaub nach England kam. Damals war ich 12 Jahre alt und sah ihn nur wenig, weil ich in die Schule ging. So trafen wir in Peschawar eigentlich als Fremde zusammen. Das dauerte aber nicht lange; denn seine herzliche Art beseitigte bald ein Gefühl der Scheu, das ich zuerst empfand. Er verstand es so gut, sich in die Gefühle und Lebensart der Jugend hineinzudenken, daß ich das Jahr, welches ich mit ihm verbringen durfte, zu den glücklichsten meines Lebens zähle. In einer Hinsicht zog ich vor allem Vorteil aus dem Zusammensein mit meinem Vater. Er sprach nämlich oft und zwanglos über seine während des afghanischen Krieges gesammelten Erfahrungen, in dem er zuerst eine Brigade und später die Truppen Schah Schujas befehligte. Die Aufschlüsse, welche ich auf solche Weise über dieses merkwürdige Land und seine noch merkwürdigeren Bewohner erhielt, waren für mich von höchstem Wert, als ich fünfundzwanzig Jahre später auch an der Spitze einer Armee in Afghanistan einmarschierte.

Es waren ja erst 11 Jahre seit dem ersten Afghanenkriege vergangen, als mein Vater nach Peschawar versetzt wurde. Er kam hier oft mit afghanischen Freunden zusammen, von denen sich einige im Distrikte von Peschawar niedergelassen hatten. Dost Mahomed hatte nämlich bei seiner Rückkehr nach Kabul alle, die uns geholfen hatten, gezwungen, das Land zu verlassen und in Indien Schutz zu suchen. Das Haupt dieser Verbannten war Mahomed Usman Khan, der Vezier Schah Schujas. Er war mit meinem Vater gut befreundet, und sie unterhielten sich gern von den Ereignissen, in denen sie beide so hervorragende Rollen gespielt hatten.

Usman Khan ist vor einigen Jahren gestorben, aber wer auf einer Reise nach Indien bis Peschawar kommt, der wird vielleicht seine Söhne antreffen, von denen einer, Oberstleutnant Aslam Khan, Kommandeur der Khyber Rifles ist (Infanterieregiment am Khyberpaß). Er ist das Muster eines eingeborenen Gentleman und Soldaten, der seine Loyalität mehr als einmal bewiesen und dem Staate manchen guten Dienst geleistet hat.

Mein Vater kannte auch Dost Mahomed selbst gut und noch viele andere einflußreiche Persönlichkeiten in Kabul, von denen er während seines Aufenthaltes in Peschawar manches interessante Schreiben erhielt. In den Briefen wurde immer wieder mit Ängstlichkeit betont, wie sehr man in Kabul den Frieden wünschte. Die Antworten meines Vaters lauteten immer zuvorkommend und beruhigend. Diese Korrespondenz bestärkte ihn in seiner oft geäußerten Ansicht, daß es für England von großem Vorteil sein und die Notwendigkeit einer starken Grenzbesatzung verhindern würde, wenn England freundschaftliche Beziehungen zum Emir von Afghanistan und den Grenzstämmen pflegen würde, die den Fürsten von Kabul mehr oder weniger doch als ihr Oberhaupt ansahen. Mein Vater schrieb deshalb an den Staatssekretär für Indien in diesem Sinne und legte an der Hand von Beispielen dar, wie erfolgreich einige der erfahrensten angloindischen Beamten die wilden Volksstämme durch Güte und Milde fügsam gemacht hätten.

Seiner schlechten Gesundheit wegen war es meinem Vater nicht vergönnt, lange genug in Peschawar zu bleiben, um den Erfolg seiner Ratschläge zu sehen. Es war jedoch eine große Genugtuung für ihn, noch bevor er Indien verließ, zu hören, daß er Lord Dalhousies, des damaligen Generalgouverneurs, Beifall gefunden habe.

Kurz vor seiner Abreise von Peschawar erhielt mein Vater vom Obersten Outram folgenden Brief, datiert vom 23. Oktober 1853:

„Da ich weiß, daß Ihre Ansichten über das Verhalten gegen Dost Mahomed auch die des Generalgouverneurs sind, zeigte ich Ihr Schreiben den Obersten Low, Grand und Courtney. Diese waren über Ihre gesunden Ansichten, welche dem allgemeinen Kriegsgeschrei der Armee zuwiderlaufen, sehr erfreut. Dies und Ihre weise Voraussicht vor dem Kabulaufstand, die man im Hauptquartier zuerst in den Wind schlug, später aber anerkannte, nachdem das Kabulmassakre Ihnen Recht gegeben hatte, ist ein Beweis, wie vortrefflich Sie sich zur politischen wie militärischen Kontrolle des Gebietes jenseits des Indus eignen würden."

Daß der Emir selbst bereit war, auf jedwede Unterhandlung einzugehen, ist deutlich aus einem Briefe seines Bruders ersichtlich, welcher unter den Papieren des Obersten Mackeson, des Geschäftsträgers von Peschawar, nach dessen Ermordung vorgefunden wurde. Noch erfreulicher war es für meinen Vater, daß die Ansichten des Nachfolgers von Mackeson, des Oberstleutnants Herbert Edwardes, in dieser Beziehung sich vollständig mit den seinen deckten. Dieser tüchtige Offizier und ausgezeichnete Verwaltungsbeamte hielt fest an der von meinem Vater befürworteten Politik, und es gelang ihm auch, so gute Beziehungen mit dem Emir von Kabul herzustellen, daß Afghanistan sich bei dem großen Aufstande neutral verhielt und nicht, wie es leicht hätte sein können, gegen uns marschierte.

Die Division von Peschawar galt nicht allein als die wichtigste, sondern war zugleich die größte, welche Indien im Jahre 1852 aufzuweisen hatte. Sie schloß außer Attock, Rawal Pindi und Jhelum noch die Gebirgsstation Murree in sich ein, welch letztere erst kürzlich besetzt worden war. Das Lager von Peschawar wurde von Sir Collin Campell errichtet, der zu jener Zeit Kommandierender war (1849). Er pferchte die Truppen — Europäer wie Eingeborene — in möglichst enge Quartiere ein, um die Station besser vor den Raubzügen der Afridis und anderer Räuberstämme zu schützen, welche aus den benachbarten Bergen immer wieder in dieser Absicht zu Tal stiegen.

Um diesem Raubgesindel widerstehen zu können, mußte das Lager mit Wachen umstellt werden. Je enger also der Bewachungsgürtel gezogen war, desto weniger Posten wurden notwendig. Nur

von diesem Standpunkt war die Handlungsweise Sir Collins entschuldbar; aber das Resultat der engen Quartiere war, was es immer und vor allem im Tropenklima ist; und für lange Jahre ist die Station ein Schrecken der englischen Soldaten wegen ihrer sprüchwörtlichen Ungesundheit gewesen. Die Wasserversorgung war in den ersten 25 Jahren nach der Besetzung sehr schlecht, und sanitäre Maßnahmen waren vor allem, was die Eingeborenen betraf, als unnötig angesehen.

Außer den Wachtposten um das Lager waren noch starke Piketts auf allen wichtigen Straßen nach dem Gebirge zu aufgestellt, und jedes Haus mußte von einem Chogidar oder Wächter bewacht werden. Die Bestallung dieser Wächter, die sich aus den Räuberstämmen rekrutierten, war eine Art Hintertüre, ohne die es nicht abging, wollte man seiner Pferde und seines übrigen Eigentumes sicher sein. Die Chogidari waren mit allen möglichen altmodischen Feuerwaffen versehen, die sie auf gegebenen Alarm losschossen, ohne irgend welche Vorsicht dabei zu beobachten. Es war daher kein Spaß auf der Peschawarstraße nach dem Dunkelwerden spazieren zu gehen, und niemand durfte die Postenkette nach Sonnenuntergang überschreiten. Daß es sogar bei Tage nicht ungefährlich war, sich von der Station zu entfernen, zeigt folgender Vorfall: Im Herbst 1851 ritt Hauptmann Grantham vom 98. Infanterieregiment mit einer jungen Dame auf der Wichnistraße, als sie nicht weit von der Artillerie-Quartierwache von 5 Gebirgsleuten angegriffen wurden. Grantham wurde schwer verwundet und starb einige Tage später. Die Räuber nahmen die Pferde weg, ließen aber die Dame laufen. Sie rannte so schnell wie möglich zur nächsten Wache und erzählte, was vorgefallen. Sofort wurde alarmiert, und der Verwundete ins Lager geschafft. Bald darauf wurde die junge Dame aufgefordert, einen gefangenen Gebirgsmann als Teilhaber zu identifizieren, sie konnte aber keine Ähnlichkeit herausfinden. Die Freunde der Mörder hatten nun Angst bekommen, daß die Dame einmal den richtigen herausfinden könnte, und versuchten sie zu entführen. Der Versuch mißlang glücklicherweise, jedoch von dem Augenblick an mußte die Dame bis zur ihrer Abreise ständig bewacht werden.

Nach allen diesen Vorgängen mag sich der Leser denken, daß Peschawar, wie ich es zunächst kennen lernte, kein berückender Aufenthalt genannt werden durfte. Ich habe mich aber daselbst sehr glücklich gefühlt; denn es war immer etwas los, und ich hatte ja meinen

Vater und viele Freunde dort. Damals war dem Kommandeur einer größeren Division ein höherer Offizier unterstellt, welcher mit dem Range eines Brigadiers das Hauptquartier befehligte. Als ich in Peschawar eintraf, hatte Oberst Sidney Cotton diesen Posten inne. Bei dem Aufstande erwarb er sich in dieser Stellung großes Lob und wurde später Kommandeur der Division.

In seinem Stabe hatte mein Vater die Leutnants Norman und Lumsden. Norman war Adjutant meines Vaters, Lumsden Generalquartiermeistersadjutant. Mein Vater hielt große Stücke auf beide Offiziere, und diese rechtfertigten die gute Meinung durch ihre Karriere. Norman wurde mit 35 Jahren und nach 16jähriger Dienstzeit Generaladjutant der indischen Armee und zwei Jahre später Sekretär des Gouvernements und des Militärdepartements. Er beendete seine indische Laufbahn als Mitglied des Kriegsrates.

Lumsden stieg zu den beiden höchsten Posten des indischen Stabes empor, er wurde Generalquartiermeister und schließlich Generaladjutant. Die Offiziere vom Stabe hatten ihr eignes Kasino, und ich erinnere mich noch einer eigentümlichen Begebenheit, welche, wenn nicht die Ausnahme die Regel bestätigt, ein strikter Beweis für die Unhaltbarkeit des Aberglaubens ist, daß 13 eine unglückbringende Zahl bei Tische sei. Am 1. Januar 1853 aßen wir zu 13 in der Messe; 11 Jahre später waren wir noch alle am Leben; beinahe die ganze Tischgesellschaft hatte den Aufstand mitgemacht und fünf oder sechs waren dabei verwundet worden.

Von der Zeit meiner Ankunft bis zum Herbst 1853 passierte nichts von Bedeutung. Ich lebte mit meinem Vater zusammen, dessen Adjutant ich war, und mußte zu gleicher Zeit den Dienst bei der Truppe versehen. Die 2. Batterie der 2. Abteilung, zu welcher ich gehörte, bestand aus tüchtigen Leuten, die im Felde einen sehr guten Namen hatten, im Quartier aber etwas aufsässig waren. Sie hatten den Spitznamen „Teufelskerle“. Da es durchweg kräftige Leute waren, wurde diese Batterie probeweise in eine Gebirgsbatterie umgewandelt. Ich war für längere Zeit der einzige Subalternoffizier dieser Batterie, und obgleich mein Hauptmann nichts dagegen hatte, daß ich bei meinem Vater Adjutantendienste tat, durfte ich doch meinen Dienst bei der Truppe in keiner Weise vernachlässigen.

Ein sehr bedauernswerter Zwischenfall hat sich tief in mein Gedächtnis eingeprägt. Ich wurde zu einem Gassenlaufen kommandiert, dem einzigen glücklicherweise, welchem ich beiwohnen mußte, obgleich diese barbarische Strafe erst beinahe 30 Jahre später aus der Armee verbannt wurde (1881). Wenige Jahre vor meinem Eintritt war die Anzahl der Schläge auf 50 beschränkt worden, aber selbst diese Einschränkung vermochte das schreckliche Schauspiel nicht zu mildern. Das Gassenlaufen, von dem ich erzähle, war zur Bestrafung zweier Leute befohlen worden, die ihre Ausrüstungen verkauft hatten. Sie sollten jeder 50 Hiebe erhalten und dann noch eine Gefängnisstrafe absitzen. Beide waren schöngewachsene Artilleristen und es tat einem leid, sie so mißhandelt zu sehen. Außerdem habe ich das Gefühl, daß die Strafe eher Unheil stiftet, als die Leute bessert, da dieselbe in ihnen jede Selbstachtung tötet und sie nur umso ungebärdiger macht. In diesem Falle waren die Leute kaum aus dem Gefängnisse entlassen, als sie dieselbe Geschichte noch einmal machten. Sie wurden natürlich zur selben Strafe verurteilt. Damals sehnte ich mich danach, die Macht zu besitzen, ihnen die 50 Hiebe zu schenken, da ich die feste Überzeugung hegte, daß diesmal der Verkauf ihrer Uniformen eine Demonstration gegen die körperliche Züchtigung bedeuten und den Beweis liefern sollte, daß die Gasse sie an der Wiederholung ihres Vergehens nicht zu hindern vermöchte. Es wurde wieder eine Parade befohlen, genau wie das erstemal. Der eine der Delinquenten wurde bis zur Hüfte entkleidet und auf ein Kanonenrad gebunden. Das Urteil wurde verlesen, und ein Trompeter stand zur Vollstreckung bereit. Anstatt aber das Zeichen zum Anfang zu geben, hielt der kommandierende Major, Robert Waller, eine Ansprache an die Delinquenten. In dieser gab er seinem Bedauern Ausdruck, daß 2 Leute seiner Abteilung in kürzester Folge zweimal gezüchtigt werden sollten, und fügte zu unserer aller Erleichterung hinzu, daß er ihnen die körperliche Strafe, so wenig sie es auch verdient hätten, erlassen wolle, wenn sie ihm das Versprechen geben würden, nie wieder etwas Ähnliches zu begehen und sich in Zukunft besser zu führen. Die Gefangenen konnten nicht glücklicher sein als ich. Die Milde war ihnen zu Herzen gegangen; denn sie gaben das Versprechen und haben es redlich gehalten. Ich habe gerade diese beiden nicht aus den Augen verloren und darf zu meiner Freude mitteilen, daß sie sich nie wieder

etwas zu Schulden haben kommen lassen, sondern tüchtige Soldaten geworden sind.

Zivilbevollmächtigter war, als ich nach Peschawar kam, Oberst Mackeson, ein außerordentlich tüchtiger Beamter, der sich im ersten Afghanenkriege dadurch sehr ausgezeichnet hatte, daß er seinen guten Einfluß bei den Afridis und anderen Stämmen geltend machte, die ihn ebenso hoch schätzten, als fürchteten. Während der kurzen Regierung Schah Schujas in Kabul war Mackeson unausgesetzt politisch im Khyberpasse tätig. Als der Aufstand in Kabul ausbrach, schickte er unermüdlich Proviant und Geld an Sir Robert Sale nach Lalahabad, zog mit größter Schnelligkeit Verstärkungen heran und wahrte das britische Ansehen im Khyberpasse zu einer Zeit, als der heilige Krieg ausgerufen worden war, und alle Rechtgläubigen aufgefordert wurden, die Feringhis (Fremden) zu vernichten.

In Peschawar hatte er als Bevollmächtigter große Schwierigkeiten zu überwinden, und auf ihm lastete um so schwerere Verantwortung, als die afghanischen Einwohner der Stadt sich gerade damals in gefahrdrohender Aufregung befanden.

Am 10. September traf uns die Schreckensnachricht, daß Mackeson von einem religiösen Fanatiker angefallen worden sei.

Er saß auf seiner Veranda und hörte die Berufungen gegen die von seinen Untergebenen gefällten Urteile an, als gegen Abend ein Mann, der von vielen tagsüber bemerkt worden war, wie er in der Nähe des Hauses in seine Gebete vertieft auf einem Teppich kniete, sich ihm näherte und mit einem tiefen „Salaam" ein Schriftstück überreichte. Mackeson glaubte natürlich, der Mann wolle ihm ein Gesuch überbringen, und streckte seine Hand nach dem Papier aus. Diesen Augenblick benutzte der andere und durchbohrte des Beamten Brust mit einem Dolche. Es entspann sich ein Kampf, und durch den Lärm wurde die Dienerschaft herbeigerufen. Ein eingeborener Beamter warf sich auf den Mörder und wurde bei dem Versuche, seinen Herrn zu retten, selbst leicht verwundet.

Mackeson lebte noch bis zum 14. September. Sein Tod hatte eine große Aufregung in der Stadt und bei den Grenzstämmen zur Folge, welche sich steigerte, als man erfuhr, daß der Mörder gehängt und sein Leichnam verbrannt worden sei. Diese Art und Weise, einen ihrer Toten behandelt zu sehen, wird von den Moha-

medanern als größte Beleidigung empfunden, die man ihrem Glauben zufügen kann; denn dadurch, daß der Leichnam, genau wie derjenige eines verhaßten Hindu, verbrannt wird, ist nach ihrer Meinung der Tote aller Rechte im Paradiese beraubt. Natürlich wurde diese Sache erst nach reiflicher Überlegung so bestimmt, und das Urteil war deshalb so beschlossen worden, weil man die fanatischen Mohamedaner schrecken wollte. Es bedeutet für diese ein großes Verdienst, einen Ketzer zu ermorden. Sie erlangen nach ihrer Religion hierdurch die ewige Seligkeit, stehen aber lieber von ihrem Vorhaben ab, wenn sie fürchten müssen, verbrannt zu werden; dann würden sie ja nicht mehr als Märtyrer angesehen und wie Heilige verehrt. Da das Gerücht umging, die Pathanen beabsichtigten Mackesons Grab zu entheiligen, wurde seine Bestattung innerhalb des Lagers angeordnet. Ihm wurde ein Denkmal errichtet, welches aus einer öffentlichen Subskription hervorging, und der Generalgouverneur verfaßte selbst die Grabschrift, welche folgenden Wortlaut hat: „Hier liegt die irdische Hülle von Frederick Mackeson, Oberstleutnant in der Bengalen Armee, Ritter des hohen Bathordens und Bevollmächtigten von Peschawar. Geb. 2. September 1807. Gest. 14. September 1853 an den Folgen einer Verwundung durch einen Fanatiker. Er war das Ideal eines guten Soldaten, von kluger Besonnenheit, tapferem Wagemut und großer Energie. Nicht ohne Grund war die indische Armee stolz, ihn zu den ihren zu zählen. Auf dem schwarzen Blatte der Geschichte des Afghanenkrieges steht der Name Mackeson mit leuchtenden Buchstaben geschrieben; die Grenze war sein Posten und ihm gehörte die Zukunft. Die Schlünde des Khyber und die Spitzen der schwarzen Berge können in gleicher Weise von seinen Heldentaten erzählen. Der Tod fand ihn in den ersten Reihen. Unbesiegte Feinde fühlen sich sicherer, nachdem er gefallen. Und daher betrauert seine eigne Regierung seinen Tod aufs tiefste. Seinen Ruhm als Soldat kennt jeder und ehrt jeder. Seine Bedeutung als politischer Staatsdiener ist niemandem besser bekannt, als dem Generalgouverneur selbst, dem er in einer ereignisreichen und schweren Zeit, durch großen Eifer, bewundernswerte Klugheit, Verschwiegenheit und Temperament manchen großen Dienst geleistet hat. Hierdurch wurde der Wert dieses Soldaten noch zehnfach erhöht. Der Verlust von Oberst Mackeson würde einen Sieg verdunkelt haben. Ihn so zu verlieren, durch

den Dolch eines gemeinen Meuchelmörders, das bedeutet einen harten Schicksalsschlag für die Regierung, die ihn zu ihren Besten gezählt hat.

Generalbefehl vom Marquis of Dalhousie, Generalgouverneur von Indien, am 3. Oktober 1853. — Dieses Denkmal wurde von seinen Freunden errichtet."

Kurz vor Mackesons Ermordung sah sich mein Vater genötigt, in die Gebirgsstation von Murree zu gehen. Die Hitze hatte ihm arg zugesetzt und machte einen Wechsel unumgänglich nötig. Kaum war er dort angelangt, als die Schreckensbotschaft eintraf. Er beschloß trotz der gefährlichen Jahreszeit, sofort nach Peschawar zurückzukehren; denn er hielt es für selbstverständlich, in einer Zeit so gewaltiger Aufregung auf seinem Posten zu sein. Zur Vorsicht gab er dem 22. Regiment in Rawal Pindi Marschbefehl nach Peschawar. Dieser und andere Schritte, welche mein Vater in kluger Voraussicht tat, schafften bald wieder Ruhe und Ordnung.

Kaum war es in Peschawar ruhig geworden, als die Jowakiafridis, welche das Gebiet östlich vom Kohatpasse bewohnen, Ungelegenheiten machten. Wir marschierten aus, um ein Fort anzulegen, von dem aus der Zugang zum Passe gedeckt, und die Grenzstämme überwacht werden konnten. Hatte mein Vater unter der enormen Hitze in den Sommermonaten schon zu leiden gehabt, so erschütterte der große Temperaturwechsel, die bittere Kälte der Novembernächte im Zelte vollends seine Gesundheit. Er war damals 70 Jahre und nahm nicht die geringste Rücksicht auf sein Befinden. Deshalb rieten ihm die Ärzte allen Ernstes, vor dem nächsten Sommer seinen Abschied zu nehmen. Da er kein Freund halber Arbeit war, beschloß er sofort nach England zurückzukehren. Kurz vor seiner Abreise geschah etwas Merkwürdiges, was ich hier für Physiologen erzählen will; die können vielleicht eine Erklärung finden, ich habe es nie vermocht.

Mein Vater hatte einige Tage vorher Einladungen zu einem Tanz ergehen lassen, der zwei Tage später, nämlich am 17. Oktober 1853 stattfinden sollte.

An dem Sonnabend Morgen schien er zerstreut und traurig und beim Frühstück sprach er kein Wort, ganz entgegen seiner heitern und freundlichen Art. Als ich ihn nach der Ursache seiner Verstimmung fragte, erzählte er mir, daß er einen unangenehmen Traum gehabt habe, und zwar habe er denselben schon einige Male geträumt.

Jedesmal, wenn er so geträumt habe, sei jemand aus der nahen Verwandtschaft gestorben. Im Laufe des Tages wurde er trotz meiner Bemühungen, ihn aufzuheitern, immer mehr verstimmt, und sprach selbst davon, den Ball abzusagen. Für den Augenblick konnte ich ihm diesen Plan ausreden, als er aber in der darauffolgenden Nacht nochmals denselben Traum hatte, bestand er am nächsten Morgen darauf, daß der Tanz verschoben würde. Mir schien es peinlich, unseren Freunden eines Traumes wegen die Freude zu verderben, aber ich mußte den Befehl meines Vaters ausführen und setzte daher die Eingeladenen in Kenntnis. Am nächsten Morgen brachte die Post die Nachricht von dem plötzlichen Ableben meiner Halbschwester in Lahore, die ich ja auf meinem Wege nach Peschawar besucht hatte.

Da es meinem Vater wirklich nicht gut ging, schien es ratsam, daß er nicht allein reise, und ich machte mich deshalb bereit, ihn bis Rawal Pindi zu begleiten. Wir verließen Peschawar am 27. November und fuhren bis Nowschera. Am nächsten Tag kamen wir bis Attock. Durch den Wechsel hatte sich der Kranke schon wesentlich erholt, und konnte die Weiterreise nun ganz gut allein bewerkstelligen. Mir war daran gelegen, möglichst schnell zu meiner Batterie zurückzukommen, welche bei Bazidkhel versammelt war, um eine Strafexpedition gegen die Vordörfer der Jowakiafridis zu unternehmen. Nachdem ich meinem Vater herzlich Lebewohl gesagt hatte, brach ich früh am 29. November nach Bazidkhel auf. Damals existierte noch keine direkte Verbindung zwischen Nowschera und Bazidkhel, auch war es gefährlich, längs der Vorberge des Afridilandes allein zu reisen. Ich mußte daher nochmals den ganzen Weg nach Peschawar zurück, um an meinen Bestimmungsort zu gelangen. Ich ritt so schnell, als mich die Relais tragen konnten, in der Hoffnung, noch zur Zeit nach Bazidkhel zu kommen, um bei dem Spaße mit dabei sein zu können. Kurz hinter Nowschera hörte ich jedoch Kanonendonner und erkannte sofort, daß ich zu spät kam. Natürlich war ich über den Verlust dieser ersten Gelegenheit im Felde zu stehen, sehr enttäuscht; vor allem, da es sich um den ersten praktischen Erfolg der neuformierten Gebirgsbatterie handelte. Der Zweck dieser Expedition war der, die Afridis für ihre viele Vergehen innerhalb der drei letzten Jahre zu bestrafen. Zahlreiche Morde und Raubzüge auf dem Kohatpasse und im Peschawardistrikt, die Ausplünderung von Booten

auf dem Indus, sowie die Ermordung eines Weißen, eines Apothekers, wurden ihnen zur Last gelegt. Sie waren blockiert und ihnen der Zugang zu den Salzminen bei Bazidkhel gesperrt worden; es wurde ihnen auch der Markt von Kohat und Peschawar verboten. Alle diese Maßregeln hatten aber so gut wie keinen Erfolg bei diesen hartgesottenen Afridileuten. Als John Lawrence nach Peschawar gekommen war, um mit dem neuen Bevollmächtigten Edwardes Grenzangelegenheiten zu besprechen, hielt er eine Zusammenkunft mit den Maliks (Häuptlingen) der am Jowakipaß gelegenen Dörfer und beschloß, um Feindseligkeiten möglichst zu vermeiden, alle begangenen Untaten zu verzeihen, wenn die Stämme in verschiedene Bedingungen einwilligen würden. Dies waren kurz folgende: Es sollten keine weiteren Verbrechen im britischen Territorium begangen werden. Die Verbrecher, welche sich in ihre Dörfer geflüchtet hätten, sollten ausgeliefert werden. In Zukunft sollten Verbrecher und von den britischen Behörden Abgeurteilte keine Zuflucht mehr im Jowakigebiete finden.

Auf die zweite Bedingung wollten die Maliks um keinen Preis eingehen. Sie erklärten der Wahrheit gemäß, daß seit undenklichen Zeiten jedem auf sein Ansuchen in ihrem Gebiete ein Asyl gewährt worden sei, und daß es für sie eine unerträgliche Schande sein würde, mit dieser Gepflogenheit zu brechen.

Die Afridis haben einen wunderlichen Begriff von den Gesetzen der Gastfreundschaft. Es kommt gar nicht selten vor, daß sie ihren Gast kaltlächelnd ermorden, aber es geht gegen ihr Ehrgefühl, einen Flüchtling auszuliefern, der sie um ein Asyl gebeten hat. Der uns am nächsten wohnende Stammesteil der Afridis war mit dem ersten und dritten Punkte einverstanden, zweifellos aber nur, weil sie sich in unserer Gewalt fühlten, und ihnen die Blockade doch erheblichen Schaden getan hatte. Aber die Boriafridis begehrten weder für die begangenen Straftaten Verzeihung, noch gaben sie Sicherheit für die Zukunft. Trotzdem gestanden sie die ihnen zur Last gelegten Untaten freimütigst zu.

Es blieb daher nichts weiter übrig, als ihnen Truppen auf den Hals zu schicken. Das Expeditionskorps bestand aus ungefähr 1500 Mann britischer und eingeborener Truppen. Die Afridis hielten nicht Stand, bis wir ihre Hauptstellung erreichten. Dort

leisteten sie energischen Widerstand, konnten aber auf die Dauer der Entschlossenheit unserer Truppen nicht entgegentreten. Hier zeichneten sich vor allem die Guiden und die 66. Gurkhas aus. Hierauf wurden die Boridörfer zerstört. Der Verlust auf unserer Seite betrug bei dieser Expedition 8 Getötete und 31 Verwundete. Nachdem die Bestrafung durchgeführt worden war, zog sich das Korps zurück. Hierbei wurde die Arrieregarde arg bedrängt, und erst spät am Abend gelang es den Truppen, aus den Bergen heraus zu kommen. Die Afridileute, mit denen wir eben Freundschaft gemacht hatten, saßen zu Hunderten auf den Anhöhen und verfolgten den Kampf. Zweifellos war die Versuchung für sie groß, die „Ungläubigen" anzugreifen, solange sie sich in ihrer Gewalt befanden, und Lawrence und Edwardes waren zuerst sehr in Sorge, welche Partei die neuen Verbündeten ergreifen würden; sie beruhigten sich aber, als sie sahen, daß die Leute neutrale Haltung bewahrten. Ich will die Ereignisse dieses Tages nicht weiter beschreiben, zumal ich ja leider nicht selbst dabei war. Ich habe mich gerade bei dieser Expedition etwas lange aufgehalten, weil sie typisch für die vielen kleinen Grenzscharmützel ist. Außerdem erinnere ich mich, daß die Leichtfertigkeit, mit der wir unsere Kommunikationslinie in einem schwierigen Gebirgsgelände Leuten überließen, die mit unseren Feinden aufs engste befreundet waren, mir unverantwortlich erschien. Dieses übergroße Vertrauen in die Redlichkeit unserer Nachbarn war einige Jahre später an den unliebsamen Ereignissen im Umbeylafeldzuge Schuld.

Die Streitmacht verblieb noch bis zur Fertigstellung des neuen Postens im Feldlager. Dieser wurde nach dem verstorbenen Obersten „Fort Mackeson" getauft. Nachdem die Befestigungsarbeiten vollendet waren, marschierten wir nach Peschawar zurück.

Kapitel IV.

Reise nach Khagan — Das Tal von Kaschmir — Zurück zur reitenden Artillerie — Mein erster Besuch in Simla — Leben in Peschawar — Versetzung zum Stabe — Orientierungsdusel.

Nachdem ich 18 Monate in Peschawar zugebracht hatte, war ich durch wiederholte Fieberanfälle so geschwächt, daß ich im April 1854 einen sechsmonatlichen Urlaub nach Kaschmir erhielt. Ich reiste über Murree nach Abottabad längs der Straße, die jetzt unter dem Namen „Gullis" bekannt ist. Hier traf ich den Leutnant George Rodney Braun, einen Subalternoffizier der Artillerie, mit dem ich in Peschawar zusammengewohnt hatte. Abottabad war damals noch ein kleines Nest. Es hatte seinen Namen von seinem ersten Bevollmächtigten, welcher 1839 durch seine Reise von Indien über Bokhara und Khiwa nach Rußland bekannt wurde. Er machte diese zur Befreiung einiger Russen, die als Sklaven bei den Turkomanen gefangen gehalten wurden. Als ich hinkam, war er gerade versetzt worden, und sein Nachfolger, Kapitän Becher, war glücklicherweise auf einer Inspektionsreise begriffen. Ich sage „glücklicherweise", weil wir darauf brannten, Khagan zu besuchen und hierzu auch die Erlaubnis des Bevollmächtigten in Peschawar erhalten hatten. Dieser hatte uns gesagt, wir sollten uns in der Angelegenheit an Becher wenden. Was wir aber von diesem Herrn hörten, klang nicht danach, als wenn er uns helfen würde. Khagan lag außerhalb unserer Einflußsphäre, und von seinen Bewohnern wurde erzählt, sie seien noch fanatischer als die übrigen Grenzstämme. Der Bevollmächtigte in Peschawar hatte uns aber nun einmal Erlaubnis erteilt, und da sein Stellvertreter in Abottabad ein Freund von Hindernissen zu sein schien, beschlossen wir, uns vor seiner Rückkehr aus dem Staube zu machen.

Wir brachen am 21. Mai auf und gingen bis Habibula-Ki-Ghari. Hier teilt sich die Straße, der eine Weg führt nach Kaschmir, der andere nach Balahot. Dieser Ort liegt 20 Kilometer weiter und war damals Grenzstation. Dort trafen wir eine kleine Grenzwache an, von der wir zwei Mann überredeten, die Reise nach Khagan mitzumachen, um nach dem Gepäck zu sehen und uns Kulis zu besorgen. Nach drei Tagemärschen erreichten wir Khagan. Die Straße führt von Balahot an beinahe den ganzen Weg an einem Abgrunde hin,

in dessen Tiefen der Rainsukhafluß braust. Sie war steinig, sehr steil und an einigen Stellen sehr eng. Wir überschritten den Fluß, der in dieser Jahreszeit einem tosenden Strome glich, mehrere Male auf Schneebrücken. Solche Schneeübergänge, die das klare dunkelgrüne Wasser überspannen, gewähren einen wunderhübschen Anblick. An einer Stelle hielten die Schikaries, Leute, welche die Flinte tragen und Wildwechsel aufsuchen, an und erzählten uns stolz, daß ihr Stamm hier eine Armee Sikhs vernichtet habe, welche zu Runji Sings Zeiten gegen sie entsendet worden sei. Sicherlich war die Stellung vorzüglich gewählt, der Platz ist nicht mehr als 40 Meter breit; auf der einen Seite ragt ein steiler Felsen, auf der anderen schäumt der reißende Strom.

Die Bevölkerung hatte augenscheinlich nichts gegen unseren Besuch, denn sie behandelte uns mit großer Zuvorkommenheit während der ganzen Reise. Da wir uns herrlich unterhielten, beschlossen wir ein Schreiben, das mit dem Siegel des Bevollmächtigten versehen uns erreichte, erst später zu öffnen.

Khagan war beinahe im Schnee begraben. Die Szenerie war wundervoll und wurde immer prächtiger, je höher wir stiegen. Reihe auf Reihe von schneebedeckten Bergen erschloß sich unserem Auge; jeder folgende ragte immer höher in die Luft, bis sich unserem entzückten Blicke endlich die über allen thronende Nanga Parbat (8500 Meter über dem Meere) in ihrer ganzen Pracht entschleierte. Über Khagan konnten wir nicht hinauskommen; unsere Kulis wollten keinen Schritt weiter vorwärts tun. Sie gaben zwar als Grund an, daß in dieser Jahreszeit die Lawinengefahr sehr groß sei, ich vermute aber, daß sie Angst hatten weiter zu gehen, weil sie Feindseligkeiten der Eingeborenen befürchteten.

In Khagan blieben wir zwei oder drei Tage, um einen Iber zu schießen. Wir wurden aber arg enttäuscht, denn es kam uns überhaupt keiner zu Gesicht. So traten wir unter großem Bedauern den Heimweg an und erreichten Habibula-Ki-Ghari am 31. Mai. Hier erwartete uns ein zweites Schreiben derselben Herkunft aus Abottabad. Es enthielt, wie der nun endlich auch geöffnete erste Brief, den Befehl sofort zurückzukehren und auf keinen Fall nach Khagan zu gehen. — Seit der Zeit ist Khagan oft von britischen Offizieren besucht worden, und jetzt ist eine Straße im Bau, die den von uns gewählten Weg gangbar macht. Hierdurch wird eine bessere Verbindung mit Gilghit

hergestellt, das früher nur über Kaschmir zu erreichen war. Wir hielten uns gar nicht lange in Habibula-Ki-Ghari auf, nahmen vielmehr unseren Weg sofort nach dem prachtvollen Tale von Kaschmir, wo wir den ganzen Sommer verbrachten. Exkursionen nach all den interessanten und schöngelegenen Plätzen, von denen man so viel gehört hatte, und gelegentlich eine Bärenjagd vertrieben uns die Zeit. Den größten Eindruck machte auf mich Martund, 5 Kilometer östlich von Islamabad, wo die pittoresken Ruinen eines einst hochberühmten Hindutempels stehen. Es sind dies die auffallendsten Überreste ehemaliger Größe und Herrlichkeit in Kaschmir. Von Martund führte uns der Weg nach Vernag, einer berühmten Quelle, wahrscheinlich der des Jhelumflusses, wo der Moghul Kaiser Akbar sich einst seinen Sommerpalast erbaut hat. Man kann noch heute die Bogen sehen, auf denen die Privatgemächer der wunderschönen Nurjehan gelastet haben sollen.

Unsere Wanderung ging nun durch das schöne und fruchtbare Tal des Lolab; hier schlugen wir unsere Lager in förmlichen Walnuß-, Äpfel- oder Pfirsichhainen auf. Dann stiegen wir in das Sinttal hinauf und mußten auf unserem Wege den Zojji-La-Paß kreuzen, der nach Tibet führt. Überall war die Szenerie prachtvoll. Zu beiden Seiten gewaltige Berge, deren Kämme ewiger Schnee deckt. Zu ihren Füßen schmückten gewaltige Wälder die Landschaft, in denen man die meisten sommergrünen Bäume antreffen konnte. Von Zeit zu Zeit gingen wir wohl auch auf einige Tage in die Hauptstadt Kaschmirs, Srinagar, um die Annehmlichkeiten zivilisierter Gesellschaft zu genießen. Srinagar ist heute so bekannt und seine Freuden sind so oft in Poesie und Prosa beschrieben worden, daß es nicht nötig erscheint, länger dabei zu verweilen. Ich bin der Meinung, daß in jenen Beschreibungen etwas übertrieben wird. Srinagar wurde das Venedig des Ostens genannt, und es besteht wirklich eine entfernte Ähnlichkeit mit der „Meeresbraut", sowohl seiner schönen Lage nach als wegen des üblen Geruches in den kleineren Kanälen. Schon in der Zeit, von der ich berichte, war die Stadt dem Verfalle nahe. Die Häuser sahen wie Kartenhäuser aus und es schien, als wenn ein Windstoß sie einreißen könnte. In den letzten Jahren ist der größte Teil der Stadt durch Erdbeben zerstört worden, und Srinagar sieht jetzt mehr als je wie eine Kartenstadt aus. Der Hauptreiz der Stadt lag damals in seinen mit Schlingpflanzen überwucherten Holzbrücken, die von Buden

und Läden aller Art belebt waren. Diese Brücken überspannten den Jhelum in kleinen Abständen auf 5 Kilometer. Leider sind sie jetzt dem Auge des kunstliebenden Reisenden entrückt. Buden und Läden sind verschwunden, und die Schlingpflanzen sind ausgerottet. Vom sanitären Standpunkte ist diese Maßregel entschieden zu begrüßen, die Stadt ist aber hierbei ihres Reizes verlustig gegangen. Auch die schwimmenden Gärten sind eine Eigentümlichkeit von Srinagar. Der See ist nämlich nur 3 bis 4 Meter tief, an manchen Stellen erheblich seichter. Diese Gärten werden erbaut, indem die Leute Pfähle in den Grund treiben, welche 1 Meter aus dem Wasser herausragen und in bestimmten Abständen eingerammt sind. Sie werden dann mit Reißig zusammengeflochten, bis ein feststehendes Floß gebildet ist, auf das man Erde und Torf häuft. Nun kann die Saat beginnen; sie bleibt den ganzen Sommer über dem Schutze der Natur überlassen; erst in der Erntezeit rührt sich der Eingeborene wieder. Der Ertrag des Bodens ist ohne irgend welches Zutun des Besitzers ein außerordentlicher, sowohl nach Qualität als Quantität.

Die prachtvollen Khunarbäume sind ein anderes Wahrzeichen dieses Zauberlandes. Sie wachsen zu einer enormen Höhe mit kolossalem Umfang an, ihr Blattwerk ist so üppig und undurchdringlich, daß ich bei heftigem Regen stundenlang darunter lesen und schreiben konnte, ohne im mindesten naß zu werden. Die nähere Umgebung von Srinagar ist reizend, und das Kaschmirtal ist über alle Beschreibung schön. Es wird von prächtig bewaldeten Bergen eingerahmt und von Flüssen und Seen durchschnitten; alle nur denkbaren Blumen entfalten dort ihre Blütenpracht; denn in Kaschmir wachsen außer den prächtigen Blumen des Ostens auch solche aus der Heimat. Auf diese Gegend mag ein persischer Vers Anwendung finden, welcher lautet: „Agar fardos buri-i-zamin ast hamin ast, hamin ast.“ (Wenn es ein Elysium auf Erden gibt, ist es dies, ist es dies.) Der Boden ist außerordentlich fruchtbar; alles kommt darin fort. „Stecke einen Stock in die Erde, und in unglaublich kurzer Zeit schlägt er aus, wird zum Baum und trägt Früchte.“ Was ist uns nur eingefallen, so ein Stück Land für 3/4 Millionen Pfund zu verkaufen? Wir hätten daraus ein vorzügliches Sanatorium für unsere Truppen machen können, und britische Kolonisation und Unternehmungslust hätten hier ein großes Feld gefunden, vor allem, weil ja das Klima auch nicht

idealer gedacht werden kann. Wie traurig, daß in einem Lande, wo jeder Blick ein Lichtblick ist, gerade der Mensch zum Tier werden mußte; denn die Existenz, die der Kaschmire führte, glich der eines Tieres, so elend war sie. Die mohamedanischen Einwohner wurden von Hinduregenten gedrückt, die ihre ganze Ernte einheimsten und den Ärmsten kaum genug ließen, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Was für ein Interesse konnten denn diese Leute an der Kultivierung ihres Bodens haben, oder überhaupt daran, mehr zu tun, als unbedingt zur Existenz notwendig schien? Wie sie sich auch schinden würden, ihre Mühe brachte weder ihnen, noch ihren Kindern den geringsten Vorteil. Ihr einziges Bestreben war daher natürlicherweise darauf gerichtet, mit möglichst wenig Anstrengung durchs Leben zu gehen. Im Sommer lagen sie den ganzen Tag in der Sonne und faulenzten, und im Winter hüllten sie sich in ihre Decken ein, unter denen sie komische kleine Gefäße, Kangri genannt, verborgen hielten, in welchen 2—3 Stückchen Holzkohle glimmten. Jeder Kaschmire trägt noch heute so einen Kangri, als sparsamstes Wärmeerzeugungsmittel mit sich herum. Anfangs September sagten wir dem glücklichen Tale Lebewohl und kehrten nach Peschawar zurück, wo ich wieder bei der Gebirgsbatterie Dienst tat.

Im November erhielt ich zu meiner großen Freude mein Patent. Zuerst wurde die Freude durch die Tatsache getrübt, daß ich zu einem anderen Truppenteil, der in Umballa stationiert war, versetzt werden sollte. Glücklicherweise konnte ich schließlich doch in Peschawar bleiben, da gerade eine Stelle bei der berittenen Artillerie frei wurde, in die ich einrücken durfte. Das Leben an der Grenze hatte damals für die meisten jungen Leute einen großen Reiz. Immer war etwas los; militärische Expeditionen wurden fortwährend unternommen oder geplant, und man hatte immer die Hoffnung einer der Auserwählten zu sein, die ins Feld rücken durften. Auch war Peschawar trotz seiner ungesunden Lage eine Lieblingsgarnison der englischen Offiziere. Für mich war sie vor allem deshalb sehr angenehm, weil hier der größte Artilleriepark in Indien (außer Meerut) versammelt war. Das Offizierskasino war gut; ihm gehörte ein Kreis von Offizieren an, wie er wohl nicht netter in der Armee gefunden werden konnte. Außer den Offizieren des Regiments gab es noch einige Ehrenmitglieder. Der ganze Stab und die Zivilbeamten gehörten nämlich zum Artillerie-

kasino, und an Gastabenden waren wir oft 60 Herren bei Tisch. Einen anderen Anziehungspunkt bildete der Kaffeeladen, eine Einrichtung, die jetzt nicht mehr besteht. Dort versammelten wir uns nach der Morgenparade und besprachen die Lokal- und Heimatsneuigkeiten. Meine Abteilung bestand aus vorzüglichen Mannschaften; beinahe alle waren Irländer. Sie waren schön gewachsene stramme Leute, von denen mich die meisten mit einer Hand hätten hoch heben können. Sie waren vorzügliche Reiter, und dies war notwendig; denn die Gestütspferde, welche damals in der Artillerie Verwendung fanden, waren bei weitem nicht so gut zugeritten, wie dies heute der Fall ist. Ich ritt die Mannschaftspferde oft der Reihe nach durch und lernte auf diese Weise die Ruhe, Geduld und Energie schätzen, welche einen guten reitenden Artilleristen ausmachen; zudem brachte mich das Reiten in ständige Berührung mit den Mannschaften. Weil ich als guter Reiter galt, durfte ich auch an dem „Offiziersfahren" meines Regiments teilnehmen. Hierbei wurden sechs Pferde vor das Regimentsbrake gespannt, von denen jedes in Postillonmanier von einem Offizier geritten wurde.

Meine Batterie wurde von Hauptmann Barr befehligt, einem tüchtigen Soldaten, der bei Offizieren und Mannschaften gleich beliebt war. Seine Figur paßte allerdings nicht recht zum reitenden Artilleristen, denn er war etwas zu dick geraten. Bei der Regimentsparade stellte sich Barr immer in großem Abstand vor seiner Batterie auf und machte seinen Trapp für sich, bei Brigadeparaden mußte er sich jedoch nach den anderen richten. Bei solchen Gelegenheiten bat er immer einen von uns Leutnants, während er vorbeigaloppierte, ohne seinen Befehl abzuwarten, zur rechten Zeit links aufzumarschieren. Natürlich waren wir immer bestrebt, die Sache so gut wie möglich zu machen, und während wir die Bewegung ausführen ließen, hatte er Zeit nachzukommen und im rechten Augenblick auf seinem Posten zu sein.

Im Winter 1854—55 hatte ich mehrere Attacken von Peschawarfieber, und als der Frühling kam, war ich so elend, daß ein ärztliches Attest mir 8 Monate Urlaub verschaffte. Ich hatte Befehl, mich nach Ablauf desselben nach Mian-Mir zu begeben, um dort einen Reitschulkursus durchzumachen, da in Peschawar kein Reitlehrer war. Ich beschloß sofort wieder nach Kaschmir zu gehen, und dann über

den Himalaya nach Simla zu marschieren. Auf meinem Wege nach Kaschmir fand ich in Leutnant John Watson einen angenehmen Reisebegleiter. Damals war er Adjutant im ersten Punjabkavallerieregiment und galt allgemein als der Offizier an der Grenze, von dem man am meisten erwartete. Wir verbrachten in Kaschmir gemeinsam eine reizende Zeit. Anfang August machte ich mich in Begleitung zweier Kameraden nach Simla auf den Weg. Sie hießen Light und Mercer. Ich hatte ihre Bekanntschaft erst kürzlich gemacht und war froh, so nette Reisegefährten gefunden zu haben. Wir marschierten über Kischtwar, Chamba und Darmsala, eine Strecke von 640 Kilometer durch die denkbar schönste Gegend. In Darmsala trennten wir uns. Meine Kameraden wählten die längere Rute durch das Kulutal, während ich über Bilaspur nach Simla reiste.

Simla war damals noch ein bescheidener Ort. Der Generalgouverneur kam beinahe nie in die Stadt, nur der Kommandierende verbrachte gelegentlich mal einen Sommer dort. Als ich nach Simla kam, nahm der damalige Kommandierende Sir William Gomm, welcher den Sommer in der Stadt verlebt hatte, gerade seinen Abschied; sein Generaladjutant Oberst Grant war schon abgereist. Die einzige interessante Begebenheit, die sich während meiner vierwöchentlichen Anwesenheit in Simla zutrug, war ein Mittagessen bei Oberst Arthur Becher, dem Generalquartiermeister. Ich höre meine Leser sagen: das ist doch nichts weiter Interessantes? Trotzdem war dieser Lunch für mich denkwürdig; denn hier war der Wendepunkt in meinem Leben. Mein Gastgeber teilte mir nämlich in der liebenswürdigsten Weise mit, daß er mich später gern um sich haben möchte. Wenn man damals in ein Departement versetzt wurde, so hieß das nichts anders, als den größten Teil seiner Dienstzeit darin verbringen.

Zu jener Zeit bestanden auch noch eine Menge Einschränkungen bei Besetzung der Stellen im Stabe, und das Bestreben eines jeden ehrgeizigen jungen Mannes ging dahin, in dieses oder jenes Departement zu gelangen. Es gab 3 Departements: 1) Politik, 2) Zivil, 3) Militär. Mein Vater hatte mich immer darauf hingewiesen, daß ich die politische Laufbahn anstreben müsse und in zweiter Linie danach trachten solle, Generalquartiermeister zu werden, weil man bei letzterer Karriere die besten Aussichten auf Verwendung in der Front habe. Schon lange hatte ich die stille Hoffnung gehegt, stellvertretender

Generalquartiermeistersadjutant zu werden; denn obwohl ich mich den Vorteilen, welche die politische Laufbahn bot, nicht zu verschließen vermochte, zog ich doch ein Zusammenarbeiten mit der Armee vor. Ich hatte auch schon einen Einblick in die Tätigkeit der zum Stabe kommandierten Offiziere gewonnen und wußte genau, daß mir dieselbe zusagen würde. Deshalb machte mich die Äußerung von Oberst Becher zum glücklichen Menschen. Es kam mir niemals in den Sinn, daß die nächste Zeit mir eine Berufung bringen würde; die Tatsache, daß der Generalquartiermeister mich zu seinen eventuellen Rekruten zählte, genügte mir vollkommen. Es war mir gar nicht so eilig mit dem Abschied von der berittenen Artillerie. Ich gehörte dieser Truppe mit höchstem Stolze an und hoffte noch recht lange Frontdienst bei der Batterie tun zu dürfen. Ich verließ Simla sehr befriedigt mit dem Ergebnisse meines Besuches und voll Dankbarkeit gegen Oberst Becher, der mir ein Freund geworden war. Nachdem ich den Reitkursus in Mian-Mir durchgemacht hatte, kehrte ich zu meiner Batterie nach Peschawar zurück.

Der Winter 1855—56 verlief wie gewöhnlich. Unsere Zerstreuung bestand in gelegentlichem Wettturnen und Kricketspielen. Polo kannte man damals noch nicht, und an die Jackaljagd, welche seit 30 Jahren eine Quelle der Wiedergeburt für die englischen Offiziere ist, hatte damals noch niemand gedacht. Der Besuch der Vorposten bot eine willkommene Abwechslung, und oft ritt ich herüber nach Mardan, wo ein Guidenkorps lag. Dasselbe stand unter dem Befehle Harry Lumsdens, von dem es im Jahre 1856 unter den Auspizien Henry Lawrences gegründet worden war. Ich habe mit seinen Falken manchen schönen Galopp auf der Aubarajagd gemacht. Dienst hatten wir genug in Peschawar, denn der Brigadekommandeur Sidney Cotton *)

*) Dieser Offizier kam im Jahre 1810 als Fähnrich der 24. leichten Dragoner nach Indien. Er hatte im Jahre 1853, zu welcher Zeit das Regiment nach Peschawar versetzt wurde, 43 Jahre gedient und stand im Alter von 61 Jahren. Trotzdem hatte er es noch nicht zum Bataillonskommandeur gebracht. Er war ein Offizier von ungewöhnlicher Energie und Schaffenskraft. Er suchte seinesgleichen als Reiter und im Drill, mit einem Worte, er war durch und durch Soldat. Leider hatte er selten Gelegenheit gehabt, sich in der Front auszuzeichnen, aber die Tatsache, daß es einzig und allein seine Fürsorge war, durch welche im Jahre 1857 ernste Verwicklungen in Peschawar vermieden wurden, mag für ihn ein Trost gewesen sein, als er seine Laufbahn im

war sehr für den Felddienst und vertrat die Ansicht, daß der Exerzierplatz nur zum Drill und zur Vorinstruktion gut sei. Der Soldat müsse, sobald er die Grundlage des Dienstes erlernt habe, die Kinderstube verlassen und soviel wie möglich im Frieden üben, was im Kriege von ihm verlangt werde. Sidney Cotton betonte immer wieder, daß die Kriegsmaschine, wie jede andere Maschinerie, sozusagen geölt bleiben müßte, damit sie immer gebrauchsfähig wäre.

Mein Traum von der Anstellung beim Stabe sollte früher, als ich gehofft hatte, in Erfüllung gehen. Zu Anfang des Jahres 1856 ersuchte der Generalfeldmesser darum, ihm zwei oder drei erfahrene Offiziere als Assistenten zur Vermessung von Kaschmir zu überlassen. Zu diesem Kommando wurde auch Lumsden herangezogen, welcher stellvertretender Generalquartiermeistersadjutant war. Provisorisch wurde mir dies Kommando übertragen. Über diese Beförderung war ich so froh, daß ich die Bedingung meines Hauptmannes, neben dem Dienst beim Stabe auch noch Frontdienst zu tun, ohne Zögern annahm. Aber das Glück, mich auf diese erste Stufe der Generalstabsleiter gestellt zu sehen, sollte nur von kurzer Dauer sein, denn der Generalgouverneur vernichtete meine Hoffnung mit einem Schlage. Er versagte meiner Beförderung seine Zustimmung.

Nach dem Reglement war Vorbedingung zur Beförderung im Departement ein Examen in der Hindusprache. Diese Bestimmung war eigentlich nie in Anwendung gekommen, sicherlich nicht für interimistische Beförderungen; daher war diese Zurückweisung für mich ein harter Schlag. Aber sie hatte auch ihre gute Seite, denn ich entschloß mich natürlich sofort, dieses Examen zu machen.

Das geschah im Mai, und im Juni fand die Halbjahrsprüfung statt. Ich nahm mir deshalb den besten Munschi, Lehrer orientalischer Sprachen, der in Peschawar aufzutreiben war, schloß mich ein und studierte indische Literatur von morgens bis abends. Als das Examen herannahte, fühlte ich mich einigermaßen des Erfolges sicher. Kurz vor dem Examen wurde dem Offizier, der an meiner Statt der Stellvertreter Lumsdens geworden war, eine Stelle bei der Punjabgrenztruppe angeboten. Er frug mich um Rat, ob er das Angebot

---

Königlichen Spitale zu Chelsea beschloß, zu dessen Gouverneur er ernannt worden war.

annehmen sollte, und ich riet ihm davon ab. Natürlich war es mir schwer geworden, diesen uneigennützigen Rat zu erteilen; denn ich war ja diesmal zweifellos Nachfolger in seiner Stellung. Glücklicherweise machte Fitz Gerald es wie die meisten Menschen, welche ihre Freunde um Rat angehen; er hörte, was ich ihm zu sagen hatte, ging hin und tat das Gegenteil. So erhielt ich nach bestandenem Examen die langersehnte Anstellung. In diesem Departement blieb ich mit zwei oder drei ganz kurzen Unterbrechungen bis zur Beförderung zum Generalquartiermeister (1878). Im Herbst 1856 war außerordentlich viel Krankheit in Peschawar. Unter den Truppen wütete das Fieber, und Cotton erhielt die Erlaubnis, einen Teil der Mannschaften ins Feldlager zu verlegen, um auf diese Weise der Krankheit möglichst Einhalt zu tun. Dies war im September, und wir mußten den täglichen Marsch immer vor Dunkelheit antreten, um den nächsten Lagerplatz noch bei erträglicher Temperatur erreichen zu können. Wir überschritten den Kabulfluß bei Nowschera, wo eine Truppenstation errichtet wurde, und zogen drei Wochen lang in der Yosafzai-Ebene umher. Die Hauptschwierigkeit bestand immer im Wassermangel; deshalb mußte ich jeden Nachmittag rekognoszieren, wo wir im Hinblick auf diese conditio sine qua non den nächsten Lagerplatz errichten könnten. Einmal befand sich der nach meiner Ansicht am besten zum nächsten Lager geeignete Platz 5—6 Kilometer von der Hauptstraße entfernt. Am Tage machte es nicht die geringste Schwierigkeit, ihn aufzufinden, aber ich fürchtete, daß beim Aufbruch in den ersten Morgenstunden die Richtung verfehlt werden könnte.

Man kann sich nämlich gar keinen Begriff von der Schwierigkeit machen, im offenen Gelände und bei Dunkelheit den richtigen Weg zu finden, nachdem die Zelte abgebrochen sind. Es war meine Aufgabe die Kolonne zu führen, und da ich die Ängstlichkeit kannte, mit welcher der Brigadier darauf sah, daß die Truppe noch in der Morgenkühle den nächsten Lagerplatz erreichte, merkte ich mir die Richtung nach den Sternen und gab dem Offizier, der die Vorhut befehligte, genaue Anweisung. Als nun der Brigadier das Zeichen zum Aufbruch geben wollte, bemerkte ich, daß die Vorhut gerade rechtwinklig zur Marschrichtung aufgestellt worden war. Der Offizier von der Vorhut behauptete im Recht zu sein, und der Brigadier teilte diese Ansicht; auch noch mehrere andere Offiziere waren gegen

mich. Ich ließ aber nicht locker, und der Brigadier entschied schließlich dahin, ich sei für den richtigen Weg verantwortlich, und befahl mir die Marschrichtung anzugeben. Das Gelände war flach und kahl, kein Baum oder Strauch, der den Weg hätte anzeigen können, und die Entfernung erschien endlos. Ich bekam natürlich in einem fort die Meinungsäußerungen zu hören, ich sei sicher auf dem falschen Wege. Als schließlich der Brigadier selbst begann mir Vorhalt zu machen, fing ich auch an zu zweifeln. In diesem Augenblick stolperte mein Pferd über einen Graben, der sich als Grenzgraben der Hauptstraße erwies. Der Brigadier war hocherfreut, und mir fiel natürlich auch ein schwerer Stein vom Herzen. Eine Haupteigenschaft muß der Quartiermeister besitzen, nämlich einen gewissen Orientierungsdusel, und den konnte mir der Brigadier nun auch nicht mehr absprechen.

Im Oktober ging die Artillerie ins Übungslager nach Chamkanie, ungefähr 8 Kilometer von Peschawar entfernt. Es war beabsichtigt, daß wir dort eine Reihe von Monaten bleiben sollten, aber bevor noch diese Zeit zu Ende ging, wurde ich nach Rawal Pindi zum General befohlen, welcher auf einer Inspektionsreise begriffen war. In der Absicht meinen Regimentspflichten bis zum letzten Augenblick gerecht zu werden, verließ ich Chamkanie erst im letzten Moment und hatte nur noch einen Tag, um nach Rawal Pindi zu gelangen. Die Entfernung von 160 Kilometer legte ich zwischen 7 Uhr abends und 6 Uhr morgens zurück, machte allerdings nur einen kurzen Halt in Attock, um mich zu erfrischen. Nach der Inspektionstur mit General Reed wurde ich für einige Zeit in die Front zurückversetzt, da die Vermessung von Kaschmir beendet war und Lumsden noch vor Weihnachten seine frühere Stellung wieder einnahm.

Kapitel V.

Lord Dalhousies Afghanenpolitik — Vertrag mit Dost Mahomed — Krieg mit Persien — Vorteil der Emirfreundschaft — John Nicholson — Eine kräftige Stütze an der Grenze.

Gegen Ende des Jahres 1856 verbreitete sich das Gerücht, der Emir von Afghanistan — Dost Mahomed Khan — käme in nächster Zeit nach Peschawar, um mit dem obersten Bevollmächtigten,

Sir Lawrence, der eben erst Ritter des Bathordens geworden war, zusammenzutreffen. Bevor ich von dem Besuche des Emirs und seinem Ergebnisse erzähle, ist es vielleicht am Platze, die Ursachen aufzudecken, durch welche dieser Besuch veranlaßt wurde. Sodann werde ich versuchen, die wichtigen Folgen darzustellen, die der Vertrag mit dem Emir einige Jahre später hatte, als der Aufstand in Indien ausbrach. Der Leser wird sich noch erinnern, daß der Nachfolger des ermordeten Mackeson Oberst Edwardes wurde. Er war einer der tüchtigsten Leute, welche die indische Armee je erzogen hat. Derselbe teilte, wie ich oben schon erwähnte, vollständig die Meinung meines Vaters, daß die Erhaltung guter Beziehungen zu Kabul für die Regierung von Indien von größtem Vorteile sein würde. Sie waren beide fest davon überzeugt, daß die ewigen Unruhen an der Grenze vor allem der feindlichen Gesinnung des Emirs zuzuschreiben seien und nicht eher verschwinden würden, als bis wir mit Dost Mahomed in engere Beziehung getreten sein würden.

Im Jahre 1854 hatte Edwardes über diese Angelegenheit eine schriftliche Aussprache mit dem Generalgouverneur, und schrieb diesem an einer Stelle folgendes: „Meiner Meinung nach haben wir Dost Mahomed schwer geschädigt und können sehr wohl die Vergangenheit vergeben und vergessen. Es würde zur Sicherung der Grenze viel beitragen, wenn wir mit Kabul in freundschaftlichen Beziehungen ständen. In unserem jetzigen Verhältnisse zu Dost Mahomed liegt eine ausgesprochene Gefahr. Es sieht aus, als ob beide Parteien nur auf eine Gelegenheit zum Losschlagen warten, weil sie über die Vergangenheit grollen. Dieser Zustand ist an der fortwährenden Aufregung und Unruhe schuld, und hierdurch wird wiederum die Festigung unseres Einflusses und unserer Einrichtungen verzögert. Ich würde die Anbahnung neuer Beziehungen auf Grund eines Freundschafts- und Bündnisvertrages freudig begrüßen.“ Lord Dalhousie war mit den Plänen Edwardes vollständig einverstanden. Auch er wünschte gute Beziehungen zu Kabul, glaubte aber, daß es schwer halten würde, derartige Verhandlungen anzuknüpfen. „Ich gebe Ihnen“, so schrieb er an Edwardes, „carte blanche“, und wenn Sie vollbringen, was Sie vorschlagen, so wird das ein neuer Beweis Ihrer Tüchtigkeit sein.“ Hinter Lord Dalhousie stand die britische Regierung. Damals drohte ein Krieg mit Rußland, und

die gespannte Lage machte ein gutes Einvernehmen mit Afghanistan für uns zur Notwendigkeit. Der Generalgouverneur schrieb an Edwardes: „Europa erwartet mit Spannung die Entwicklung der Dinge in dem Konflikte Rußlands mit der Türkei. In England blickt man mit großer Besorgnis auf diese unruhige Grenze und kann es kaum erwarten, daß die freundschaftlichen Beziehungen, denen Sie das Wort reden, zur Tatsache werden.“ Dagegen war die öffentliche Meinung in Indien mit diesem Vorgehen nicht einverstanden. John Lawrence z. B., welcher einen so ungeheuren Einfluß im Punjab besaß, war ein großer Gegner der Politik Edwardes in dieser Angelegenheit. Er gab zwar zu, daß es wünschenswert sei, mit dem Emir von Kabul Verhandlungen anzuknüpfen, wollte aber, daß der Emir vorerst Abbitte leisten und seinem Bedauern wegen der vielen Mißverständnisse Ausdruck geben sollte. Später hingegen schrieb er an Edwardes: „Vielleicht haben Sie recht; trotzdem kann ich mich der Befürchtung nicht verschließen, daß wir einen Fehler machen. Es wird damit enden, daß wir mehr als uns lieb sein kann, in die inneren Angelegenheiten Afghanistans hineingezogen werden. Die Stärkung, welche uns ein Vertrag bringen soll, erscheint mir eine Selbsttäuschung. Es wird uns gehen, wie dem Manne, der sich auf ein Schilfrohr stützte, welches zerbrach und seine Hand durchbohrte.“ John Nicholson, Outram und James Abbott waren auf Lawrences Seite. Sie meinten, daß jedes Entgegenkommen von unserer Seite als Zeichen bewußter Schwäche ausgelegt werden würde. Ein arroganter und gereizter Muselmann werde mit aller Wahrscheinlichkeit die Eröffnung von Verhandlungen als Beweis für unsere Schwäche ansehen und diese günstige Gelegenheit für sich ausbeuten. Obwohl Lord Dalhousie es ängstlich vermied, Beziehungen in einer Weise anzuknüpfen, welche eine solche Mißdeutung von Seiten Kabuls zugelassen haben würden, war er doch gern bereit, die Hand zur Versöhnung zu bieten unter der Bedingung, daß auf unserer Seite keine Ängstlichkeit gezeigt werde. Der Generalgouverneur legte die Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände von Edwardes, der keine Zeit verlor, zum Ziele zu gelangen. Um die Verhandlungen zu einem befriedigenden Ausgange zu bringen, war natürlich größte Nachsicht und diplomatisches Geschick unumgänglich notwendig, aber dank der Tüchtigkeit Edwardes kam die Sache endlich doch zu einem glücklichen

Abschluß. Das Protokoll dieser zeitraubenden und außerordentlich schwierigen diplomatischen Aufgabe ist sehr interessant. Es kann als glänzendes Beispiel für die Verschlagenheit und Hinterlist des Mohamedaners gelten, zu welcher das offene und gerade Vorgehen des hochgebildeten Engländers in schroffem Gegensatze steht. Der Emir schrieb an den Generalgouverneur einen sehr zuvorkommenden Brief, den er durch seinen Sekretär nach Peschawar schickte. Das Schreiben erfuhr eine wohlverdiente herzliche Antwort. Der Erfolg dieser Antwort bestand in der Absendung von Dost Mahomeds Sohn und Thronerben, Sardar Ghulam Haidar Khan, nach Peschawar, dem der Emir Generalvollmacht für die Verhandlungen erteilte. Ghulam Haidar kam im März 1855 nach Peschawar, wo er von dem Bevollmächtigten empfangen wurde. Am 30. desselben Monats war der Vertrag schon abgeschlossen. Wir garantierten dem Emir seinen Besitz in Afghanistan und versprachen, uns in dieser Beziehung niemals einzumischen, während der Emir wiederum unseren Besitz anerkannte und versprach, Freund unserer Freunde und Feind unserer Feinde zu sein. Zuerst hatte der Generalgouverneur beschlossen, die Empfangsangelegenheit in die Hände Edwardes' zu legen, aber diesem war es mehr um den Erfolg der Verhandlungen zu tun, als um die ihm erwiesene Ehre und den Ruhm. Er schrieb deshalb an den Generalgouverneur, daß sich die Regierung in dieser Angelegenheit von dem obersten Bevollmächtigten vertreten lassen solle und versprach zugleich, Sir John Lawrence in jeder Weise unterstützen zu wollen. Edwardes war der Meinung, daß die Afghanen dem Vertrage umsomehr Wichtigkeit beimessen würden, einen je höheren Rang der anwesende Beamte einnehmen würde. Der Generalgouverneur schloß sich dieser Ansicht an.

Nach Abschluß des Vertrages schrieb Lord Dalhousie an Edwardes: „Ich gratuliere Ihnen, mir selbst, sowie allen, die es angeht, zu dem erfolgreichen Ausgange der Verhandlungen, die von Ihnen seit nunmehr einem Jahre geführt worden sind.“ Der Vertrag vom März 1855 war nur ein vorläufiger. Ihm folgte derjenige, zu dessen Bestätigung im nächstfolgenden Jahre der Emir selbst nach Peschawar kam.

Gegen Ende des Jahres 1855 befand sich Dost Mahomed in schwieriger Lage und bat um unseren Beistand. Ein Aufstand war

in Herat ausgebrochen, und der Platz wurde von einer persischen Armee bedroht, die sich zur Belagerung anschickte. In Kandhar waren die Häuptlinge und die Bevölkerung unzufrieden, und die Provinz Balkh wurde durch den König von Bokhara und Turkomanenhorden beunruhigt. Der Emir betrachtete Herat als sein Eigentum und hatte den lebhaften Wunsch, seine Machtstellung dort wieder aufzurichten und die Perser an einer Besitzergreifung zu hindern. Ohne Hilfe von unserer Seite fühlte er sich jedoch nicht stark genug, seine Pläne durchzuführen. Es lag daher in Dost Mahomeds Interesse, England von einem Vertragsbruch Persiens zu überzeugen, denn im Jahre 1853 hatte Persien mit England einen Vertrag geschlossen, in welchem sich der Schah verpflichtete, auf alle Ansprüche betreffs Herat zu verzichten. Hierdurch hoffte der Emir Zwiespalt zwischen Persien und England zu säen, um Englands Hilfe gegen Persien zu erlangen. In der Absicht diesen Plan weiter zu verfolgen, erbot sich Dost Mahomed, selber nach Peschawar zu kommen, um mit den englischen Autoritäten Rücksprache zu nehmen. Edwardes war für den angekündigten Besuch des Emirs, John Lawrence dagegen, weil er meinte, aus einer solchen Zusammenkunft könne nicht viel Gutes entstehen. Man könne doch schwerlich annehmen, daß sich Dost Mahomeds Wünsche mit denen der englischen Regierung decken würden. Außerdem werde die Feindschaft Dost Mahomeds, wenn er nicht erreiche, was er bezwecke, ein positives Übel für uns werden. Der Generalgouverneur erkannte die Richtigkeit dieser Befürchtung vollkommen an, entschloß sich aber schließlich doch, dem Emir eine Zusammenkunft nicht abzuschlagen, falls eine solche von ihm ernstlich gewünscht werden würde. Lord Dalhousie glaubte, daß eine abschlägliche Antwort oder Ausflucht leicht mißverstanden werden könnte. Eine Zusammenkunft könne zwar Enttäuschungen herbeiführen, werde aber sicher Klarheit inbezug auf unseren Standpunkt zur Heratfrage schaffen. Noch während die Verhandlungen vor sich gingen, kam es wegen des Vormarsches einer persischen Armee gegen Herat und der Beschimpfung der britischen Flagge in Teheran zur Kriegserklärung Englands gegen Persien. Der oberste Bevollmächtigte erhielt den Auftrag, dem Emir mitzuteilen, daß diesem eine regelmäßige Geldunterstützung zuteil werden würde, welche er zur Mobilisierung gegen Persien verwenden solle, daß dieselbe aber von gewissen Bedingungen abhängig gemacht werde. Der

Bevollmächtigte veranlaßte hierauf Edwardes, den Emir zu einer Unterredung einzuladen. Dost Mahomed entsprach dieser Aufforderung, leider verließ Lord Dalhousie Indien, noch bevor diese erfreuliche Zusammenkunft stattgefunden hatte. Sein Nachfolger wurde Lord Canning. Lord Dalhousie nahm am 29. Februar 1856 seinen Abschied, nachdem er das schwierige und verantwortungsreiche Amt eines Generalgouverneurs 8 volle Jahre bekleidet hatte. Jahr um Jahr hat er sich neue Verdienste und Lorbeeren zu erwerben gewußt.

Der erste Tag des Jahres 1857 war Zeuge der Zusammenkunft des Emirs von Afghanistan mit dem obersten Bevollmächtigten des Punjab. Der Emir schlug sein Lager am Ausgange des Khyberpasses auf, ihm gegenüber lagerte auf der Jamrudebene der Bevollmächtigte. Eine Abteilung Artillerie unter Barr bildete die Eskorte, ich konnte daher die Vorgänge aus nächster Nähe mit ansehen. Gelegentlich des ersten Besuches, den der Emir in unserem Lager machte, waren im ganzen 7000 Mann britischer Truppen auf den Beinen, darunter drei Regimenter englischer Infanterie. Die Truppen bildeten längs der Straße Spalier, und zwar 1½ Kilometer lang. Ihre gute Haltung, sowie die große Anzahl machten auf den Emir und seine Umgebung einen unverkennbaren Eindruck. Das Hauptergebnis dieser denkwürdigen Zusammenkunft war die Anerkennung des im Vorjahre abgeschlossenen Vertrages. Außerdem verpflichtete sich der Emir, eine bestimmte Truppenmacht gegen Persien ins Feld zu stellen, wenn ihm von englischer Seite eine monatliche Unterstützung von 100 000 Rupien und einmalig 4000 Gewehre gegeben würden. Er verpflichtete sich außerdem, jede ihm von Persien zugehende Nachricht sofort dem britischen Gouvernement mitzuteilen, und gestattete britischen Offizieren, bestimmte Gegenden seines Landes zu bereisen, sei es zum Zwecke seinen Untertanen gegen Persien beizustehen, oder um sich von der richtigen Anwendung der englischen Hilfsgelder zu überzeugen.

Ich habe mich deshalb etwas länger bei diesem Vertrage aufgehalten, weil die erste Anregung zur Befolgung dieser Politik von meinem Vater ausgegangen war. Ich war außerdem der Meinung, daß nur wenige die wichtigen Folgen kennen, welche dieser Vertrag für uns im Aufstande gehabt hat. Das Abkommen heilte nicht nur die Wunden, die der erste Afghanenkrieg auf beiden Seiten geschlagen hatte, es befreite auch England von großer Sorge in einer Zeit, wo

Indien von einem Ende bis zum anderen in Aufruhr war, und Mord und Brand auf der Tagesordnung standen. Dost Mahomed hielt in dieser ereignisreichen und schweren Zeit in loyalster Weise, was er versprochen hatte. Wäre er gegen uns marschiert, so hätten wir sicher den Punjab verloren, Delhi hätte nicht gewonnen werden können, überhaupt das ganze Gebiet nördlich von Bengalen wäre wahrscheinlich für uns verloren gewesen. Dost Mahomeds eigne Leute konnten sein Verhalten nicht begreifen. Während des Aufstandes kamen sie oft, um ihn flehentlich zu bitten, gegen uns zu ziehen. Sie warfen ihm ihre Turbane zu Füßen und beschworen ihn, diese Gelegenheit zur Vernichtung der Feringhis nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. „Höre die Nachrichten von Delhi“, sagten sie, „die Fremden sind in größter Not. Warum stellst Du Dich nicht an unsere Spitze und marschierst nach Peschawar, um es zurückzuerobern?“ — — Aber ich greife den Ereignissen vor und kehre zu meiner Erzählung zurück.

Die Klausel von der Erlaubnis für britische Offiziere, nach Afghanistan zu gehen, war für mich persönlich von Wichtigkeit. Es wurde nämlich eine Mission nach Kandahar geschickt, welche aus drei Offizieren bestand: den Brüdern Harry und Peter Lumsden und Dr. Bellew, welche von zwei Häuptlingen begleitet wurden. Durch die Berufung Peter Lumsdens wurde natürlich die Assistentenstelle wieder frei, und ich zum zweiten Male sein Stellvertreter. Kurz darauf trat General Reed seine Inspektionstur an und nahm mich als Adjutant mit. Wir besuchten zuerst Jhelum. Ich glaube, daß damals die Sepoys noch keine Kenntnis von den bevorstehenden Ereignissen hatten. Wenn es der Fall war, ließen sie sich entschieden nicht das Geringste merken, denn ihr Betragen hätte nicht besser und respektvoller sein können. Keiner war zur Meldung gebracht worden, und nicht eine Klage wurde laut. Die britischen Offiziere ahnten sicherlich auch nichts von dem Sturme, der im Anzuge war; denn sie waren voll Lobes über ihre Mannschaften. Von Jhelum ging es nach Rawal Pindi. Zufällig war dort gerade John Lawrence anwesend und nahm an der Inspektion des Generals teil. Nach der Parade schickte er seinen Sekretär mit der Anfrage zu mir, ob ich Lust hätte zum Departement der öffentlichen Arbeiten überzutreten. Ich wies dieses außerordentlich gütige Anerbieten mit Worten des Dankes respektvoll zurück. Einige meiner Freunde waren der Meinung, ich

hätte dasselbe nicht zurückweisen sollen, aber eine derartige Stellung annehmen hieß eben den Soldatenrock ausziehen, und dazu hatte ich ganz und gar keine Lust. Ich war ja schon in dem Departement, welchem ich angehören wollte, wenn auch nur vertretungsweise angestellt, und hatte Aussicht weiter darin zu bleiben. Zuletzt kamen wir nach Nowschera. Es wurde für die Truppen schon zu warm, da wir Anfang April hatten. Dort traf ich zum erstenmal mit dem letzthin erst abberufenen Oberstkommandierenden von Indien, General Sir George White, zusammen, damals Subalterner im 27. Regiment. Ich erinnere mich noch, wie der damalige Kommandeur des 55. Regiments eingeborener Truppen in dieser Garnison, welcher sein Leben lang nur mit reinlichen, gut rasierten Hindustansoldaten gedient hatte, mir mit Verachtung, wenn nicht gar Ekel, einige Sikhs zeigte, von denen auf eine Ordre hin erst kürzlich in jedem Regiment eine bestimmte Anzahl eingestellt worden war. Er gab seinem Bedauern Ausdruck, daß sie durch nichts zu bewegen seien, ihre Bärte abzurasieren und sich die Haare schneiden zu lassen. „Die Kerls verderben mir das Aussehen meines Regiments", fügte er hinzu. Nicht ganz zwei Monate später hatten die Hindustaner, auf die der Oberst so stolz gewesen war, sich erhoben; die verachteten Sikhs waren die einzigen Leute im Regimente, die unserer Fahne treu blieben. Der Kommandeur, ein vorzüglicher Soldat, der für sein Regiment durchs Feuer ging und flehentlich bat, sein Regiment nicht zu entwaffnen, da er felsenfestes Vertrauen in seine Leute setze und für ihre Treue sein Leben einsetzen wolle, mußte sein Vertrauen mit dem Tode büßen. Ende April erhielt ich Befehl über die Tauglichkeit von Cherat, jetzt allen, die in Peschawar stationiert waren, wohl bekannt als Sanatorium für europäische Soldaten, einen Bericht zu erstatten. Ich blieb dort drei Tage, um nach Wasser zu suchen und mir die Gegend anzusehen. Es schien nicht geboten, die Nacht über auf der Höhe zuzubringen. Ich kehrte daher jeden Abend in die Ebene zurück, wo mein Zelt aufgeschlagen war. Als ich eines Abends mein Zelt aufsuchte, war dicht neben diesem ein anderes aufgeschlagen.

Das Zelt gehörte, wie ich erfuhr, dem Oberstleutnant John Nicholson, stellvertretendem Bevollmächtigten, der auf einer Inspektionsreise war. Bald war ich so glücklich, eine Einladung zum Diner von ihm zu erhalten. John Nicholson war nämlich im Punjab eine

Persönlichkeit von höchstem Ansehen. Dies ward mir mit einer Ehrfurcht ja beinahe Anbetung erzählt, die eben nur ein Nicholson genossen hat. Ich brannte natürlich darauf, den bedeutenden Mann kennen zu lernen, dessen Einfluß an der Grenze so groß war, daß sein Wille bei den Grenzstämmen, unter denen er lebte, als Gesetz galt. Er war erst kürzlich in Peschawar angekommen, und zwar war er von Bannu nach dort versetzt worden. Dieser unruhige und widerspenstige Distrikt war von ihm regiert worden, wie noch nie zuvor. Lord Dalhousie nannte ihn: „Den Pfeiler der Grenze", und die Eingeborenen verehrten und fürchteten ihn zugleich. Von einigen wurde er sogar als Heiliger verehrt. Sie taten sich zu einer Sekte zusammen und nannten sich „Nicholheilige". Nicholson machte auf mich einen tieferen Eindruck als irgend eine andere Persönlichkeit je vordem oder nachher. Ich habe niemals wieder einen solchen Mann gesehen. Er war Soldat und Gentleman zugleich. Von großer schöner Gestalt schien ihn ein Gefühl der Macht zu beseelen, die Folge seines langen Lebens unter diesen wilden und gesetzlosen Völkerschaften, bei denen er als höchste Autorität gegolten hatte. Der Verkehr dieses Mannes unter Männern befestigte in mir nur den Wunsch an der Grenze zu bleiben. Mich packte damals der Ehrgeiz, und ich nahm mir vor, diesem Manne nachzueifern. Wenn ich Nicholson im Leben niemals wiedergesehen haben würde, könnte ich vielleicht glauben, daß die Gefühle, die er damals in mir wachrief, bis zu einem gewissen Grade dem Eindruck der staunenerregenden Begebenheit zuzuschreiben gewesen seien, die von ihm berichtet wurde. Meine Bewunderung für ihn hat sich aber in jeder Hinsicht gesteigert, als ich einige Wochen später die Ehre hatte, zu seinem Stabe zu gehören. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, seine soldatischen Eigenschaften zu bewundern, und wurde Zeuge mancher großen Tat dieses einfachen Mannes.

Der April ging schon zu Ende, als ich von Cherat nach Peschawar zurückkehrte. Die Hitze war gar nicht mehr auszuhalten. Auf Kosten meiner neuen Stellung leistete ich mir eine bessere Wohnung, als bisher. Ich wohnte zusammen mit Leutnant Hovenden vom Ingenieurkorps. Wir waren gerade dabei, uns auf das heiße Wetter recht gemütlich einzurichten, als in unsere idyllische Ruhe der Aufstand wie eine Bombe hereinplatzte.

Kapitel VI.

Erste Nachricht vom Aufstand — Prompte Handlungsweise in Peschawar — Heimliche Politik — Die fliegende Kolonne — Unangenehmer Zwischenfall — Ich verlasse Peschawar.

Die ersten Gerüchte von bevorstehenden Unruhen verbreiteten sich am Anfange des Jahres 1857. In den Monaten Februar, März und April hörten wir in Peschawar schon von eigentümlichen Chupattis, ungesäuerten Kuchen, welche im Lande umhergesendet wurden, um die Eingeborenen, wie behauptet wurde, auf ein bevorstehendes bedeutsames Ereignis vorzubereiten. Eine gewisse Unruhe und Mißstimmung war unter den Sepoys unverkennbar. Es wurde bekannt, daß das 19. eingeborene Infanterieregiment in Berhampur, einer Garnison 160 Kilometer von Calcutta entfernt, die Gewehrmagazine aufgebrochen und sich der Gewehre und der Munition bemächtigt hätte; daß ein Sepoy, Mangal Pandi mit Namen, nach dem die Sepoys auch Pandies genannt werden, der zum 34. Infanterieregiment gehörte, einen Adjutanten und den Feldwebel seines Regimentes angegriffen und schwer verwundet hatte; daß man es für notwendig gefunden hatte, am 30. März das 19. und am 6. Mai das 34. Regiment zu entwaffnen; daß auf verschiedenen Stationen Bungallows eingeäschert worden seien; und daß endlich die Sepoys sich in den Schießschulen geweigert hätten, die mit dem neuen Modell ausgegebene Munition zu verschießen, weil behauptet wurde, dieselbe sei mit einer Mischung von Kuhtalg und Schweineschmalz eingefettet. Das eine ist gegen die religiösen Empfindungen des Hindu, das andere gegen die des Mohamedaners.

Wenn man heute auf diese Zeit zurückblickt, erscheint es einem beinahe unglaublich, daß alle diese Warnungen fast ungehört blieben, und daß bei den Offizieren, welche in Regimentern von Eingeborenen dienten, sich nicht der geringste Argwohn regte.

Es waren doch Anzeichen genug vorhanden, daß die Mißstimmung unter den Sepoys beinahe allgemein, und eine Meuterei der ganzen Armee von Bengalen im Anzuge war. Aber damals war das Vertrauen der Offiziere noch fest und unbegrenzt. Dieser Glaube an die Loyalität der Truppen war so unerschütterlich, daß die Offiziere selbst, nachdem viele von ihnen ermordet worden waren, noch nicht an den Verrat ihrer Mannschaften glauben wollten. Wir in Peschawar

hatten nicht die leiseste Ahnung von der Ausdehnung, die der Aufstand schon genommen hatte, als wir am 11. Mai, während wir im Kasino saßen, wie vom Donner gerührt wurden, da plötzlich der Telegraphist hereinstürzte mit einem Telegramm von Delhi, adressiert an alle Stationen vom Punjab. In demselben stand die Schreckensnachricht, daß am Abend vorher in Meerut eine sehr ernste Meuterei ausgebrochen sei. Einige der dortigen Truppen hätten schon Delhi erreicht, und die eingeborenen Regimenter von Delhi hätten sich mit den Meuterern vereinigt. In beiden Stationen seien viele Offiziere und Bewohner getötet worden. Oberstleutnant Davidson war der erste, welcher sich von der Bestürzung erholte, er stand bei der 16. irregulären Kavallerie und aß an diesem Abend ganz zufällig mit uns. Er sagte uns, daß es von größter Wichtigkeit sei, daß der General und der Bevollmächtigte sofort von der Nachricht Kenntnis erhielten, außerdem legte er uns ans Herz, um keinen Preis von dem Gehörten etwas verlauten zu lassen.

Dann eilte Davidson in die Wohnung des Bevollmächtigten, der mit seinem Stellvertreter Nicholson einen Steinwurf vom Kasino entfernt wohnte.

Edwardes fuhr sofort zum General, während Nicholson zu uns ins Kasino kam. Er bedeutete uns nochmals, wie außerordentlich wichtig es sei, daß die Nachricht möglichst lange den Eingeborenen verborgen bliebe. In Peschawar hatten wir 2 Regimenter eingeborene Kavallerie und 5 eingeborene Infanterie, zusammen 5000 Mann, welchen an britischen Truppen, die Artillerie eingerechnet, nur 2000 Mann gegenüberstanden. Diese europäische Truppenmacht war ja vollständig ausreichend, um mit den 7 eingeborenen Regimentern fertig zu werden; wenn jedoch ein allgemeiner Aufstand der Truppen ausgebrochen wäre, hätten wir es sicherlich auch mit den 50000 Einwohnern der Stadt, ja sogar mit dem ganzen Peschawardistrikt und den Grenzstämmen zu tun bekommen, die sich alle sicher gegen uns miterhoben hätten. Alles dies machte die äußerste Vorsicht zur Notwendigkeit. Wenn wir nur einige Stunden den Eingeborenen die Nachricht verheimlichen konnten, war schon viel gewonnen.

Gott sei Dank gab es damals tüchtige, brave und treue Leute in Peschawar. Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit wäre unser Verderben gewesen, und es muß gesagt werden, daß es vor allem noch

junge Leute waren, die zu handeln verstanden. Edwardes war 37, Nicholson 35 Jahre alt. Neville Chamberlain, welcher schleunigst von Kohat zurückkam, wo er sich gerade zur Inspektion aufhielt, stand im Alter von 35 Jahren und kommandierte die Punjabgrenztruppe. Der Brigadier endlich, Sidney Cotton, obwohl viel älter (65), war nicht nur für seine Jahre noch sehr kräftig und voller Energie und Intelligenz, sondern auch einer der jüngsten Offiziere, welche eine Division kommandierten.

Sobald Edwardes verständigt worden war, erteilte er in Übereinstimmung mit Nicholson den Befehl, alle Postsachen der Eingeborenen mit Beschlag zu belegen. Die Briefe, welche auf diese Weise in unsere Hände fielen, zeigten nur zu deutlich, wie notwendig diese Maßregel gewesen war. Die Anzahl der aufhetzenden Briefe war beunruhigend groß. Sie waren meist in Bildersprache abgefaßt, aber soviel ging doch daraus hervor, daß jedes eingeborene Regiment in der Garnison mehr oder weniger bereit war, mit den Rebellen gemeinsame Sache zu machen.

Diese Briefe sind äußerst interessant, denn sie brachten die wahren Gefühle der Eingeborenen gegen uns an den Tag. Ihnen war wirklich eingeredet worden, wir wollten ihre Kaste durch verschiedene Mittel vernichten, von denen eines die gefetteten Patronen wäre. Die Saat der Unzufriedenheit war durch Agitatoren gesät worden, welche eine Gelegenheit zu erlangen hofften, um eine Herrschaft über den Haufen zu werfen, die eine Hand voll Europäer über Millionen Eingeborener ausübte. Dieses Gefühl der Feindseligkeit, das man nur vermutet hatte, wurde aus diesen Briefen ersichtlich, welche nicht in der Absicht geschrieben waren, je ein europäisches Auge zu treffen. Einige Regimenter erschienen nicht so schuldig, wie die übrigen; es konnte jedoch kein Zweifel darüber bestehen, daß Untreue und Haß überall Wurzel geschlagen hatten, und man sich auf keines der Regimenter mehr verlassen konnte. Am Nachmittag des 12. Mai erhielt ich ein Schreiben vom Divisionskommandeur mit dem Befehle, am nächsten Morgen mich bei ihm zu melden, was ich auch tat. Ich fand dort außer dem General Reed, Edwardes, Nicholson, Brigadegeneral Neville Chamberlain zur Beratung versammelt und Hauptmann Wight, der wie ich das Protokoll über die Sitzung zu führen hatte. Es war dies eine äußerst wichtige Zusammenkunft, und ich bewunderte die Ruhe, mit welcher

Edwardes und Nicholson gemeinsam die Lage beleuchteten. Sie hatten kurz vor der Sitzung noch ein Antworttelegramm vom obersten Bevollmächtigten erhalten, in welchem dieser im allgemeinen seine Zustimmung zu den Vorschlägen erteilte, die sie ihm gemacht hatten. John Lawrence teilte außerdem mit, daß die Autoritäten von Lahore beschlossen hätten, alle eingeborenen Regimenter in Mian-Mir noch am selben Morgen zu entwaffnen. Es galt vor allem die Hauptfrage zu lösen, wie man mit den verfügbaren europäischen Truppen den Punjab am besten zu sichern vermöchte. Wir hatten nur 15000 Mann mit 84 Geschützen gegen mehr als 65000 Eingeborene, von denen 42000 Hindustanis waren, die 62 Geschütze zur Verfügung hatten. In Meerut, Delhi und Rurki und im Punjab waren stationiert:

Britische Truppen:	Mann	Kanonen
2 Kavallerieregimenter	1410	—
12 Infanterieregimenter	12624	—
9 Abteilungen Artillerie	1017	54
5 leichte Feldbatterien	415	30
10 Kompagnien Fußartillerie	837	—
	16303	84

In allen Stationen waren die eingeborenen Truppen in der Überzahl, in einigen gab es überhaupt nur eingeborene Truppen.

Eingeborene Truppen.	Mann	Kanonen
7 Reg. leichte Kavallerie	3514	
14 „ irregul. und Guiden-Kavallerie	8519	
31 „ regul. Infanterie 15 „ irregul. Infanterie und Guiden-Inf.	50188	
3 Abteilungen Feldartillerie	411	18
6 „ leichte Feldbatterien	930	30
2 Gebirgsbatterien	192	14
3 Kompagnien Fußartillerie	330	
Das Hauptquartier u. 12 Kompagnien Sappeure und Mineure	1394	
	65478	62

Die obigen Zahlen bedeuten die volle Stärke der Truppen. Wahrscheinlich waren im Mai 1857 nicht mehr als 15000 britische Soldaten im Punjab marschbereit und abkömmlich.

Edwardes und Nicholson äußerten ihre Meinung dahin, daß

die einzige Möglichkeit den Punjab ruhig zu erhalten darin bestände, daß wir den Häuptlingen Vertrauen entgegenbrächten und sie auf unsere Seite zu ziehen suchten. Sie erklärten sich bereit, mit ihren Freunden und Bekannten längs der Grenze in Verbindung zu treten, die sich als so treue Verbündete im Jahre 1848—49 erwiesen hatten, als wir gegen die Sikhs fochten. Wie edelmütig diese treuen Leute unserem Ansuchen entsprachen, und wie ausgezeichnet sich die Soldaten geschlagen haben, welche sie uns zu Hilfe schickten, das alles will ich später erzählen.

Unter anderen wichtigen Dingen schlugen diese beiden tüchtigen Soldaten und Beamten vor, daß General Reed als Oberkommandierender der Truppen im Punjab sich zum obersten Bevollmächtigten nach Rawal Pindi begeben und das Kommando von Peschawar dem Obersten Cotton übergeben sollte; daß man sofort an geeignetem Orte im Punjab zur Organisierung einer fliegenden Kolonne schreiten solle, welche aus Kerntruppen zu bilden wäre, die ständig bereit wäre, schnell dorthin abzumarschieren, wo ihre Hilfe am meisten benötigt werden würde; daß die Hindustan-Regimenter möglichst isoliert werden sollten, um Zusammenrottung zu vermeiden; daß ein Detachement Punjabinfanterie die Hindustansepoys im Fort Attock ablösen solle, weil es eine wichtige Grenzstation war, als Magazin diente und den Übergang über den Indus beherrschte; endlich, daß eine kleine Abteilung Patansoldaten unter dem Befehle eines durchaus vertrauenswürdigen eingeborenen Offiziers die Fähre von Attock besetzen sollte.

Alle diese Vorschläge wurden von den anwesenden Militärs einstimmig gutgeheißen.

Hierauf wurde die Frage erörtert, wer den Oberbefehl über die fliegende Kolonne übernehmen solle. Es konnte natürlich nur ein Offizier in Frage kommen, welcher neben anderen Fähigkeiten auch Erfahrungen im Lande gemacht hatte und die Eingeborenen durchaus gut kannte. Es handelte sich um kein gewöhnliches Kommando. Auf der Schlagfertigkeit und guten Führung der fliegenden Kolonne beruhte vor allem die Aufrechterhaltung der Ruhe im Punjab, und man war einstimmig der Meinung, daß bei einer solchen Krisis das Alter keine Rolle spielen dürfe.

Der eigentliche Vorschlag lautete zuerst, daß die fliegende Kolonne in Jhelum gebildet werden solle.

Folgende Truppenteile sollten sie bilden: das 24. Infanterieregiment von Rawal Pindi, das 27. Infanterieregiment von Nowschera, eine Abteilung Feldartillerie von Peschawar, eine eingeborene Feldbatterie von Jhelum, die Guiden von Murdan, das 16. irreguläre Kavallerieregiment von Rawal Pindi, das Kumaon-Bataillon von Murree, das 1. Punjab-Infanterieregiment aus Bannu und eine Abteilung der 2. Punjab-Kavallerie von Kohat. Die Ereignisse folgten einander jedoch mit solcher Schnelle, daß jeder dieser Truppenteile eine andere Verwendung fand, noch bevor die fliegende Kolonne gebildet war. Man fand es nicht ratsam, das Tal von Peschawar allzusehr von Truppen zu entblößen; daher wurde die Abteilung Feldartillerie unabkömmlich, das 27. Infanterieregiment hielt man in Attock zurück, und die 24er sowie das Kumaon-Bataillon blieben in ihren Garnisonen, bereit jeden Moment nach der Grenze abzumarschieren. Die Guiden, die 2. Punjabkavallerie und das 1. Punjabinfanteriereg. wurden nach Delhi beordert, und die 16. irreguläre Kavallerie, sowie die eingeborene Feldbatterie wurden nicht verwendet, weil ihre Loyalität in Zweifel gezogen wurde. Schließlich bestand die fliegende Kolonne nur aus einer Abteilung berittener Artillerie, einer Feldbatterie und einem Infanterieregiment, sämtlich aus Sialkot.

Zu Kommandanten der fliegenden Kolonne hätten sich am besten Cotton und Nicholson geeignet, aber für diese gab es genug wichtigere Arbeit in Peschawar. Auch Neville Chamberlain schien geeignet und wurde schließlich dazu bestimmt. Der Beschluß mußte jedoch erst dem obersten Bevollmächtigten unterbreitet werden mit der Bitte, beim Oberstkommandierenden den Vorschlag zu befürworten. Dies geschah und in wenigen Stunden traf Chamberlains Ernennung vom General Anson ein. Ich persönlich war sehr in Sorge über die Entscheidung des Kommandierenden, weil Chamberlain mir zu meiner freudigen Überraschung den Vorschlag machte, im Falle seiner Ernennung als Offizier vom Stabe mit ihm zu kommen. Dies bedeutete ein Riesenglück für mich, und ich überlasse es dem Leser, sich meine Freude auszumalen.

Meine kühnsten Hoffnungen sollten sich so schnell verwirklichen; denn obgleich die Sache auch ihre ernste Seite hatte, war für mich die Aussicht auf Dienst im Felde die Hauptsache, und nun gar als Generalstabsoffizier eines so hervorragenden Soldaten mittun zu

dürfen, war ein unerhofftes Glück. Als die Sitzung vorüber war, wurde mir der Befehl, die verschiedenen Mitteilungen, die Wright und ich uns herausgeschrieben hatten, nach dem Telegraphenamt zu tragen und ihre Abfertigung persönlich zu überwachen. Da es sich meistens um Maßnahmen von Wichtigkeit handelte, mußte die geringste Möglichkeit einer Indiskretion vermieden werden. Eines der Telegramme enthielt eine summarische Wiedergabe der Beschlüsse in folgenden Worten: „Von General Reed, Peschawar, an Sir John Lawrence, Rawal Pindi, den Oberstkommandierenden, Simla, und an alle Offiziere, welche Stationen im Punjab kommandieren. Weiter zu schicken nur durch den Assistenten vom Dienst beim Telegraphenamt oder bei der Post, je nachdem der Fall liegt. Da der Senior des Offizierkorps im Punjab, General Reed, heute morgen Nachricht von der Entwaffnung der Truppen in Mian-Mir erhielt, berief er einen Kriegsrat, der aus folgenden Offizieren bestand: General Reed, Brigadier Cotton, Brigadier Neville Chamberlain, Kolonel Edwardes und Kolonel Nicholson. Folgende Beschlüsse werden dem Oberstkommandierenden zur Bestätigung unterbreitet: General Reed erhält den Oberbefehl im Punjab; sein Hauptquartier wird auch dasjenige des Zivilgouvernements vom Punjab sein. Es wird sofort eine fliegende Kolonne aus folgenden Truppenteilen gebildet (hier folgen die Namen). Die nötigen Befehle für diese Kolonne sind erteilt. Dieselbe wird überall da im Punjab verwendet werden, wo offener Aufstand Niederwerfung durch Gewalt erfordert. Alle Offiziere, die Stationen kommandieren, werden mit der Kolonne zusammen operieren".

Ein anderes Telegramm war an jeden kommandierenden Offizier der Punjabstationen adressiert mit dem Ersuchen um völlige Geheimhaltung. Es enthielt den Bericht über die Maßnahmen, die man zum Schutze der Residenten in der Provinz zu ergreifen gedachte. Nachdem ich diese Sache erledigt hatte, ging ich in fröhlicher Stimmung nach Hause, obwohl die Krisis eine sehr schwere, und die Aussichten für die Zukunft nicht gerade günstig waren. Es war eine aufregende Zeit, die ich nie vergessen werde. Bewegte Tage standen uns bevor, in denen jeder Mann seinen Wert zeigen mußte. In jugendlichem Tatendrang konnte ich in der Krisis nur ein Glück für mich erblicken.

Mein Gleichmut wurde später am Tage, wenn auch nur für kurze Zeit, gestört. Nicholson kam zu mir und erzählte mir, daß die Beschlüsse, welche sie am Morgen gefaßt hätten, auf unerklärliche Weise bekannt geworden seien. Er fügte zu meiner unangenehmen Überraschung hinzu, daß allgemein angenommen würde, ich hätte mir eine Indiskretion zu schulden kommen lassen. Ich war wütend; denn ich hatte ebenso wie die anderen alle die enorme Wichtigkeit der Geheimhaltung der Beschlüsse eingesehen, und konnte meinen Ärger über die Möglichkeit einer solchen Verdächtigung nur schlecht verhehlen. Ich protestierte energisch gegen diesen Verdacht, und nun schlug Nicholson vor, wir sollten zusammen zum Telegraphenamt gehen und nachsehen, ob die Indiskretion dort ihren Ursprung habe. Der Beamte war noch ein reines Kind und gab durch die barsche Art Nicholsons eingeschüchtert nach kurzem Leugnen zu, einem Freunde Auskunft erteilt zu haben, wie wir der Krisis begegnen wollten. Dies genügte, und ich war gerechtfertigt. Der Erfolg dieser Geschichte war eine noch größere Vertraulichkeit mit dem Manne, zu dem ich wie zu keinem anderen mit größter Bewunderung emporblickte.

Als wenn er seine momentane Ungerechtigkeit wieder gut machen wollte, war Nicholson von dem Tage an freundlicher zu mir denn je, und ich hatte das Gefühl, in ihm einen wirklichen Freund gefunden zu haben. So endete dieser ereignisreiche Tag.

Damals bekam jeder Offizier vom Stabe, der irgend welches staatliche Eigentum zu verwalten hatte, eine Wache gestellt. In dieser Nacht wurde die Wache vom 64. eingeborenen Infanterieregiment gestellt, welches einen sehr schlechten Ruf hatte. An jenem Morgen war der Beschluß gefaßt worden, das Regiment zu den Vorposten zu versetzen. Die aufgefangenen Briefe zeigten nur zu deutlich, daß das Regiment jeden Augenblick sich erheben konnte. Es war ein nicht gerade angenehmes Gefühl, die ganze Nacht unter den Augen der Schildwache dazuliegen, der ich auf Gnade und Ungnade ergeben war. Mein Bett war wie immer in der heißen Jahreszeit in der Veranda aufgestellt. Gott sei Dank hatte der Mann keine Ahnung davon, daß wir um die Anschläge seiner Kameraden wußten und konnte sich den Grund nicht denken, weshalb das Regiment am nächsten Morgen zu den Vorposten marschieren sollte, sonst wäre meine Karriere in jener Nacht zu Ende gegangen.

Innerhalb einer Woche war ich nach Rawal Pindi übergesiedelt, um mich der fliegenden Kolonne anzuschließen, welche in Wazirabad sobald als möglich gebildet werden sollte. Ich nahm gerade soviel Gepäck mit, als im heißen Wetter nötig war und ließ in meinem Hause alles wie es war. Natürlich dachte ich nicht an die Möglichkeit, es nie wieder zu sehen, was tatsächlich der Fall war.

Kapitel VII.

Erste Symptome von Abneigung — Ausbruch der Meuterei in Berhampur — Mangal Pandy — Kriegsgericht in Meerut — Meuterei in Meerut — Das Zerstörungswerk — Mangel an Energie — Hugh Goughs Erfahrungen — Nichts kann die Empörung aufhalten.

Bevor ich in meiner Erzählung über die Geschehnisse, welche ich bei der fliegenden Kolonne glücklicherweise mit erleben durfte, fortfahre, glaube ich, daß es für das Verständnis aller dieser Ereignisse von Vorteil ist, wenn ich nochmals zurückgreife und die Ursache des Aufstandes im unteren Bengalen von ihren Anfängen bis zu dem Zeitpunkte erörtere, an welchem Peschawar in die Bewegung hineingezogen wurde.

Die Einführung eines neuen Modells bei der Infanterie machte natürlich für die Sepoys, die bisher die alte Flinte gehabt hatten, eine neue Ausbildung nötig. Damit nun dieser neue Drill möglichst schnell in der gesamten Armee erlernt werde, wurden Instruktionsplätze bestimmt, in denen ausgewählte Leute mit dem neuen Gewehre einexerziert wurden, um dann, zu ihren Truppenteilen zurückgekehrt, ihre Kameraden auszubilden. Wohlverstanden handelt es sich hier nur um Eingeborene. Einer dieser Instruktionsplätze war Dum-Dum, und schon am 24. Januar berichtete General Hearsay, Kommandeur der dortigen Division, an das Hauptquartier, es herrsche unter den Eingeborenen, welche den neuen Drill erlernten, Unzufriedenheit, weil ihnen wahrscheinlich durch Brahminen weisgemacht worden sei: wir wollten sie zum Übertritt ins Christentum zwingen. Die neuen Patronen in Fort William würden mit Kuh- und Schweineschmalz eingefettet, um die religiösen Gefühle zu vergewaltigen und die Kaste derjenigen zu zerstören, welche diese Patronen abbeißen müßten.

Etwas später ereigneten sich auf anderen Stationen desselben Bezirkes zahlreiche Fälle von Brandstiftung, und Hearsay überzeugte sich mehr und mehr davon, daß der Groll unter den eingeborenen Soldaten immer weiter Platz griff. Deshalb ordnete er eine Untersuchung an, um die wahre Ursache der Unzufriedenheit herauszufinden.

Aus dem Ergebnis der Untersuchung ging mit großer Deutlichkeit hervor, daß die eingeborenen Offiziere und Mannschaften wirklich der Meinung waren, man wolle ihnen durch die neue Munition, welche mit unheiligem Fett bestrichen sei, ihre Religion nehmen. Der General ersuchte deshalb die Regierung, zum Einpacken das bei den früheren Patronen benutzte Papier wieder zu verwenden. Dann werde, so meinte er, jedweder Agitation ein Ziel gesetzt, und die Unzufriedenheit von selbst verschwinden.

Hierauf wurde dem General der Bescheid, daß es unmöglich sei, das alte Papier zu verwenden, da das neue Kaliber enger sei, und man daher dünneres Papier verwenden müsse. Er solle aber den Sepoys erklären, daß das neue Papier obwohl dauerhafter und weniger dick, genau aus demselben Material hergestellt sei, wie das frühere. Betreffs des Schmiermittels sollte er ankündigen, das Gouvernement habe befohlen, daß die Herstellung des Schmierfettes durch die Leute selbst aus Wachs und Öl geschehen solle, auch sollten sie es selbst auf die Patronen bringen.

Diese Befehle wurden den Eingeborenen in eingehendster Weise auseinander gesetzt, aber ohne Erfolg. Ihre religiösen Zweifel betreffs der neuen Patrone waren nicht geschwunden, und sie gaben ihren Befürchtungen freimütig Ausdruck.

Am 6. Februar berichtete ein Sepoy des 34. eingeborenen Infanterieregiments in Barrackpore einem seiner Offiziere, daß die vier Regimenter jener Garnison aus Furcht, man wolle ihre Kaste vernichten, beschlossen hätten, sich gegen ihre Offiziere aufzulehnen. Sie beabsichtigten, deren Bungallows zu plündern und zu verbrennen, um dann nach Calcutta zu marschieren. Dort wollten sie das Fort William überraschen, und falls dies nicht gelänge, sich des Staatsschatzes bemächtigen. Dieser Plan wurde am 11. Februar vom General Hearsay dem Gouvernement gemeldet. In demselben Briefe schrieb er weiter: „Wir leben in Barrackpore wie auf einem Pul-

verwagen, der jeden Augenblick explodieren kann." Er berichtete nun eine Geschichte von einem Sepoy, die er über Dum-Dum gehört hatte. Der Sepoy traf, als er im Begriff war, das Mittagessen mit einer Lota voll Wasser zu kochen, einen Eingeborenen der unteren Kaste, welcher zum Arsenal gehörte, in dem die neuen Patronen hergestellt wurden. Dieser bat, so wird erzählt, den Sepoy, ihn aus seiner Lota trinken zu lassen. Der Sepoy verweigerte dies mit den Worten: „Ich habe meine Lota gereinigt; Du würdest sie wieder unrein machen." Der Mann aus der niederen Kaste antwortete: „Du denkst so stolz von Deiner Kaste, aber warte nur ein wenig; wo wird dann Deine Kaste sein? Der Offizier wird Dich Patronen beißen lassen, die mit Kuhfett gearbeitet sind, wo wird dann Dein Kastenstolz sein?" Natürlich glaubte der Sepoy dem Manne und erzählte seinen Kameraden, was ihnen bevorstand, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht auf allen Stationen.

Anfang März weigerten sich einige Hindusepoys, die zur Infanterieschule in Dum-Dum gehörten, die neuen Patronen zu beißen. Der Kommandant machte den Vorschlag, man solle den Drill ändern und anstatt die Patronen abbeißen, dieselben zerreißen lassen. Hearsay unterstützte den Vorschlag mit dem Hinweis, daß die neue Lademanier nicht als ein Zugeständnis zu gelten brauche, sondern einfach als zum neuen Drill gehörig anzusehen sei. Die Ereignisse folgten einander jedoch so schnell, daß die Truppen in Berhampur, noch bevor die Bestätigung dieses Vorschlages eingetroffen war, in offner Empörung waren. Sie weigerten sich die neue Munition anzunehmen, selbst dann noch, als man ihnen bedeutete, daß sie ja gar nicht neue Munition erhalten sollten, sondern diejenige, die sie im Vorjahre selbst verfertigt hatten. In dieser Nacht erbrachen sie die Gewehr- und Munitionsmagazine und bewaffneten sich. Nun wurde es der Regierung klar, daß schnell gehandelt werden mußte. Man wurde einig, daß eine derartige Revolte nicht mehr mit religiösen Bedenken entschuldigt werden könne, und es erging der Befehl, das Regiment aufzulösen. Da Berhampur ein wenig isoliert lag, wurde beschlossen, die Auflösung des Regiments im Hauptquartier der ersten Division vorzunehmen. Das 19. Infanterie-Regiment wurde deshalb nach Barrackpore beordert.

Die Revolte öffnete Lord Canning in unzweideutiger Weise

die Augen über die gefährliche Lage Unterbengalens wegen des Mangels an europäischen Truppen. Die Autoritäten schwebten in großer Angst, denn zwischen Calcutta und Meerut, einer Entfernung von 1450 Kilometern, waren im ganzen 4 britische Infanterie-Regimenter, und ein paar verstreute Artilleristen, zusammen etwa 5000 Mann, während die eingeborenen Truppen über 55,000 Mann zählten. Eines der 4 Infanterieregimenter war in Fort William, und da nur ein Teil desselben zur Auflösung des eingeborenen Regiments abkömmlich war, wurde eigens ein Dampfer nach Rangoon geschickt, um die 84er herüberzubringen. Dieses Infanterie-Regiment erreichte Calcutta am 20. März und am 31. erfolgte die Auflösung des revoltierenden Regiments.

Die Leute wurden abgelöhnt und über den Hughlyfluß geführt; von dort durften sie in ihre Heimat zurückkehren. Sie verhielten sich tadellos während des Marsches und des ganzen Vorganges, und als sie den Paradeplatz verließen, jubelten sie noch dem General Hearsay zu und wünschten ihm ein langes Leben. Sie waren entschieden froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

In Barrackpore war 2 Tage vorher eine Revolte ausgebrochen. Wie ich schon erwähnt habe, erschoß der Sepoy Mangal Pandy den Feldwebel seines Regiments; jedes eingeborene Regiment hatte nämlich einen europäischen Feldwebel. Sobald der Adjutant die Nachricht erhielt, sprengte er auf das Paradefeld. Als er die Quartierwache erreichte, wurde ihm von dem Marodeur sein Pferd erschossen, und er selbst bei dem Versuch, sich unter dem Pferde loszumachen, von dem Manne schwer verwundet.

Nun erschien der General auf dem Felde und erkannte sofort die Situation. Er sprengte direkt auf den Missetäter zu, welcher mit geladenem Gewehr zu seinem Empfange bereit stand. Plötzlich ertönte ein Knall, aber nicht der General war getroffen, sondern Mangal Pandy hatte sich selbst gerichtet. Der arme Kerl war von seinen Kameraden so aufgestachelt worden, daß er beinahe wahnsinnig vor Wut war; seine Kameraden hatten untätig dabei gestanden, als er auf den Feldwebel und den Adjutanten schoß, sie hätten ihn auch den Kommandeur töten lassen, aber ihn offen zu unterstützen, dazu waren sie zu feige. Er wurde zum Hospital geschafft und später durch ein Kriegsgericht zum Tode durch den Strang verurteilt.

In Gegenwart der gesamten Garnison von Barrackpore wurde das Urteil vollstreckt. Dasselbe Schicksal traf den eingeborenen Offizier, welcher die Quartierwache kommandierte, und das Regiment wurde aufgelöst. Die Befehle zur Auflösung des 19. und 34. Regiments sollten allen eingeborenen Regimentern laut verlesen werden; man hoffte, die schnelle Wiedervergeltung werde einen heilsamen Eindruck auf die gesamte Armee machen. Für einige Zeit schien sich diese Hoffnung auch erfüllen zu wollen. Von verschiedenen Teilen Bengalens liefen befriedigende Nachrichten ein, und die Autoritäten hatten entschieden keine Ahnung von einem bevorstehenden allgemeinen Aufstand.

General Hearsay erstattete Bericht an die Regierung, er habe Befehl erteilt, daß die europäischen Truppen, die zeitweise in Barrackpore notwendig gewesen seien, in ihre Bezirke zurückkehren sollten. Er glaube nicht, ihrer nochmals zu bedürfen. Um dieselbe Zeit sprach sich Lord Lawrence, nachdem er die Schießschule in Sialkot besucht hatte, in einem Briefe an den Generalgouverneur hoffnungsvoll über die Lage im Punjab aus. Lord Canning und seine Ratgeber wollten auf diese günstigen Nachrichten hin dem 84. Regimente gerade Befehl erteilen nach Burma abzugehen, als die Schreckensbotschaft aus Oberindien von den Geschehnissen in Meerut und Delhi sie erreichte. Die Division von Meerut wurde von Generalmajor Hewitt kommandiert, welcher 50 Dienstjahre hinter sich hatte. Die Station selbst stand unter dem Befehle des Brigadiers Archdale Wilson, des Kommandanten der Feldartillerie von Bengalen. Die Garnison bestand aus den Gardedragonern, einer Abteilung berittener Artillerie, einer Feldbatterie, einer Kompagnie Fußartillerie, dem ersten Bataillon des 60. Infanterie-Regiments, drei Eingeborenenkorps der 3. leichten Kavallerie und der 11. und 20. eingeborenen Infanterie.

Gegen Ende April häuften sich die Brandstiftungen, und die eingeborenen Soldaten fingen an sich in ihrem Benehmen gegen die Offiziere gehen zu lassen. Auf diese ersten Anzeichen des Grolles folgte die Weigerung des 3. leichten Kavallerieregiments, Patronen in Empfang zu nehmen, obwohl den Leuten von dem kommandierenden Offizier klar und deutlich auseinandergesetzt wurde, daß diese Patronen die alten seien, die sie immer gehabt hätten, und daß sie

nach dem neuen Drill die Patronen nicht mehr abbeißen, sondern abbrechen dürften. Eine Untersuchung wurde eingeleitet. Zu derselben wurden nur eingeborene Offiziere herangezogen, darunter auch drei von dem betreffenden Regimente. Das Urteil lautete, daß man keinen stichhaltigen Grund für das Verhalten des Kavallerieregiments finden könne. „Die einzige Annahme, zu der das Untersuchungsgericht kommen kann, ist, daß sich ein Gerücht verbreitet hat, nach welchem die Materialien der neuen Patronen unreine Stoffe enthalten sollen; das Gericht ist aber einstimmig der Meinung, daß in der Patrone, wie sie dem 3. Regimente ausgehändigt werden sollte, nicht das Geringste gefunden werden konnte, was der Religion des Hindu und Muselmannes zuwider läuft. Jede Behauptung, die dem entgegen aufgestellt wurde, muß als falsch gekennzeichnet werden." Diese Meinung war wohlverstanden diejenige von Eingeborenen, nicht von Europäern. Das Urteil erging nur 16 Tage vor dem Ausbruch des allgemeinen Aufstandes in Meerut.

Nachdem der Kommandierende die Angelegenheit selbst und das Urteil eingehend durchgesehen hatte, kam er zu dem Entschlusse, die 85 Mann, welche den Gehorsam verweigert hatten, durch ein Kriegsgericht, aus ihren eigenen Landsleuten gebildet, aburteilen zu lassen. Das Gericht wurde von 6 Mohamedanern und 9 Hindus gebildet. Man ließ zu diesem Zwecke 6 eingeborene Offiziere von Delhi herüberkommen.

Die Verhandlung fand am 8. Mai statt, die Gefangenen wurden schuldig befunden und zu 10 Jahren Gefängnis mit harter Arbeit verurteilt.

Am nächsten Morgen fand eine Parade der gesamten Garnison von Meerut statt, bei welcher den Mannschaften der Urteilsspruch vorgelesen wurde. Hierauf wurden den 85 Verurteilten ihre Uniformen heruntergerissen und ihnen Ketten angelegt.

Jeder Gefangene beschwor seine Kameraden laut ihn zu retten, aber man hörte keine Antwort aus den Reihen derselben. Die Zeremonie wurde ohne Zwischenfall beendigt, und man führte die Gefangenen ins Gefängnis. In seinem Rapport über die Parade erwähnte General Hewitt unter anderem: „Die meisten der Gefangenen fühlten die Degradation schwer, zu welcher sie ihr Ungehorsam und Wahnwitz

geführt hat; die übrigen Truppen verhielten sich ruhig und soldatenmäßig."

Der Generalgouverneur und der oberste Kommandierende waren nicht damit einverstanden, daß man die Gefangenen vor ihren Kameraden gefesselt hatte, bevor sie den Zivilbehörden überantwortet waren. Ersterer äußerte sein Bedauern über dieses ungewöhnliche Vorgehen, während der Kommandierende sich folgendermaßen ausdrückte: „Das Fesseln der Gefangenen auf der Parade in Gegenwart so vieler Gleichgesinnter, welche sicher fest an die Fabel von der Unreinheit der Patronen glaubten, hat einige Stunden gedauert und muß die Brigade tief verletzt haben. Die Überführung der 85 Gefangenen nach dem Gefängnis unter Eskorte eingeborener Soldaten war eine nicht zu entschuldigende Torheit."

Zweifellos war dieses Vorgehen ungewöhnlich; und sicherlich sehr unklug war es, unter solchen Umständen die Bewachung der Gefangenen ihren Kameraden anzuvertrauen. Ich glaube auch, daß es nicht richtig war, den Truppen diese langwierige Behandlung vorzuführen, die ihnen auf die Nerven gehen mußte. Aber bevor man der Ansicht Lord Cannings zustimmt, sollte man bedenken, daß die ganze Maßregel vornehmlich den Zweck hatte, den eingeborenen Soldaten einen heilsamen Schrecken einzujagen, welche drauf und dran waren, das schlechte Beispiel ihrer gefangenen Kameraden nachzuahmen. Da außerdem die Gehorsamsverweigerung ostentativ und in der Öffentlichkeit erfolgt war, glaubte General Hewitt ohne Zweifel die Bestrafung so ausgesprochen und öffentlich wie möglich vornehmen zu müssen. Der nächste Tag war ein Sonntag, und nach außen hin hatte die Garnison Meerut ihr sonntägliches Aussehen angenommen; aber diese Ruhe war nur oberflächlich, das Feuer glimmte unter der Asche. In den Basars herrschte allgemeine Aufregung, und wenn die englischen Offiziere nicht durch ihre übergroße Vertrauensseligkeit mit Blindheit geschlagen gewesen wären, hätten sie die Vorbereitung der Soldaten zu einem großen Ereignis bemerken müssen.

Erst spät am Tage brach der Sturm los. Der Kaplan von Meerut erzählte uns, er wollte gerade mit seiner Frau zum Abendgottesdienst gehen, als die eingeborene Kinderfrau sie vor kommender Gefahr warnte und die Herrin bat, zu Hause zu bleiben. Als man in sie drang und Aufklärung verlangte, sagte sie, es würde an dem

Abend ein Kampf mit den Sepoys stattfinden. Diese Idee erschien unglaublich, und der Kaplan würde der Sache keine Bedeutung beigemessen haben, wenn durch die Warnung seine Frau nicht sehr beunruhigt worden wäre. Auf ihre ernste Bitte nahm er die beiden Kinder mit in den Wagen und ließ sie nicht, wie zuerst geplant, bei der Wärterin. Es wurde bald klar, daß die Ayah nicht ohne Grund ängstlich gewesen war, denn je mehr sich der Wagen der Kirche näherte, desto deutlicher vernahm man Gewehrfeuer und sah Rauchsäulen in der Richtung nach dem eingeborenen Quartier aufsteigen. Als der Kaplan bei der Kirche anlangte, blies gerade der Trompeter den Alarm und Sammeln. Die Parade wurde schleunigst abgebrochen, und die Soldaten eilten zu ihren Baracken, um Gewehre und Munition zu holen. Die übrigen Kirchgänger zerstreuten sich rasch, einige eilten nach Hause, andere suchten Schutz in der nächsten Quartierwache.

Vor dem Aufstande war es üblich, daß die Leute dem Gottesdienst ohne Waffen beiwohnten, ausgenommen mit ihrem Seitengewehr. Die eingeborenen Soldaten rechneten hiermit, denn sie meinten, die 60. Schützen befänden sich beinahe ohne Verteidigungsmittel in der Kirche, sobald die Glocken zu läuten aufhörten. Sie waren aber nicht informiert, daß die Kirchenparade wegen der längeren Dauer des Tages und der beginnenden Hitze eine halbe Stunde später angesagt war, als den Sonntag vorher. Daher zeigten die Aufständischen ihre Karten eine halbe Stunde zu früh, und als sie auf die 60er einstürmten, traten ihnen diese voll bewaffnet entgegen. Enttäuscht durch diesen Mißerfolg stürmte die Kavallerie, ohne sich weiter aufzuhalten, nach dem Gefängnis, erbrach die Zellen und befreite alle Gefangenen, unter denen auch die 85 Verurteilten vom Tage vorher sich befanden. Im ganzen wurden auf diese Weise 1200 Gefangene befreit.

Unterdessen hatten sich die beiden eingeborenen Infanterie-Regimenter auf ihren Exerzierplätzen eingefunden. In höchster Aufregung schossen sie ihre Flinten aufs Geratewohl ab und zündeten ihre eigenen Hütten an. Als die britischen Offiziere den Tumult hörten, eilten sie herbei und taten ihr Bestes, um die Ordnung wieder herzustellen, aber alles war vergeblich. Die Sepoys waren schon zu weit gegangen und waren taub gegen alles Zureden und Unterhandeln.

Ihre eigenen Offiziere griffen sie zwar nicht an, rieten ihnen aber, sich aus dem Staube zu machen, da die Kompagnieordnung nun zu Ende sei. Ihre Milde erstreckte sich aber nicht auf Offiziere anderer Regimenter.

Oberst Finnis, der 40 Jahre mit den Sepoys gedient hatte und fest an ihre Loyalität glaubte, war das erste Opfer. Während er seine eigenen Leute ermahnte, treu zu bleiben, wurde von dem 20. Regimente eine Salve auf ihn abgefeuert, und von vielen Kugeln durchbohrt stürzte er zusammen. Nun begann das Werk der Zerstörung mit blutigem Ernst, und die Bevölkerung aus den Basars und den umliegenden Dörfern beteiligte sich eifrig daran. Die Leute waren, wie der Bevollmächtigte berichtet, alle bewaffnet und zum Angriff bereit, noch ehe die Sepoys ihre Attacke begonnen hatten. Sie zeigten hierdurch nur zu deutlich, wie genau sie von allem unterrichtet waren. Von allen Seiten strömten sie zu tausenden herbei, und in unglaublich kurzer Zeit war beinahe jedes Haus, das einem weißen Offizier bei einem eingeborenen Regimente gehörte, ausgeplündert und niedergebrannt. Außer Oberst Finnis wurden noch 7 Offiziere, 3 Offiziersfrauen, 2 Kinder und alle in der Umgegend umherirrenden europäischen Männer, Frauen und Kinder niedergemacht.

Jetzt wurde es Zeit für die Sepoys, an sich selbst zu denken. Sie hatten die Brücken hinter sich abgebrochen und das Joch der britischen Regierung abgeschüttelt, sie hatten sich der Brandstiftung, des Mordes und Raubes schuldig gemacht und wußten genau, daß bei längerem Verweilen die Strafe nicht ausbleiben werde.

Daher verloren sie keine Zeit nach Delhi aufzubrechen. Sie hatten ja genug Gelegenheit gehabt, sich mit den eingeborenen Offizieren zu besprechen, welche von dort zu dem Kriegsgericht hergekommen waren, und diese hatten ihnen gesagt, daß die Truppen in Delhi darauf vorbereitet seien, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, das Magazin zu erstürmen und die Moghuldynastie wieder aufzurichten. „Nach Delhi, nach Delhi" war der allgemeine Ruf. Sie machten sich sofort auf den Weg und ließen nur die rauchenden Trümmer der Häuser ihrer Offiziere und die verstümmelten Leichen ihrer Opfer zurück.

Aber jeder wird fragen: wo waren die englischen Truppen? Ja wo? Nachdem der Alarm geblasen war, versammelten sich die englischen Truppen in kürzester Zeit, aber es dauerte unglaublich lange, bis man sie zu jenem Punkt brachte, wo sie am meisten benötigt wurden. Die Karabiniers hatten ihre Baracken nur einige hundert Meter von den eingeborenen Infanterieregimentern entfernt, die 60er waren nur 2 Kilometer entfernt und die Artillerie lag direkt bei den 60ern.

Der Brigadier (Wilson) schickte eine Kompagnie der 60er zum Schutze des Schatzes ab, einen anderen Teil, um die Kasernen zu schützen, und brach langsam mit dem Rest, den Karabiniers und der Artillerie nach den Linien der eingeborenen Infanterie auf. Es war beinahe dunkel, als er ankam, aber man konnte gerade noch an den rauchenden Trümmern und den umherliegenden Leichen britischer Offiziere sehen, mit was für einer Wut die Revolte ihren Anfang genommen hatte. Einige wenige Schüsse wurden hinter den Hütten hervor gefeuert, und in der Entfernung sah man drei eingeborene Soldaten aus der Richtung vom Gefängnis kommen, die große Masse jedoch, das wurde jedem klar, hatte sich aus dem Staube gemacht. Aber wohin? Eine lange Auseinandersetzung folgte, in welcher Richtung die Verfolgung aufzunehmen sei. Das Ergebnis war der Rückmarsch der Truppen in ihre Bezirke, wo sie die ganze Nacht zubrachten.

Der General und der Brigadier, getäuscht durch den Lärm in der Stadt, den man deutlich hören konnte, kamen zu der Ansicht, daß die Truppen sich in der Stadt versammelt hätten, und in kürzester Frist ein Angriff auf das europäische Viertel in Aussicht stünde. Erst am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß alle 3 Regimenter das Weite in der Richtung nach Delhi gesucht hatten. Man kann hintennach immer schlauer sein, aber in diesem Falle muß wirklich gesagt werden, daß die Autoritäten von Meerut bei der ganzen Angelegenheit einen unglaublichen, wenn nicht unverantwortlichen Mangel an Energie gezeigt haben. Der kommandierende Offizier wurde später ernstlich getadelt, weil er auf die erste Nachricht hin nicht mit größerer Schnelligkeit und Energie gehandelt hatte, weil er versäumt hatte herauszufinden, wohin die Aufständischen sich gewendet hatten, und weil er nicht versucht hatte, sie auf ihrem Wege nach Delhi

zu überholen. Das Gouvernement von Indien schloß sich diesem Tadel an und entsetzte den General Hewitt seines Kommandos.

Der Brigadier Wilson scheint wie jeder andere in Meerut von den Ereignissen vollständig überrumpelt worden zu sein. Wie dies möglich war, nachdem durch das aufsässige Benehmen der Leute des 3. Kavallerieregiments jeder gewarnt war, und weshalb nach der schrecklichen Parade vom 9. keine Schritte getan worden waren, um einer möglichen, wenn nicht gar wahrscheinlichen Revolte zu begegnen, ist nur schwer zu begreifen. Die einzige Entschuldigung bildet das blinde Vertrauen in die eingeborenen Soldaten. Niemand hielt es für möglich, daß die Eingeborenen eine Revolte beabsichtigen könnten; wer hätte ihnen zugetraut, daß sie mit solcher Geschicklichkeit zu Werke gehen würden? Diese Nachlässigkeit wäre für Indien beinahe verhängnisvoll geworden, sie ist schuld an dem ganzen Unglück.

Die folgende Geschichte mag erklären, wie vollständig die Autoritäten in Meerut durch dieses unangebrachte Vertrauen mit Blindheit geschlagen gewesen sind. Am Nachmittag des 9. gingen britische Offiziere des 3. leichten Kavallerieregiments nach dem Gefängnisse, um den zu ihrem Regimente gehörigen Gefangenen ihre Löhnung auszuzahlen. Als Leutnant Hugh Gough, einer dieser Offiziere, nach Hause zurückkehrte, erzählte ihm ein zu demselben Regimente gehöriger Hindu-Offizier, die Leute wären entschlossen, ihre Kameraden aus dem Gefängnis zu befreien, und die Gefängniswache hätte ihre Hilfe zugesagt. Gough eilte zu seinem Kommandeur, um die Sache sofort zu melden, doch dieser — Oberstleutnant Carmichael Smyth — schüttelte sich vor Lachen und sagte zu Gough, er möchte doch nicht solchen Unsinn weiter kolportieren.

Später am Tag traf Gough den Brigadier Wilson und erzählte auch ihm von dem Gehörten, hatte aber keinen besseren Erfolg. Am nächsten Tage (Sonntag), spät am Nachmittag, galoppierte derselbe eingeborene Offizier, gefolgt von zwei Soldaten, zu Goughs Haus und rief schon von weitem, der Tumult habe begonnen, und die eingeborenen Soldaten schössen ihre Offiziere nieder. Gough bestieg sein Pferd und eilte in Begleitung der 3 Soldaten nach dem Infanterie-Exerzierplatz. Dort kam er gerade an, als die Aufregung aufs höchste gestiegen war. Einige Sepoys in ihrer Uniform, andere in Nationalkleidung, rasten in größter Unordnung umher, sie tobten

und schrieen, als wenn sie vom Teufel besessen wären. Die diabolische Szene wurde durch die aus den Trümmern der verbrannten Häuser aufflackernden Flammen trübselig erleuchtet. Als Gough und seine Gefolgschaft in Sicht kamen, riefen die Sepoys der Eskorte zu, sie solle aus dem Wege gehen, da sie den Sahib erschießen wollten. Als Goughs Begleiter aber keine Anstalten trafen, dem Rufe Folge zu leisten, feuerten die Sepoys einfach in die ganze Gruppe hinein, ohne jedoch zu treffen. Gough sah, daß hier nichts mehr zu machen war, und sprengte zu seinen eigenen Leuten, welche eben ihre Pferde sattelten. Sie hatten die Munitionsmagazine erbrochen und die Munition verteilt. Umsonst versuchte Gough die Leute zu beruhigen; zwei oder drei Schüsse wurden auf ihn von Rekruten abgefeuert, aber es wurde von seiten der Leute kein ernsthafter Versuch gemacht, ihn zu töten. Endlich zogen ihn seine eingeborenen Begleiter hinweg, und der Offizier sagte ihm, er könne nicht mehr für seine (Goughs) Sicherheit eintreten.

Es war schon dunkel geworden. Gough ritt nun gegen die britischen Linien, immer noch gefolgt von seiner treuen Eskorte. Auf seinem Wege kam ihm eine große Menschenmasse aus den Basars entgegen, welche mit Säbeln, Stöcken und allen möglichen anderen Dingen, derer sie habhaft geworden waren, bewaffnet waren. Sie versuchten die Kavalkade am Weiterreiten zu hindern, wurden aber von Gough und seinen Leuten auseinandergesprengt. Diese Leute verließen ihn erst beim Artilleriekasino. Da hielten sie ihre Pferde an und sagten, sie könnten nun nicht weiter mitkommen. Gough tat alles, was in seinen Kräften stand, um sie zu bewegen, mit ihm zu kommen, doch umsonst. Sie sagten ihm, sie könnten unmöglich ihre Kameraden im Stich lassen, und indem sie ihrem Schützling einen respektvollen Salaam machten, wandten sie sich zu ihren aufständischen Kameraden zurück. Gough hat niemals wieder etwas von ihnen gehört, obgleich er sich die größte Mühe gab, seine Retter in der Not wiederzufinden.

Wie sehr die Autoritäten auch den Tadel verdienten, zu lässig verfahren zu sein und nicht die nötige Energie bei der Nachforschung entfaltet zu haben, so halte ich es doch für zweifelhaft, ob eine Verfolgung von Nutzen gewesen sein würde, oder ob es überhaupt möglich gewesen wäre, die Flüchtlinge zu überholen, bevor sie Delhi erreichten.

Es war nur eine geringe Anzahl brauchbarer Kavallerie zur Verfügung, denn die Karabiniers waren erst kurze Zeit in Indien und bestanden zum großen Teil aus Rekruten, die noch auf Reitschule waren und noch nicht eingerittene Pferde hatten. Diese wenigen Mannschaften hätten zugleich mit den 6 Kanonen der berittenen Artillerie abgeschickt werden können. Die Meuterer hatten einen tüchtigen Vorsprung, ihre Kavallerie hätte auf keinen Fall überholt werden können, und sobald die Infanterie der Verfolger ansichtig geworden wäre, hätte sie sich wahrscheinlich aufgelöst und über die Gegend, die ihnen ja genau bekannt war, verstreut. Von der Dunkelheit begünstigt hätten sie sich mit größter Wahrscheinlichkeit einer Verfolgung entzogen. Delhi liegt 64 Kilometer von Meerut entfernt, und bei der Hitze im Mai hätten die 60er unmöglich vor dem nächsten Abend (11.) dorthin gelangen können. Es ist später aber festgestellt worden, daß dort das Morden und Plündern schon am Morgen des 11. Mai begonnen hat. Die drei eingeborenen Infanterieregimenter und die Batterie, welche in Delhi lagen, waren darauf vorbereitet, sich ihren Landsleuten bei deren Ankunft anzuschließen. Das Magazin mit seinen ungeheuren Vorräten war in den Händen des Königs, und die 150 000 Einwohner der Stadt waren bereit, an dem Morde der Weißen und an der Plünderung mitzuwirken.

Nachdem ich sorgfältig alle Umstände in Berücksichtigung gezogen habe, welche die Revolte in Meerut herbeiführten, bin ich zu der Ansicht gekommen, daß es unnütz gewesen sein würde, die Hand voll Leute, welche in der Nacht vom 10. Mai abkömmlich war, den Empörern nachzuschicken. Wenn man den Haß und die Unzufriedenheit in der ganzen eingeborenen Armee in Berücksichtigung zieht, so muß man zugeben, daß ein noch so schnelles Einschreiten von seiten der Autoritäten den Gang der Ereignisse nicht mehr aufzuhalten vermocht hätte. Die Sepoys waren entschlossen, mit der britischen Herrschaft zu brechen, und das Wenn und Wie war nur eine Zeit- und Gelegenheitsfrage.

Kapitel VIII.

General Anson — Die Nachricht kommt nach Simla — Anson verliert keine Zeit — Lange Liste von Schwierigkeiten — John Lawrence — Die Phulkianische Familie — Tod des Generals Anson.

Als diese Ereignisse eintraten, befand sich der Kommandierende mit dem Hauptquartier auf einer Inspektion derjenigen Stationen, welche auf der Rute nach Simla lagen, wo der Sommeraufenthalt genommen werden sollte. Kommandierender war damals General George Anson, welcher 43 Jahre gedient hatte, aber die indischen Verhältnisse nur wenig kannte, da er erst 4 Jahre im Lande war. Er galt als intelligent, war ein ausgezeichneter Kenner der Charaktereigenschaften, eine Autorität im Whist, verstand sich auf Pferde und war eine bekannte Persönlichkeit in der londoner Gesellschaft, die sehr erstaunt war, als sie vernahm, er hätte einen Posten in der indischen Armee angenommen (die Division von Meerut). Er blieb nicht lange in dieser Stellung, dann erhielt er das Kommando über die Madrasarmee. 1 ½ Jahre später war er schon Oberstkommandierender in Indien. General Anson hatte die Schlacht bei Waterloo als Fähnrich mitgemacht, seit der Zeit aber keinen Dienst im Felde mehr getan. Bis zu seiner Ankunft in Indien hatte er noch keine höhere Kommandostelle innegehabt.

Als der Kommandierende im Herbst vorher Calcutta verließ, schien alles in der eingeborenen Armee ruhig und in Ordnung zu sein. Er besuchte alle größeren militärischen Stationen, unter diesen auch Meerut und Delhi. Obgleich er Nachricht erhalten hatte, daß unter den eingeborenen Truppen in der Persidency-Division sich ein gewisser Groll bemerkbar mache, dauerte es doch bis Mitte März, bis diese Nachrichten Bestätigung fanden durch persönliche Nachforschungen bei Eingeborenen, welche an der Schießschule in Umballah kommandiert waren. Als der Kommandierende diese Schule inspizierte, erfuhr er von den Leuten, die aus verschiedenen Regimentern waren, wie ungern sie die neue Patrone benutzten, weil sie, wie sie glaubten, für ihre Kaste beleidigend sei. Anson hörte die Klagen der Leute ruhig an und erklärte ihnen sodann in einer eindringlichen und freundlichen Rede, daß die alten Patronen für das neu einzuführende Modell nicht geeignet seien, und man deshalb eine neue Patrone hergestellt

habe. Sie sollten nicht auf die dummen Gerüchte hören, daß man ihre Kaste durch die neuen Patronen schädigen wolle. Er versicherte ihnen auf sein Soldatenwort, daß es niemals die Absicht der britischen Regierung sein würde, die Kaste der eingeborenen Soldaten oder der Zivilbevölkerung Indiens anzutasten oder gar zu zerstören, oder mit irgend welchen religiösen Sitten und Gebräuchen in Gegensatz zu geraten. Er bat die eingeborenen Offiziere ihr Möglichstes zu tun, den Leuten diese grundlose Furcht auszureden, und sich dadurch des hohen Vertrauens würdig zu zeigen, das die englische Regierung in sie von jeher gesetzt habe. Zum Schlusse warnte er die Leute, daß die Regierung Insubordination nicht dulden und gegen renitente Leute streng vorgehen werde. Das Benehmen der Sepoys war durch und durch respektvoll, und als die Parade vorüber war, drückten sie ihre Freude über die Güte des Kommandierenden aus. Sie erklärten, daß es ihm gelungen sei, ihre eignen Befürchtungen zu zerstreuen, daß jedoch ihre Landsleute und Verwandten allgemein an diese Gerüchte glaubten. Wenn man sie zwingen würde, die neue Patrone zu benutzen, würden sie ihrer Kaste verlustig gehen.

Da General Anson einsah, daß die Furcht der Leute vor den Folgen bei Benutzung der neuen Patronen nicht unbegründet war, sistierte er ihre Verwendung, bis zum Eingange eines besonderen Berichtes. Dieser sollte über das Verpackungsmaterial volle Aufklärung schaffen. *)

---

*) „Ich wundere mich garnicht,“ schrieb General Anson an Lord Canning am 23. März, „über die Scheu der Leute gegen die neue Patrone, nachdem ich sie gesehen habe. Ich hatte keine Ahnung, daß dieselbe so viel Schmiere enthält, welche direkt wie Fett aussieht. Wenn die Kugel herunter gerammt ist, bedeckt die Mündung eine Fettschicht. Das wird, glaube ich, allerdings nicht mit den nach neuster Instruktion angefertigten Patronen der Fall sein. Jetzt herrschen Zweifel über das Papier, und ich habe deshalb angeordnet, daß mir von Meerut über das Papier ein besonderer Bericht gesandt werde, damit ich die Leute beruhigen kann. Bis ich denselben erhalten habe, und mich von der einwandfreien Herstellung des Papiers überzeugt habe, werde ich die Sepoys in der Schule nicht schießen lassen. Man könnte die Leute auch zu ihren Regimentern zurückschicken, mit dem Hinweise, daß bei der großen Hitze kein rechter Fortschritt zu erwarten sei, ich halte jedoch eine solche Maßnahme nicht für ratsam. Nachdem einmal die Frage aufgeworfen worden ist, muß sie nun auch geregelt werden. Sonst

Nachdem der General so alles getan zu haben meinte, was zur Beruhigung der Gemüter beitragen konnte, und zu dem Glauben gelangt war, daß die Entwaffnung des 19. Infanterieregiments den Insubordinationsgeist unterdrücken werde, setzte er seine Reise nach Simla fort, dem wunderschön 7000 Fuß hoch am Himalaya gelegenen Sommeraufenthalt des indischen Gouvernements und Hauptquartiers.

Der Kommandierende hatte sich wohl gerade einen Monat in Simla aufgehalten, als am Nachmittag des 12. Mai ein Adjutant von der Sirhind-Division in Umballah angesprengt kam, welcher eine Abschrift der Depesche mitbrachte, die am Tage vorher von Delhi an alle Stationen im Punjab gesendet worden war, und solche Bestürzung in Peschawar hervorgerufen hatte.

Sir Henry Barnard, der die Sirhind-Division kommandierte, wollte, daß der Adjutant, sein eigener Sohn, dem Kommandierenden mitteile, daß die 3 eingeborenen Regimenter in Umballah mehr als verdächtig seien, und um die sofortige Entsendung der 3 Infanterieregimenter bitte, welche im Gebirge in der Nähe von Simla stationiert waren. Diese Maßregel erschien Sir Barnard so notwendig, daß er seinen Sohn ersuchte, das Regiment bei seinem Hinritt auf den bevorstehenden Abmarsch vorzubereiten.

General Anson sah sofort die Notwendigkeit dieses Vorgehens ein. Denselben Nachmittag schickte er einen Adjutanten nach Kasauli mit dem Befehl für das 75. Regiment, sofort nach Umballah aufzubrechen, und für das erste bengalische Füsilierregiment die Anweisung, sobald man Wagen requiriert habe, dem 75. auf dem Fuße zu folgen. Das zweite Bengal-Füsilierregiment sollte sich jeden Augenblick marschbereit halten. Eilboten wurden nach Jullundur und Ferozepore gesandt mit der Anweisung, daß an diesem Platze eine europäische Wache das Arsenal beschützen, während von Jullundur aus ein Detachement weißer Infanterie das Fort von Pilhour sofort besetzen sollte.

Das Vertrauen in die eingeborenen Soldaten war vor dem Auf-

---

würde die Sache nur hinausgeschoben. Ich hoffe, daß die Maßnahmen der Regierung, als die Klagen zuerst laut wurden, sowie die Bestrafung der Leute vom 19. Infanterie-Regiment und jetzt des 70. Regiments, welche dieser Tage abgeurteilt werden, den erwünschten Erfolg haben werden." — Kaye, vol. I., pag. 558. — — —

stand ein so unbegrenztes, daß man keine Bedenken getragen hatte, den Schutz dieser beiden wichtigen Arsenale und Magazine in die Hände von eingeborenen Truppen zu legen. Dasselbe war beinahe durchweg der Fall in Indien, und die Folge lieferte den Beweis, daß es General Ansons schnellem Einschreiten zu danken war, wenn in Ferazopore und Jullundur das Arsenal nicht in die Hände der Eingeborenen geriet.

Sicherlich beraubt Gott diejenigen, welche er vernichten will, zuerst des Verstandes; so wurde es möglich, nicht nur, daß die Arsenale in Delhi und Cawnpore in die Hände der Aufständischen fallen konnten, sondern sogar das große Arsenal in Allahabad entging nur mit knapper Not diesem Schicksal. Bis zum Mai 1857 war dieses Fort nur von Eingeborenen bewacht. Im Anfang jenes Monats wurden einige erschöpfte europäische Pensionäre von Chunar dorthin gebracht; mit deren Hilfe und mit einer schnell zusammengebrachten Schar Freiwilliger waren Leutnant Russel und Tod Brown von der bengalischen Artillerie imstande, die eingeborene Wache zu überwältigen und zu entwaffnen, und zwar in derselben Nacht, in welcher deren Kameraden im nebenliegenden Kantonnement meuterten. Diese beiden tapferen Offiziere hatten zur Vorsicht die Keller des Arsenals, in welchen sich etwa 50—60 000 Gewehre befanden, mit Pulvertonnen angefüllt in der Absicht, das Arsenal in die Luft zu sprengen, falls die Eingeborenen die Oberhand gewinnen sollten. Dieser Entschluß war im ganzen Fort bekannt und hat wahrscheinlich auch mit dazu beigetragen, daß die Wache sich ergeben hat und entwaffnet werden konnte.

Anson sollte bald die Bestätigung der alarmierenden Nachrichten, welche ihm General Barnards Sohn überbracht hatte, erhalten. Am nächsten Nachmittag schon langte ein Schreiben aus Meerut an, in dem die Einzelheiten der Meuterei vom 10. Mai geschildert waren, und welches auch Nachrichten von den Ereignissen in Delhi enthielt. Der Kommandierende beschloß sofort, selbst nach Umballah zu gehen, um persönlich die Organisation eines Korps einzuleiten, das, wie er richtig erkannte, sofort nach Delhi entsendet werden müßte. General Anson brauchte nicht lange, um die nötigen Anordnungen zu treffen, und man hat ihn ungerechterweise des Zögerns beschuldigt. Die 2. Bengalfüsiliere wurden nach Umballah beordert,

und ein Artillerieoffizier nach Pilhour geschickt mit dem Befehl, eiligst einen Belagerungstrain 3. Klasse bereit zu machen und Reservemunition für Artillerie und Infanterie nach Umballah zu schicken.

Außerdem erhielten das Nasiri-Bataillon von Jutog bei Simla und die Kompagnie eingeborener Artillerie in Kangra und Nurpur (beide am Fuße des Himalaya gelegen) Befehl, nach Pilhour mit der gesamten Ausrüstung zu marschieren, um den Belagerungstrain zu begleiten; das Sirmur-Bataillon Gurkhas in Dehra Dun, und die Sappeure und Mineure von Rurki erhielten Marschordre nach Meerut.

Nachdem Anson auf diese Weise alles getan hatte, um die Bewegung möglichst zu unterdrücken, brach er früh am 14. Mai von Simla auf, also 48 Stunden, nachdem er die erste Nachricht erhalten hatte, und erreichte Umballah am nächsten Morgen. Seine letzte Amtshandlung in Simla bestand in dem Entwerfen eines Aufrufs, der, wie er hoffte, die Aufregung in der eingeborenen Armee mildern werde.

Der Rapport, den Sir Henry Barnard seinem Chef bei dessen Ankunft zu machen hatte, klang nicht sehr hoffnungsvoll. Folgende Truppen waren in dieser Station versammelt: die 9. Ulanen, 2 Abteilungen Feldartillerie, die 4. bengalische leichte Kavallerie und 2 Regimenter eingeborene Infanterie. Die 75. und die 1. Bengalfüsiliere waren eben einmarschiert, mit nur 30 bezw. 70 Runden Munition für den Mann, und (weil keine Wagen verfügbar) ohne Gepäck und Zelte. Das Kommissariat und das Departement für Medizin waren ganz und gar unvorbereitet, um den Bedürfnissen einer solchen Truppenmacht im Felde zu begegnen. Es gab keine Tragbahren für die Kranken und man konnte auch keine Abhilfe schaffen, da die Basare verlassen waren. Händler waren beinahe keine da, und Munition war nur von Pilhour zu beschaffen, welches 200 Kilometer entfernt war.

In Delhi waren alle Europäer, die nicht hatten entfliehen können, ermordet worden, und die eingeborene Garnison hatte unter Mithilfe der aufständischen Truppen von Meerut die Stadt im Namen des alten Königs in Besitz genommen.

In Meerut hatten sich die europäischen Truppen befestigt; die Umgegend war in größter Unordnung, und die Zivilbehörden machtlos. In Umballah und Jullundur hatte die Anwesenheit europäischer Truppen die eingeborenen Soldaten noch von offenem Widerstande

abgehalten, es war aber klar, daß man sich nicht im geringsten auf dieselben mehr verlassen konnte.

In Ferozepore hatte ein schwerer Aufruhr stattgefunden, und in Lahore mußte man alle eingeborenen Truppen entwaffnen.

Von unterhalb Meerut fehlten die Nachrichten, jedoch nahm man an, daß der Geist der Rebellion in vielen Stationen um sich gegriffen habe, und diese Ansicht wurde später bestätigt.

Um die Besorgnis des Kommandierenden noch größer zu machen, wurde gemeldet, daß das Nasiribataillon in Jutog sich aufsässig gezeigt und geweigert hätte, nach Pilhour zu marschieren; ein Detachement desselben Korps habe den Schatz in Kassauli geplündert, und dadurch sei die Zurücksendung von 100 Mann der 75. notwendig geworden, um die Wache dort zu verstärken. Es hatte in diesem Depot nämlich eine große Anzahl europäischer Familien Schutz gesucht.

Das Benehmen der Gurkhas war Grund einer Panik in Simla, welche aber nicht von langer Dauer war. Lord William Hay, der damals stellvertretender Bevollmächtigter war, bewog die meisten Damen mit ihren Kindern zeitweilig bei dem Raja von Kiuntal, einem kleinen Staat in der Nähe von Simla, Schutz zu suchen. Es gelang Hay, Simla ruhig zu halten, und die Ordnung wurde in der ganzen Gegend wieder hergestellt, nachdem die Leute vom Nasiribataillon zu Verstand gekommen waren. Das Geld, welches von der Staatskasse in Kassauli gestohlen worden war, wurde bis auf einen kleinen Teil freiwillig zurückerstattet, und bevor noch das Jahr um war, taten uns die kleinen Gurkhas gute Dienste.

Eine lange Liste von Unzuträglichkeiten wurde dem Kommandierenden unterbreitet. Alle waren beunruhigend, und jede verlangte schnelles und besonderes Einschreiten. Von allen Fragen die wichtigste aber war, wie der Situation in Delhi zu begegnen sei. General Anson hatte nicht einen Moment daran gezweifelt, daß die Befreiung Delhis aus den Klauen der Aufständischen seine vornehmste Aufgabe sein werde, an die er sofort heranzutreten habe. Konnte dies aber mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln auch sogleich geschehen? Er glaubte es ebensowenig wie seine älteren Offiziere, mit denen er in Umballah diese Frage bei einer Konferenz in dem Hause Sir

Henry Barnards am 16. Mai sorgfältig besprochen hatte.*) Trotzdem wurde beschlossen, sofort nach Delhi vorzudringen, und General Hewitt wurde befragt, wieviel Truppen er zu diesem Zwecke in Meerut entbehren könne. Es wurde ihm ans Herz gelegt, daß keine Zeit verloren gehen dürfe und daß am 23. Mai die Truppen marschbereit sein müßten, um mit der Umballahkolonne gemeinsam vorzugehen.

Alle Einzelheiten wurden sorgfältig berücksichtigt. Die erste zu überwindende Schwierigkeit lag im Mangel an Wagen. Es existierte kein organisiertes Transportwesen — die größte Notwendigkeit für eine schlagfertige Armee — und da Unruhe und Unsicherheit im ganzen Lande herrschte, war es den Zivilbehörden nicht möglich, Lasttiere und Wagen mit der gewöhnlichen Schnelligkeit herbeizuschaffen.**)

An jenem Nachmittag empfing General Anson einen Brief von Sir John Lawrence, in welchem dieser die Notwendigkeit eines sofortigen Vormarsches gegen Delhi eindringlich betonte und seine Pläne im Punjab kurz entwarf. Er ersuchte den Kommandierenden, ihm Generalvollmacht zu erteilen, und beschloß das Schreiben mit folgenden Worten: „Ich halte diese für die größte Krisis, welche Indien je durchzumachen hatte. Unsere europäische Streitmacht ist so klein, daß sie der Lage nur gewachsen sein kann, wenn sie weise geführt wird und die Strapazen ertragen kann. Aber mit Energie und Tapferkeit wird es ihr durch Gottes Hülfe gelingen, unbesiegt zu bleiben.“

Natürlich zögerte Anson, mit einer kleinen und ungenügend ausgerüsteten Truppenmacht gegen eine wohlbefestigte Stadt vorzugehen, die sich in den Händen tausender verzweifelter Empörer befand, und er legte in seiner Antwort vom 17. Mai Sir Lawrence die Sachlage dar. Er teilte ihm mit, daß die Europäer ohne Zelte seien, daß es weder in Umballah noch in Meerut Kanonen gebe, schwerer als 6 oder 9 Pfünder; und mit diesen sollte man die Wälle von Delhi beschießen können? Daß die notwendigen Fuhrwerke nicht vor 16—20

*) Es ist ein tragischer Zufall, daß die älteren Offiziere, welche an dieser Konferenz teilgenommen hatten, 7 Wochen später alle gefallen waren. General Anson, Brigadier Hallifax, der die Umballahstation kommandierte, und Oberst Mowatt, starben in den ersten 10 Tagen. Oberst Chester, Generaladjutant der Armee, wurde bei Badli-ki-Serai am 8. Juni getötet, und Sir Henry Barnard starb am 5. Juli bei Delhi.

**) Siehe Kaye's History of the indian Mutiny, vol. II pag. 120.

Tagen beschafft werden könnten, und daß die drei eingeborenen Korps in Umballah das größte Mißtrauen verdienten. Er frug Sir Lawrence, ob es weise sein würde, eine so kleine Streitmacht von Europäern gegen Delhi zu führen, und schrieb weiter: „Meine Meinung über die Sachlage ist die, zuerst uns von allen nicht vertrauenswürdigen Truppenteilen zu befreien und andere bessere an deren Stelle zu setzen; dann meine ich, kann es nicht lange dauern, bis wir ohne jede Gefahr eines Mißerfolges gegen Delhi oder in jeder anderen Richtung marschieren können". Er fügte hinzu: „Dies meinen alle hier anwesenden älteren Offiziere, welche ich befragt habe, der Generalmajor und Brigadier, der Generaladjutant, der Generalquartiermeister und der Generalkommissarius". Anson schloß seinen Brief mit folgenden Worten: „Es würde mir ein großer Gefallen sein, Ihre Meinung über die jetzige Krisis zu hören, und würde ich derselben mehr Vertrauen schenken, als meiner eignen Erfahrung". John Lawrence, welcher mit jeder Faser seines Körpers die Empörung zu unterdrücken und einen allgemeinen Aufstand zu verhüten versuchte, verlor keine Zeit dem General Anson zu antworten. Am 20. telegraphierte er kurz und am nächsten Tage traf ein Brief von ihm ein, er kenne Delhi sehr gut, da er ja selbst dort 13 Jahre stationiert gewesen sei, und es erschiene ihm unmöglich, daß Aufständische den Platz halten und verteidigen könnten. Er glaube, daß Delhi bei einigermaßen schlauem Vorgehen der Zivilbeamten, seine Tore beim Herannahen der Engländer öffnen werde. Er gab zu, daß es vom militärischen Standpunkte aus nicht geraten erschiene, gegen Delhi zu marschieren, bevor die Truppen von Meerut zur Verfügung stünden, aber er protestierte gegen die Zumutung, europäische Soldaten, die vor Begierde brennen, in den Kampf zu ziehen, im Lager untätig zurückzuhalten. Er schreibt weiter: „Betrachten Sie die Geschichte Indiens. Wo haben wir Mißerfolge gehabt, wenn wir schnell handelten? Wo hatten wir Erfolg, wenn wir zögernd und furchtsam vorgingen? Mit 1200 Mann focht Lord Clive in der Schlacht bei Plassy gegen den Rat seiner älteren Offiziere, schlug 40000 Mann und eroberte uns Bengalen."

Wir wissen jetzt, daß Lawrence die Schwierigkeiten, welche sich General Anson entgegenstellten, sehr unterschätzt hat. Delhi öffnete bei unserem Herannahen nicht nur nicht seine Tore, sondern es dauerte volle 3 Monate, bis wir es erfolgreich bestürmen konnten. Außerdem

vergaß Lawrence in seiner Hast, daß Clive nicht mit 1200 sondern mit 3000 Mann im offenen Gelände gegen 40000 Mann gefochten hat, welche nicht viel besser als ein großer Pöbelhaufen waren.

Anson hingegen sollte eine starke Festung angreifen, die mit Vorräten aller Art und Munition reichlich versehen war. Sie war vorzüglich armiert und wurde durch Leute verteidigt, welche nicht nur selber gute Soldaten waren und von guten Offizieren geführt wurden, sondern die außerdem mit dem Mute der Verzweiflung kämpften, da sie genau wußten, was ihrer bei der Gefangennahme wartete.

Dennoch kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die Ansicht Lawrences, Delhi müsse um jeden Preis genommen werden, richtig war. Der Generalgouverneur teilte diese Ansicht und Anson entsprach ihr in loyaler Weise, indem er in der kurzen Zeit, welche er in Umballah verweilte, sein möglichstes tat, die Truppen für ihre ernste Arbeit auszurüsten.

Während Anson die Expedition gegen die Moghulstadt vorbereitete, versäumte er auch nicht zu gleicher Zeit Schritte zum Schutze von Umballah zu tun. Die Frauen und Kinder der Soldaten wurden nach Kassauli geschickt; an der Kirche wurde ein Platz für die Nichtkombattanten eingerichtet, welcher befestigt wurde. Es wurde eine Garnison aus den kranken und schwachen Leuten der verschiedenen europäischen Regimenter gebildet, welche zusammen mit einigen Patialasoldaten 500 Mann betrug; und um noch sicherer zu gehen, wurde die eine Hälfte der eingeborenen Truppen in den Distrikt verstreut, die andere Hälfte ging mit der Entsatzkolonne nach Delhi.

John Lawrence war dafür eingetreten, daß wir dem Raja von Patiala und den Rajas von Jhind und Nabba volles Vertrauen schenkten.

Das Verhalten dieser Häuptlinge gegen uns war von größter Wichtigkeit, denn falls sie gemeinsame Sache mit unseren Feinden machten, wäre unsere Verbindung im Punjab in großer Gefahr gewesen. Es herrschte demnach große Besorgnis in Umballah, welche Partei diese 3 Rajas ergreifen würden. (Sie waren 3 Mitglieder der großen Phulkia-Familie.) Douglas Forsyth, der stellvertretende Bevollmächtigte, der mit dem Maharaja von Patiala befreundet war, ersuchte diesen sofort um eine Unterredung. In derselben hatte er gerade begonnen, dem Maharaja die Situation auseinanderzusetzen,

als er plötzlich von Seiner Hoheit unterbrochen wurde, welcher ihm sagte, er wüßte ja ganz genau, was passiert sei; hierauf frug ihn Forsyth, ob es wahr sei, daß der König von Delhi Boten zu ihm geschickt habe. Der Maharaja deutete auf einige Leute, welche in einiger Entfernung von ihnen saßen, und sagte: „Da sind sie." Hierauf bat Forsyth um eine Privatunterredung, und als sie allein waren, wandte sich der Bevollmächtigte mit den Worten an den Raja: „Maharaja Sahib, bist Du für uns oder gegen uns?" Die Antwort des Maharaja war sehr herzlich: „So lange ich lebe, gehöre ich zu euch, aber ihr wißt, ich habe Feinde in meinem eigenen Lande, z. B. meinen Bruder. Was wollt ihr, das ich tun soll?" Hierauf bat Forsyth den Maharaja, Truppen nach Kurnal zu schicken, um die große Trunkstraße offen zu halten. Der Maharaja war damit einverstanden unter der Bedingung, daß ihm möglichst bald europäische Truppen zur Unterstützung zugesandt würden. Diese Bedingung war sehr notwendig, weil er wußte, daß seine Leute nur solange ihre Pflicht tun würden, als wir Erfolge hätten.

Patiala hielt sein Versprechen, und während des ganzen Aufstandes blieben die Phulkianischen Häuptlinge uns treu, sie haben uns durch die Offenhaltung der Straße zwischen Delhi und dem Punjab wichtige Dienste geleistet.

Am 19. Mai erhielt General Anson die erfreuliche Nachricht von Sir Lawrence, daß das Guidenkorps und 4 loyale Punjabregimenter in Eilmärschen nach Umballah kämen, um sich mit den dortigen Truppen zu vereinigen. Am 21. erhielt er vom Generalgouverneur die Kunde, daß Truppen von Madras, Ceylon und Bombay kommen würden. Er hörte außerdem, daß der Belagerungstrain in Umballah angekommen sei und hatte die Genugtuung, dem Generalgouverneur die Mitteilung vom Abmarsch des ersten Teiles des Entsetzungskorps nach Delhi machen zu können.

Am 23. teilte der Kommandierende dem General Hewitt seinen Operationsplan mit. Derselbe enthielt das Folgende: 2 Brigaden sollten unter dem Kommando des Brigadiers Hallifax vom 75. Regiment und des Obersten Jones vom 60. Schützenregiment von Umballah aus vorgehen, während eine andere Brigade unter dem Befehle des Brigadiers Archdale Wilson von Meerut aus operieren sollte. Am 30. Mai sollten sich die beiden ersten Brigaden bei Kurnal treffen und

dann unter General Anson avancieren, um am 5. Juni Baghput gegenüber zu stehen. Dort sollten sie sich mit der Brigade von Meerut treffen und dann mit dieser gemeinsam gegen Delhi vorrücken.

Nachdem General Anson alle diese Vorbereitungen getroffen hatte, verließ er Umballah am 24. Mai und erreichte Kurnal am nächsten Morgen.

Am 26. Mai erkrankte er an der Cholera und wurde in ein paar Stunden von der Seuche weggerafft. Seine letzten Worte enthielten die Hoffnung, daß sein Vaterland ihm bei Beurteilung seines Vorgehens Gerechtigkeit widerfahren lassen möge; und es muß leider gesagt werden, daß ihm diese gerechte Beurteilung nicht widerfahren ist, wenn man bedenkt, mit was für außerordentlichen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt hat. Anson ist unverdientermaßen wegen seines Zögerns getadelt worden. Es wurde von ihm verlangt, „schnelle Arbeit" in Delhi zu tun, aber noch vor der Einnahme von Delhi waren mehr Leute zu Grunde gegangen, als damals im Anfange Ansons ganze Streitmacht ausgemacht hatte. Der Rat, sofort nach Delhi zu marschieren, war gut gemeint; wäre er rasch befolgt worden, so würden unsere Truppen sicherlich aufgerieben worden sein. Wenn sich der Kommandierende zu einem schnellen Vormarsch ohne genügende Munition und Proviant hätte verleiten lassen, wäre er von der enormen Übermacht der Aufständischen sicher vernichtet worden. Wir werden im Folgenden sehen, wie schwer es für Barnard war, mit seiner ungleich größeren Streitmacht bei Badli-ki-Serai den Widerstand der Empörer zu brechen.

Nach dem Ableben von General Anson ging das Oberkommando der Feldtruppen auf Generalmajor Sir Henry Barnard über.

Kapitel IX.

John Lawrences weise Maßregeln — Entwaffnung in Peschawar — Erfreulicher Effekt im Fluntale.

Ich will jetzt in meiner Erzählung fortfahren und bei den Ereignissen beginnen, welche ich miterlebte, als ich von Peschawar Abschied nahm, um mich der fliegenden Kolonne anzuschließen.

Am 18. Mai kamen Brigadier Chamberlain und ich nach Nawal

Pindi, wo wir mit dem obersten Bevollmächtigten zusammentrafen. Dieser war auf seinem Wege zum Sommeraufenthalt in den Murree-Bergen gerade bis hierher gelangt, als die Schreckensbotschaften eintrafen.

Das erste, was Sir Lawrence tat, nachdem er mit Chamberlain Rücksprache genommen hatte, war, Edwardes von Peschawar herüberzubitten, um mit ihm persönlich darüber zu reden, ob man mehr Leute von der Grenze in die Armee einstellen und überhaupt neue Aushebungen vornehmen solle. Das war der einzige Vorschlag von Edwardes und Nicholson, über dessen Erfolg der oberste Bevollmächtigte im Zweifel war. Er war der Meinung, daß diese Sache sehr riskiert sei, und vorher genau überlegt sein wolle, bevor man zu einer Entscheidung käme. Ich erinnere mich noch, was für einen großen Eindruck Lawrences ausgesprochene hohe Meinung über Edwardes auf mich machte. Er nannte ihn seinen Ratgeber, dessen Meinung er immer erst hören müsse und auf dessen Urteil er sich verlassen könne.

Während der 6 Tage, die wir in Rawal Pindi warten mußten, bis die fliegende Kolonne versammelt war, verbrachte ich die meiste Zeit in dem Büreau des obersten Bevollmächtigten, um vertrauliche Briefe zu schreiben, oder solche zu kopieren. Auf diese Weise hörte ich von allem, was im Punjab passierte, und bekam ein Urteil über die Größe der Krisis, welche wir durchmachten. Dadurch wurde ich wieder in den Stand gesetzt, die Größe der Schwierigkeiten schätzen zu können, welche der Beseitigung der Gefahr entgegenstanden, und zu verstehen, daß das Schicksal von Delhi, sowie das Leben unserer Männer und Frauen im oberen Indien von den Schritten abhing, welche von den Autoritäten des Punjab eingeleitet würden. Ich sah, wie Lawrence alles bis in die Einzelheiten überdachte, und was für ein klares Urteil dieser Mann in Bezug auf die Vertrauenswürdigkeit seiner Beamten hatte. Die vielen europäischen Frauen und Kinder, welche über die ganze Provinz verstreut waren, flößten ihm die größte Besorgnis ein und er war bemüht, dieselben so viel wie möglich an Stationen in den Bergen zu versammeln, um ihnen so den Schutz der britischen Regierung angedeihen lassen zu können. Deshalb gab er Befehl, daß die Familien der Soldaten, die von Sialkot sich der fliegenden Kolonne anschlossen, nach Lahore gebracht würden.

Trotz aller Geschehnisse, die eine allgemeine Mißstimmung der Sepoys nur zu deutlich erkennen ließen, wollte der Brigadier Frederick Brind von Sialkot nicht glauben, daß seine Regimenter sich untreu erweisen könnten, und er widersetzte sich mit allen Kräften deren Entwaffnung, welche, wie er sich ausdrückte, einen Mangel an Vertrauen zu den Sepoys bedeuten würde. John Lawrence aber blieb fest. Brind erhielt den Befehl, die Familien der Soldaten ohne Zögern wegzuschicken, und es wurde ihm nahe gelegt, die Offiziere und Beamten zu bestimmen, ihre Familien zugleich in Sicherheit zu bringen. Einige Damen und Kinder wurden weggeschickt, ein Teil aber verblieb in der Garnison, bis die Truppen meuterten. Brigadier Brind bezahlte sein unangebrachtes Vertrauen mit dem Leben, er wurde von seiner eignen Ordonnanz niedergeschossen.

Wir waren noch nicht lange in Rawal Pindi, als wir hörten, daß die Schwierigkeiten in Peschawar stündlich größer würden, sowie daß eine Abteilung des 55. Regiments in Nowschera gemeutert und die Munitionskammer erbrochen hätte. (Das Hauptquartier dieses Regiments war zur Ablösung der Guiden nach Mardan geschickt worden.) Die Streitmacht in Peschawar hatte sich erheblich vermindert durch den Abgang der Guiden und des 27. Regiments; es bestand kein Zweifel, daß der Aufruhr in rapider Ausbreitung begriffen war, und die sichtbaren Zeichen von Unruhe unter den Grenzstämmen ließen das Schlimmste befürchten. Nicholson hatte die größten Schwierigkeiten, lokale Aushebungen zu veranstalten, und es herrschte allgemeiner Widerwille Handgeld zu nehmen. Unser Unglück in Kabul 1841—42 war noch nicht vergessen; unsere Sache galt als verloren, und selbst ein Mann wie Nicholson konnte die Leute nicht überreden, für uns zu kämpfen. Es war augenscheinlich, daß dieser Zustand nicht von Dauer sein durfte, und daß zur Abhülfe entscheidende Maßnahmen sogleich in die Wege geleitet werden mußten, sonst würde, wie man voraussehen konnte, die ganze Grenze aufstehen.

Als alle Stränge zu reißen schienen, wurde beschlossen, alle eingeborenen Regimenter in Peschawar ohne Zeitverlust zu entwaffnen. Zu dieser Entscheidung gelangte man in der Nacht zum 21. Mai, als die Nachricht von den Ereignissen in Nowschera Edwardes erreichte, welcher an jenem Morgen von Rawal Pindi zurückgekommen war. Er und Nicholson wußten, daß keine Zeit verloren werden durfte,

denn wenn die Truppen einmal Kenntnis von dem Geschehnis in Nowschera hatten, war es für ihre Entwaffnung zu spät.

Sie gingen sogleich zum Hause des Brigadiers und teilten Sir Cotton ihren Plan mit. Er schloß sich ihrer Meinung vollständig an und traf in lobenswertester Schnelligkeit seine diesbezüglichen Entscheidungen, indem er alle Kommandeure der eingeborenen Regimenter für Tagesanbruch zu sich bestellte.

Als diese versammelt waren, setzte ihnen der Brigadier sorgfältig den Stand der Dinge auseinander. Er machte ihnen klar, daß ihre Regimenter zur Meuterei neigten, und daß sie deshalb entwaffnet werden müßten. Er schloß seine Ausführungen mit den Ausdrücken größten Bedauerns, weil er einen derartig ernsten Schritt tun müsse.

Die Offiziere waren vollständig überrascht. Sie bestanden in beinahe an Insubordination grenzender Weise alle darauf, daß ihnen diese Maßregel vollständig unzeitgemäß und unnötig erschiene; was immer sich auch in anderen Plätzen ereignet haben mochte, sie könnten für die Loyalität ihrer Leute einstehen, zu welchen sie vollständiges Vertrauen hätten.

Der Brigadier, welcher seine Offiziere wohl kannte, fühlte, daß er mit ihnen Nachsicht üben müsse, da er wußte, wie schwer es für sie war, die Leute, mit denen sie so lange gedient hatten und auf deren Treue sie geschworen hätten, zu entwaffnen.

Aber obwohl er den Widerstand der Offiziere begreiflich fand, hielt er doch fest an seinem Entschlusse, denn er hatte genügend Erfahrung, um zu wissen, daß das Übel schon zu weit verbreitet war, als daß ein Zeichen des Vertrauens zu den Truppen oder der Versuch einer Versöhnung irgend welche Erfolge haben könne.

Die Parade, welche auf 7 Uhr morgens angesagt war, wurde mit großer Entschiedenheit durchgeführt. Die europäischen Truppen waren geschickt so aufgestellt, daß ein Widerstand unnütz erscheinen mußte. 4 von den 5 eingeborenen Regimentern wurden aufgefordert, ihre Waffen niederzulegen. Das 5. eingeborene Infanterie-Regiment wurde von dieser entehrenden Maßregel ausgenommen, einerseits, weil dasselbe noch keine Zeichen von Insubordination gegeben hatte und von tüchtigen Offizieren kommandiert wurde, andererseits, weil zum Dienst in Peschawar unbedingt ein eingeborenes Regiment verfügbar sein mußte.

Auch den beiden irregulären Kavallerieregimentern wurde die Entwaffnung erspart. Man hoffte, daß der Einsatz der eingeborenen Offiziere und Mannschaften dieser Regimenter, in denen jeder sein eigenes Pferd und eigene Waffen hatte, sie vom Meutern abhalten würde; außerdem glaubte man, daß die englischen Offiziere dieser Truppen, welche sorgfältig ausgewählte Leute waren, genügend Einfluß auf ihre Mannschaften hätten, um sie von einer Meuterei abzuhalten. Diese Hoffnung war, was einen großen Teil der irregulären Kavallerie betrifft, nicht unbegründet, denn von 18 Kavallerie-Regimentern, welche im Mai 1857 existierten, bestehen jetzt noch 8 in der Bengalenarmee.

Von den 10 regulären Kavallerieregimentern besteht keins mehr; von den 74 Infanterieregimentern noch 11.

Wie wohltätig die Entwaffnung auf die Bevölkerung des Peschawardistriktes sofort wirkte, kann man aus dem folgenden Bericht Edwardes' erkennen. „Als wir zur Entwaffnungsparade ritten, begleiteten uns nur wenige Häuptlinge und Freisassen, und man konnte in ihren Mienen lesen, daß sie gekommen waren, um zu sehen, woher der Wind wehen würde.

Als wir zurückkamen, waren der Freunde soviel, wie Fliegen im Sommer, und von dem Augenblick an nahmen die Leute Handgeld.

Der Subadar Major vom 51. Regiment, einem der Regimenter, welche entwaffnet wurden, hatte einige Tage früher an die Leute des 64. Regiments, die unter den Außenposten verteilt waren, einen Brief geschrieben, in dem er sie aufforderte, zur rechten Zeit nach Peschawar zu kommen, um sich an der Meuterei, welche auf den 25. festgesetzt worden war, zu beteiligen. Der Brief lautete folgendermaßen: Wie Ihr es macht, gilt mir gleich, sorgt nur dafür, daß Ihr am 24. in Peschawar seid. Versteht mich recht! Am besten ist's, Ihr eßt dort und trinkt hier."

Die Plötzlichkeit, mit der die Entwaffnung vor sich ging, hintertrieb das kleine Spiel des Subadar Majors; er war aber schon zu weit gegangen, um noch zurück zu können, und er desertierte deshalb in der Nacht zum 22. mit 250 seiner Leute. Seine Hoffnungen sollten aber ein zweites Mal fehlschlagen. Wie sehr den Aufständischen 250 wohl bewaffnete Sepoys willkommen gewesen sein würden, 250 unbewaffnete Leute bedeuteten für sie eine Null; und da unsere Nachbarn in den Bergen wahrscheinlich zu der Überzeugung gekommen

waren, daß unsere Herrschaft noch nicht in so verzweifeltem Todeskampf lag, als sie erst angenommen hatten, und daß ihre beste Politik die wäre, auf unserer Seite zu stehen, nahmen sie mit Hilfe der Distriktspolizei die Deserteure gefangen und lieferten dieselben den Behörden aus. Alle wurden kriegsgerichtlich abgeurteilt, der Subadar Major wurde im Beisein der gesamten Garnison gehängt.

Am 23. Mai, dem Tage nach der Entwaffnung, erhielt man die Nachricht in Peschawar, daß die 55. Infanterie in Mardan gemeutert, und die 10. irreguläre Kavallerie, welche zum Teil in Nowschera und Mardan lag, sich den Aufständischen angeschlossen habe. Es wurde sofort eine Streitmacht zur Wiederherstellung der Ordnung abgeschickt, welche von Nicholson als politischen Beamten begleitet wurde. Kaum wurden die Empörer am Morgen des 25. Mai der englischen Truppen ansichtig, als sie aus dem Fort entflohen nach den Swatbergen. Nicholson verfolgte sie mit leichten Truppen und berittener Polizei, und bevor die Nacht hereingebrochen war, hatte man 120 Flüchtlinge getötet und ebensoviele Gefangene gemacht. Der Rest fand unter den Bergstämmen keine freundliche Aufnahme, und die Flüchtlinge schleppten sich von Ort zu Ort, bis sie Hungers starben oder getötet wurden. Der arme Oberst Spottiswoode beging kurz vor der Ankunft der englischen Truppen Selbstmord.

Kapitel X.

Neville Chamberlains Geistesgegenwart — Das Kommando der Kolonne — Robert Montgomery — Die Entwaffnung in Mian-Mir — Ein Standgericht — Schnelle Vergeltung.

Während ich im Bureau des obersten Bevollmächtigten in Rawal Pindi beschäftigt war, wurde es bekannt, daß die Aufständischen die Absicht hegten, bei Delhi den ersten Widerstand zu leisten; daher traf sofort das dringende Ersuchen vom Hauptquartier ein, daß Truppen vom Punjab gesendet würden. Sir Lawrence tat das Äußerste, was in seinen Kräften stand, und entblößte seine Provinz in einem beinahe gefährlichen Grade. Die Guiden und das 1. Punjab-Infanterie-Regiment, welche eigentlich für die fliegende Kolonne bestimmt waren, wurden nach Delhi geschickt. Die Guiden, ein Korps,

wie die indische Armee kein zweites aufzuweisen hatte, wurden von Kapitän Daly befehligt. Es bestand aus drei Abteilungen Kavallerie und sechs Kompagnien Infanterie. Das Regiment war bis Attock gekommen, als es Marschbefehl nach Delhi erhielt und in dieser Richtung sofort in Eilmärschen weitermarschierte. Die 4. Sikhs unter Kapitän Rothney und das erste Punjabinfanterie-Regiment unter Major Coke folgten auf dem Fuße, und später wurden noch folgende Truppen gegen Delhi entsendet, welche alle der Punjab-Grenztruppe angehörten: Eine Schwadron der ersten Punjabkavallerie unter Leutnant John Watson, meinem Reisegefährten in Kaschmir; eine Schwadron vom zweiten Punjabkavallerie-Regiment unter Leutnant Charles Nicholson, John Nicholsons Bruder; eine Schwadron des 5. Punjab-Kavallerieregiments unter Leutnant Younghusband; und endlich die 2. und 4. Punjabinfanterie unter dem Kommando von Kapitän Green bezw. Kapitän A. Wilde. Wir, Brigadier Chamberlain und ich, blieben bis zum 24. Mai in Rawal Pindi, um unserer Bedienung und Pferden Zeit zu lassen, bis nach Wazirabad zu gelangen. Dann brachen wir im Postwagen dorthin auf und erreichten den Ort am 27. Mai. Leutnant James Walker von den königlichen Bombay-Ingenieuren begleitete uns als Ordonnanzoffizier des Brigadiers. Die große Trunkstraße, welche von Calcutta direkt nach Peschawar führt, war damals gerade durch den Punjab im Bau begriffen und an verschiedenen Stellen noch sehr im Anfangsstadium. Die Kutscher ließen ihre kleinen halbwilden Ponies Karriere laufen unbekümmert um eventuelle Hindernisse und Folgen. Mit einem unternehmenden Kutscher machte man 20 Kilometer in der Stunde, Aufenthalt inbegriffen. Als wir in diesem unerlaubt schnellen Tempo einherfuhren, bemerkte der Brigadier, welcher vorn saß, daß einer der Zügel losgegangen war und warnte uns vor einem etwaigen Umwerfen. Wenn der Kutscher nichts bemerkt hätte, wäre die Sache gut gewesen, weil die Pferde vollständig ohne Führung den ihnen wohlbekannten Weg gehen konnten. Leider bemerkte dieser aber, was geschehen war, verlor den Kopf und zog die Zügel an. Die Pferde gingen von der Straße herunter, ein Krach und wir lagen auf der Straße in verschiedenen Richtungen verstreut. Der Schaden war nicht groß und in einigen Minuten stand der Wagen wieder, die Pferde wurden vorgespannt und weiter gings im selben Tempo wie zuvor.

Damit die Autoritäten in Rawal Pindi mit der fliegenden Kolonne in Verbindung blieben, während sich dieselbe auf dem Marsche befand und von den Telegraphenstationen, deren es im Jahre 1857 noch wenige gab, entfernt war, begleitete uns ein Signalist, der mit seinen Instrumenten in einem zweiten Postwagen reiste und seinen Draht auf jedem unserer Haltepunkte an die Hauptlinie anschloß. Er hatte auf einer Station gerade die Verbindung mit der Hauptlinie hergestellt, als eine Depesche durch den Apparat ging. Das Telegramm war an den obersten Bevollmächtigten gerichtet und enthielt die Nachricht von dem Ableben des Oberst-Kommandierenden in Kurnal am Tage vorher. Diese traurige Botschaft war für die fliegende Kolonne insofern von nebensächlicher Bedeutung, als sie unter dem Befehle des Punjabgouvernements stand, welches sie auch organisiert hatte, und das damals gerade, sowohl für militärische wie zivile Verwaltung, im nördlichen Indien verantwortlich geworden war.

Die Kolonne war am Tage vor unserer Ankunft in Wazirabad einmarschiert. Sie bestand aus einer Abteilung europäischer reitender Artillerie unter Major Dawe, einer europäischen Batterie Feldartillerie unter dem Befehl von Hauptmann Boutchier, dem königlichen 52. Infanterieregiment, von Oberst George Campell kommandiert. Außerdem waren, in der Absicht die eingeborene Garnison von Sialkot zu schwächen, ein Teil des 9. leichten Kavallerieregiments und des 35. Infanterieregiments der Kolonne beigegeben.

Mein erster Dienst in Wazirabad bestand in einem Besuche, welchen ich dem Oberst Campell machen mußte, um ihm mitzuteilen, daß Brigadier Chamberlain angekommen sei und den Befehl über die fliegende Kolonne übernehmen werde. Der Oberst lag bequem auf seinem Bett hingestreckt, und hatte es sich bei der tollen Hitze so angenehm wie möglich gemacht. Wir kannten einander noch nicht, und ich muß sagen, er empfing mich in äußerst kühler Weise. Er hielt es nicht für nötig, aus seiner bequemen Lage aufzustehen, und nachdem ich ihm meinen Auftrag übermittelt hatte, sagte er mir, es wäre ihm neu, daß der Titel eines Brigadiers militärischen Rang in sich enthielte; so viel er wüßte, hätte Brigadier Chamberlain nur den Rang eines Oberstleutnants, während er selbst Oberst sei; unter diesen Umständen müßte er es ablehnen, Brigadier Chamberlain als

seinen Vorgesetzten anzusehen. Ich entgegnete, daß ich meinem Brigadier die Antwort überbringen werde, und verabschiedete mich.

Als ich Chamberlain die Antwort übermittelt hatte, schickte er mich ein zweites Mal zu Campell, um demselben mitzuteilen, daß er nicht die Absicht habe, Campell den Rang streitig zu machen, und daß die Übernahme des Oberbefehls ihm von dem obersten Kommandierenden von Indien anbefohlen worden sei. Campell, welcher von seinem Standpunkte aus im Rechte war, ließ sich nicht überreden, und ersuchte mich, den Brigadier zu benachrichtigen, daß er keinesfalls gewillt wäre, unter einem jüngeren Offizier zu dienen.

Dies war gerade kein angenehmer Anfang unseres Dienstes bei der fliegenden Kolonne und Chamberlain war der Meinung, wir sollten aufbrechen und Campell das Kommando überlassen, bis die Angelegenheit von autoritativer Seite geregelt sein würde. Infolgedessen wurde Campell ersucht mit den Truppen nach Lahore zu marschieren, wohin wir unsere Reise fortsetzten.

Um dieselbe Zeit wurde an Sir John Lawrence und General Reed ein Bericht geschickt, welcher die Entscheidung zur Folge hatte, daß unter diesen eigentümlichen Umständen ausschlaggebend wäre, einen Offizier an der Spitze der fliegenden Kolonne zu haben, der mit Land und Leuten äußerst vertraut sein müßte. Das sei in diesem Falle doch sicher Brigadier Chamberlain, da Oberst Campell ja erst kurze Zeit in Indien weile. Aber es wurde Campell frei gestellt, wenn er nicht unter einem jüngeren Offizier dienen wolle, beim Hauptquartier in Lahore zu bleiben. Campell, der eigentlich ein ganz netter Mensch und ein sehr tüchtiger Offizier war, wollte sich aber nicht von seinem Regiment trennen, und willigte unter der Bedingung ein, unter Chamberlain zu dienen, daß er bei Ankunft des neuen Kommandierenden protestieren werde.

In Wirklichkeit war es wohl hauptsächlich ein anderer Grund, weswegen Oberst Campell nicht unter Chamberlain dienen wollte. Campell war aus den königlichen Truppen hervorgegangen, während Chamberlain Angestellter der John Kompagnie war. Von dem Augenblicke an, wo eine lokale Armee in Indien gegründet wurde, bestand eine lächerliche und unglückliche Eifersucht zwischen den Offizieren in königlichen Diensten und denjenigen der Kompagnie. Eines der glück-

lichsten Resultate des Aufstandes war das langsame Verschwinden dieses Zustandes.

Dieser Haß war nicht nur von Einfluß auf das Verhältnis der Landsleute zu einander, auch Verwandte, ja sogar Brüder, wenn der eine bei der Kompagnie, der andere bei den königlichen Truppen bedienstet waren, sahen einander nicht an. Dies waren natürlich Zustände, welche für die Regierung äußerst nachteilig sein mußten. Es ist eigentlich unbegreiflich, wie bei gebildeten Engländern ein derartiges knabenhaftes Gefühl so lange bestehen konnte. Jetzt muß jeder englische Offizier in Indien zuerst in einem britischen Regimente gedient haben. Die meisten Offiziere erhalten ihre Ausbildung in Sandhurst oder Woolwich, und alle fühlen ihre Zugehörigkeit zur selben Armee.

Am 31. Mai kamen wir in Lahore an, wo alles in größter Aufregung war. Lahore war und ist noch jetzt das Zentrum des Punjab. Dorthin eilten die Nichtkombattanten, Frauen und Kinder aus der ganzen Provinz. In der Stadt war eine gemischte Bevölkerung von beinahe 100000 Menschen, meistens Sikhs und Mohamedaner, von denen viele alte Soldaten waren, die in der Khalsa-Armee gedient hatten. Das Fort, das innerhalb des Stadtwalles lag, war mit einem Regiment Sepoys, einer Kompagnie europäischer Infanterie und einigen wenigen europäischen Artilleristen besetzt. Mian-Mir, 8 Kilometer entfernt, war das Hauptquartier der Lahore-Division. Hier befand sich ein sehr ausgedehntes Lager, welches eigentlich für eine viel größere Streitmacht bestimmt war, als schließlich hinkam. Auf der einen Seite lag europäische Infanterie, auf der andern europäische Artillerie, dazwischen eingeborene Truppen. Diese Art der Lagerung, welche in beinahe jeder Station die gleiche war, ist ein anderer Beweis für das unbegrenzte Vertrauen, das die eingeborenen Truppen genossen. Solches Vertrauen in gedungene Soldaten ganz verschiedener Rassen ist um so unbegreiflicher, als auf fast hundert Jahre die Engländer durch wiederholte Anzeigen eines möglichen Aufstandes gewarnt worden waren.

In Mian-Mir waren vier eingeborene Regimenter stationiert, davon ein Kavallerieregiment und drei Regimenter Infanterie; die europäische Streitmacht hingegen bestand nur aus einem schwachen Infanterieregiment, zwei Abteilungen reitende Artillerie und vier Kompagnien Fußartillerie. Diese Truppen wurden von Brigadier

Corbett von der Bengalen-Armee kommandiert; derselbe hatte beinahe vierzig Dienstjahre hinter sich und war ein geistig und körperlich durchaus gesunder Mann, der keine Furcht vor Verantwortlichkeit hatte. Der oberste Zivilbeamte in Lahore war damals Robert Montgomery, eine gutmütige und wohlwollende Persönlichkeit mit rotem Gesicht und kleiner, aber ansehnlicher Figur. Diese Eigentümlichkeiten trugen ihm den Spitznamen „Pickwick" ein. Wenn der Aufstand nicht ausgebrochen wäre, hätte wahrscheinlich nie jemand geahnt, was für glänzende Eigenschaften in diesem Manne steckten.

Nach Erhalten der telegraphischen Nachricht von dem Ausbruch der Meuterei in Meerut und Delhi war Montgomery der Meinung, daß sogleich gehandelt werden müsse. Er informierte sich sofort über die Stimmung der eingeborenen Truppen in Mian-Mir und bekam bald heraus, daß diese nur auf gute Nachrichten von ihren Landsleuten aus dem Süden warteten, um sich ihnen anzuschließen. Da er sich auf den Charakter der Eingeborenen vorzüglich verstand, sah er sofort ein, daß eine ernste Störung der Ordnung in der Hauptstadt der Provinz eine außerordentliche Gefahr bedeuten würde. Nachdem er mit einigen Beamten die Sachlage besprochen hatte, entschloß er sich, dem Brigadier anzuraten, die Sepoys zu entwaffnen, und wenn diese Maßregel diesem zu hart erscheinen sollte, wenigstens den Leuten die Munition fortzunehmen.

Corbett kam ihm auf halbem Wege entgegen, denn er hatte auch eingesehen, daß Gefahr im Anzuge war, und sofortiges Handeln notwendig sei. Er zögerte aber mit der Entwaffnung, weil er dieselbe zunächst als eine zu harte Maßregel ansah, gegen Leute, die sich bis dahin nicht das Geringste hatten zu schulden kommen lassen. Auch wollte er den Offizieren diesen schweren Schritt ersparen. Später am Nachmittag hingegen neigte er sich nach reiflicher Überlegung Montgomerys Ansicht zu und teilte diesem mit, daß er entschlossen sei, „ganze Arbeit zu machen".

Ich glaube, Corbetts Vorgehen in dieser Angelegenheit ist niemals nach Verdienst gewürdigt worden. Daß er recht handelte, kann jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, es gab aber in damaliger Zeit wohl nur wenige Offiziere in solchem Kommando, die eine derartige Verantwortlichkeit übernommen haben würden. Seine Kenntnis von den Vorgängen in Meerut und Delhi fußte auf einer oder zwei

mageren Depeschen, während das, was ihm Montgomery von der Mißstimmung bei den Eingeborenen erzählt hatte, von diesem durch einen Spion in Erfahrung gebracht worden war. Dieser konnte möglicherweise aus Eigennutz oder aus anderen Gründen falsch berichtet haben.

Nachdem Corbett mit sich im reinen war, was geschehen sollte, sah er zu gleicher Zeit ein, daß ein Erfolg nur dann als gesichert gelten könne, wenn man schnell zu Werke ging und die eingeborenen Truppen auch nicht das Geringste von dem merken ließ, was beabsichtigt war. Für den nächsten Morgen, den 13. Mai, wurde eine allgemeine Parade angesagt, und es wurde in weiser Voraussicht beschlossen, einen Ball, welcher den Offizieren des 81. Regiments an diesem Abend gegeben werden sollte, keinesfalls aufzuschieben.

Das Geheimnis war nur wenigen Offizieren bekannt und die meisten, welche an dem Balle teilnahmen, hatten keine Ahnung, warum für den nächsten Morgen eine Parade angesagt worden war, über die alle weidlich schimpften.

Als die Sepoys aufmarschiert waren, wurde ihnen in ihrer eigenen Sprache auseinandergesetzt, daß man ihnen die Waffen wegnehmen wolle, damit sie nicht durch das schlechte Beispiel anderer Korps in Versuchung geführt würden. Während dieser Ansprache rückte die reitende Artillerie und die 81. Infanterie in eine Stellung direkt im Rücken der Sepoys ein, und die Artillerie lud während dieses Manövers unauffällig ihre Kanonen mit Grobschrot. Hierauf wurde den eingeborenen Regimentern der Befehl gegeben, kehrt zu machen, nach dessen Ausführung sie sich den englischen Kanonen gegenüber befanden. Nun ertönte der Befehl, die Waffen zusammenzulegen. Ein Regiment zögerte dem Befehl nachzukommen, aber das dauerte nur einen Augenblick, denn die Leute sahen ein, daß jeder Widerstand nutzlos war, und der Befehl wurde schweigend ausgeführt.

Am selben Morgen versicherte man sich des Forts von Lahore. 3 Kompagnien des 81. Regiments marschierten im hellen Tageslicht hinein, lösten die Sepoys von den Wachen ab und befahlen ihnen die Waffen niederzulegen. Eine andere Kompagnie desselben Regiments wurde während der Nacht auf Wagen nach Umritsar gebracht, der heiligen Stadt der Sikhs, um die Festung Govindgarh zu besetzen. Montgomery war wegen dieser beiden befestigten Plätze sehr in Sorge

gewesen, und es war eine große Genugtuung, dieselben nun von englischen Bajonetten bewacht zu wissen.

Obgleich wir, wie ich schon erzählte, Lahore in voller Aufregung fanden, war es doch sehr erfreulich zu sehen, wie richtig die Lage aufgefaßt worden war, und wie man alles getan hatte, um den Leuten im Punjab zu zeigen, daß wir unseren Mann stehen und Ordnung halten wollten. Montgomerys Vorgehen und das Entgegenkommen Corbetts hielten die Weiterausbreitung des Übels zurück, oder beseitigten es ganz. Hätten sie nicht so schnell gehandelt, würde die Gefahr im Punjab außerordentlich erhöht worden sein. Die ganze Provinz war in Bewegung. Lahore wimmelte von europäischen Flüchtlingen; Soldatenfamilien und Damen mit ihren Kindern waren von allen Teilen des Punjab herbeigeströmt; alle waren in größter Besorgnis über das Schicksal ihrer Gatten und Verwandten, weil einige bei eingeborenen Regimentern dienten, deren Loyalität mehr als zweifelhaft war, andere bei der fliegenden Kolonne waren, deren Bestimmung unbekannt, wieder andere sich auf dem Wege zur Armee befanden, die nach Delhi eilte.

Nachdem die Schwierigkeiten mit Campell beseitigt waren, übernahm Chamberlain das Kommando über die fliegende Kolonne, und diese Tatsache wurde von allen Europäern in Lahore am 2. Juni mit Freuden begrüßt. Ein Regiment britischer Infanterie und 2 Batterien Artillerie brachten einer Hand voll englischer Soldaten, welche die Hauptstadt des Punjab zu bewachen hatte, einen sehr erwünschten Zuwachs, und bestimmten die Sikhs und andere, welche uns gern treu bleiben wollten, aber betreffs der Opportunität im Zweifel waren, diesen Zweifel abzuschütteln.

Das unruhige Element waren die eingeborenen Truppen, welche uns begleiteten. Sie hatten uns noch keinen offengültigen Beweis der Meuterei gegeben, wir wußten aber, daß ihnen nicht zu trauen war, und daß sie die erste Gelegenheit benutzen würden, um mit ihren Waffen nach Delhi zu gelangen.

Ich bewohnte mit dem Brigadier ein Haus, das nur wenige Minuten von dem Garten entfernt war, in welchem die eingeborenen Regimenter untergebracht waren, und wir hatten unseren Spionen Auftrag erteilt, wenn sie irgend etwas Verdächtiges bemerkten, uns sofort Meldung zu machen. Während der Nacht zum 8. Juni weckte

mich einer dieser Leute mit der Nachricht, daß das 35. Regiment beschlossen hätte, bei Tagesanbruch zu revoltieren und daß einige der Leute schon ihre Musketen geladen hätten. Ich weckte den Brigadier und teilte ihm das Gehörte mit. Er befahl mir sofort zu dem Kommandeur des Regiments zu gehen, ihn und die Offiziere in Kenntnis zu setzen, er werde sofort nachkommen. Sobald der Brigadier anlangte, erhielten die Leute Befehl, Aufstellung zu nehmen. Als man ihre Flinten untersuchte, fand man bei 2 Leuten, daß sie geladen waren. Die Eigentümer der 2 Flinten wurden zu Gefangenen gemacht und ich ließ sie nach der Wache bringen.

Chamberlain beschloß keine Zeit zur Aburteilung dieses Falles zu verlieren, und obgleich Standgerichte damals schon als veraltet galten, glaubte er trotzdem sie wieder aufleben lassen zu sollen, weil sie in Kriegszeiten eine sehr nützliche Einrichtung sind, um schwere Verbrechen sofort zu ahnden.

Der Brigadier war der Meinung, unter den eigentümlichen Umständen solle das Gericht lieber aus eingeborenen, als aus britischen Offizieren zusammengesetzt werden, damit die Eingeborenen nicht sagen könnten, das Urteil sei ungerecht, weil durch europäische Richter herbeigeführt. Die Zusammensetzung des Gerichtes aus Eingeborenen wurde möglich durch die Ankunft des 1. Punjab-Infanterieregiments, genannt Cokes Rifles, eines famosen Regiments unter einem bedeutenden Kommandeur. Im Jahre 1849 errichtet, bestand das Regiment meistens aus Sikhs und Pathanen, und die Loyalität seiner eingeborenen Offiziere war über allen Zweifel erhaben. Das Regiment hatte während der letzten 8 Jahre an beinahe allen Grenzkämpfen teilgenommen. Seine Geschichte war eine glänzende Folge getreuer und wichtiger Dienste, wie sie eben nur von braven Leuten geleistet werden, welche von Offizieren geführt sind, zu denen sie Vertrauen haben.*)

Der Subadar Major des Regiments, namens Mir Jaffir war ein außerordentlich tapferer afghanischer Soldat, welcher während des

*) Während der Operationen im Kohatpaß im Jahre 1850, als das Regiment gerade 12 Monate errichtet war, wurden einige der Mannschaften verwundet und getötet. Unter letzteren befand sich ein Pathane, namens Mahomed Gul. Er hatte zwei schwere Schüsse im Leibe, und da Coke bei ihm saß, als er im Sterben lag, sagte der Mann zu ihm mit einem Lächeln auf den Lippen: „Sahib, ich bin glücklich; aber versprich mir, daß du meine alte Mutter nicht darben läßt; ich lasse sie in deiner Fürsorge zurück.“

ersten Afghanen-Krieges in unsere Dienste trat und sich in allen folgenden Grenzgefechten hervorragend ausgezeichnet hatte. Dieser Offizier wurde zum Präsidenten des Standgerichtes ernannt. Die Gefangenen wurden der Meuterei schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Chamberlain bestimmte, daß sie vor der Kanone erschossen würden und zwar in Gegenwart ihrer Kameraden, weil dies das furchtbarste Schauspiel ist, das man sich denken kann, ohne den Delinquenten lange zu quälen, also doch human. Es wurde sofort eine Parade angeordnet. Die Truppen stellten sich auf den 3 Seiten eines Vierecks auf. An der 4. Seite waren zwei Kanonen aufgefahren. Als die zwei Gefangenen herzugeführt wurden, frug mich der eine, ob sie vor der Kanone erschossen würden. Ich antwortete ihm ja. Er machte keine Bemerkung weiter und beide gingen in aufrechter und fester Haltung, bis sie zu den Kanonen gelangt waren. Sie wurden vor die Rohre gebunden, und einer bat im letzten Augenblick noch darum, daß einige Rupien, die er bei sich habe, seinen Verwandten übergeben würden. Der Brigadier antwortete: „Es ist zu spät"! Das Kommando ertönte; mit dumpfem Knall lösten sich zwei Schüsse und beförderten die Meuterer in die Ewigkeit.

Es war ein schrecklicher Anblick, den man für Wochen im Gedächtnis behielt, aber dies war ja die Absicht. Ich beobachtete sorgfältig die Gesichter der Sepoys während der Exekution. Sie waren sichtlich bestürzt über die schnelle Strafe, welche ihre Kameraden erhielten, aber sie sahen mehr mutlos aus als erschüttert durch das schreckliche Schauspiel. Wir sollten auch bald sehen, daß ihr Entschluß, zu meutern und die nächste Gelegenheit zu benutzen, um nach Delhi zu gelangen, in keiner Weise durch die Exekution beeinflußt worden war.

Kapitel XI.

Ferozepore — Crawford Chamberlain in Multan — Chamberlains meisterliche Führung — Nicholson, Neville Chamberlains Nachfolger — Zaghaftigkeit in Julundur — General Mehtab Sing — Nicholsons soldatischer Instinkt — Weitere Entwaffnungen.

Es waren mehrere Tage seit unserer Ankunft in Lahore vergangen, bevor man zu einer Entscheidung kam, wohin die fliegende Kolonne geschickt werden sollte. Im ganzen Punjab wurde sie gebraucht:

Ferozepore, Multan, Jhelum, Sialkot, Umritsar, Jullundur, Philour, Ludhiana, alle diese Plätze waren mehr oder weniger der Hilfe bedürftig. In Ferozepore meuterten am 13. Mai ein Kavallerie- und 2 Infanterie-Regimenter und machten einen verzweifelten Versuch, das im Innern des Forts gelegene Arsenal, das größte in Oberindien, zu erobern. Der Versuch mißlang. Wenn dieses Arsenal in die Hände der Meuterer gefallen wäre, hätte die Einnahme von Delhi sehr viel mehr Zeit gekostet, da die Belagerungstruppen hauptsächlich auf die Munition von Ferozepore angewiesen waren. Das Fort hatte man ziemlich verfallen lassen, und es war für die Aufständischen ein leichtes hereinzukommen. Im Innern wurden sie aber glücklicherweise durch eine Mauer aufgehalten, welche das Arsenal umgab, und dieses unbedeutende Hindernis ermöglichte der Wache, Widerstand zu leisten und den Platz zu halten. Wie ich schon oben erwähnte, bestand die Wache des Arsenals ursprünglich nur aus Eingeborenen, welche, als sich die ersten Gerüchte von dem Aufstand verbreiteten, von Europäern abgelöst wurden. Das Vertrauen in die Loyalität der Sepoys war aber auch hier so groß gewesen, daß man die Wache, um den Leuten nicht weh zu tun, nicht entwaffnet hatte. Diese Wache tat bei dem Angriff ihr Möglichstes, um den Angreifern die Sache zu erleichtern, sie stellte Strickleitern her, um ihren Kameraden das Ersteigen der Umfriedigung zu ermöglichen, wurde aber von den Europäern übermannt und kampfunfähig gemacht. Hierauf gelang es auch, die anstürmenden Meuterer zurückzutreiben und zu zerstreuen.

Als die Meuterer diesen Plan vereitelt sahen, kehrten sie zum Lager zurück, zündeten die Kirche und andere Gebäude an und brachen nach Delhi auf. In Ferozepore stand eine große europäische Garnison, ein Infanterie-Regiment, eine Batterie Feldartillerie und eine Kompagnie Faßartillerie, und man nahm an, daß sie sich ganz gut selbst helfen könnte, obgleich die Situation dort von Anfang an verfahren war.

In zweiter Linie kam Multan. Die Sachlage dort war noch sehr ungeklärt, und für die Autoritäten viel Grund zur Besorgnis vorhanden. Aber Multan war glücklicher als viele andere Orte im Punjab, da es von einem außerordentlich tüchtigen Offizier, Major Crawford Chamberlain, kommandiert wurde. Daher waren der kommandierende General und der oberste Bevollmächtigte der Meinung, obwohl

sie die Wichtigkeit Multans voll erkannten, daß dort die Anwesenheit britischer Truppen weniger notwendig sei als anderswo, und daß Truppen zum Schutze Multans nicht verfügbar seien, weil sie im Punjab nicht entbehrt werden könnten.

Die Garnison von Multan bestand aus einer Abteilung reitender Artillerie, 2 Regimentern eingeborener Infanterie und dem ersten irregulären Kavallerie-Regiment, das aus Hindustanis gebildet wurde, welche aus der Umgegend von Delhi stammten. In dem alten Sikhfort befanden sich ungefähr 50 europäische Artilleristen zur Bewachung eines kleinen Magazins. Auf dem Papiere wurde die Station von einem Offizier befehligt, der 34 Jahre in der Armee diente und große Erfahrung mit den Eingeborenen hatte; dieser fühlte sich aber so krank, daß er in keiner Weise befähigt war, es mit der Krisis aufzunehmen. Deshalb führte in Wirklichkeit Chamberlain den Oberbefehl. Außer Delhi und Lahore war Multan einer der wichtigsten Plätze in Oberindien, da unsere Kommunikation mit dem Meere und Südindien auf seiner Erhaltung beruhte.

Das erfolgreiche Vorgehen Chamberlains muß vor allem seinem Einfluß auf die Mannschaften des ersten irregulären Kavallerieregiments zugeschrieben werden. Sein Verhältnis zu den Leuten dieses Regiments war ein beinahe patriarchalisches und es bestand das vollständigste gegenseitige Vertrauen.

Er wußte, daß sein Einfluß auf sie ein starker sei und beschloß deshalb ihnen zu vertrauen. Aber indem er dies tat, verhehlte er sich nicht, daß im Falle des Fehlschlagens seiner Hoffnung auf ihre Loyalität, Multan verloren sein würde. Das erste, was er tat, war eine Versammlung eingeborener Offiziere der Artillerie, Infanterie und seines eigenen Regiments zusammen zu rufen, um die Sachlage zu besprechen. Er setzte die unbegrenzte Loyalität der Offiziere voraus und schlug ihnen vor, es sollte von den ältesten Offizieren ihm ein geschriebener Vertrag übergeben werden, in welchem dieselben für die Loyalität ihrer Leute einstünden. Die Offiziere seines Regimentes erhoben sich wie ein Mann, legten ihre Siegelringe auf den Tisch und sagten: „Wir bürgen mit unserem Leben.“ Der eingeborene Artilleriekommandeur erklärte, seine Leute trügen keine Bedenken, dorthin zu schießen, wohin man es verlange. Die Infanterieoffiziere hingegen sagten, sie hätten keine Macht über ihre

Leute und könnten keinerlei Garantie geben. Auf diese Weise erfuhr Chamberlain, daß die Loyalität der Kavallerie über jeden Zweifel erhaben, diejenige der Artillerie hingegen zweifelhaft sei, während die Infanterie den nächsten günstigen Augenblick benutzen würde, um zu meutern.

Nacht für Nacht suchten Sepoys in allen möglichen Verkleidungen unter die erste irreguläre Kavallerie zu gelangen. Der Wurdi Major (eingeborener Adjutant), ein außergewöhnlich schöner Rangar,*) bat Chamberlain sich in seinem Hause zu verstecken, um selbst die Vorschläge anzuhören, welche ihm gemacht würden.

Dort werde ihm gesagt, daß er, wenn er sich zum Aufstand und Massakre entschließen könne, aus Erkenntlichkeit auf den Thron von Multan gesetzt werden würde. Chamberlain wies den Vorschlag, sich in dem Hause zu verbergen, mit dem Bemerken zurück, daß er nicht an sich halten zu können fürchte, wenn in seiner Gegenwart solche verräterische Vorschläge gemacht würden.

Die Krisis erreichte bald ihren Höhepunkt. Ein mohamedanischer Subadar von einem der eingeborenen Regimenter schmiedete ein Komplott, um Chamberlain und dessen Familie umzubringen. Dieser Plan wurde von Chamberlains eigenen Leuten entdeckt und vereitelt, aber es wurde klar, daß das einzige Mittel, das Übel nicht größer werden zu lassen, in der Entwaffnung der eingeborenen Infanterieregimenter

*) Rangar ist der Hinduname für jeden Rajput, welcher selbst, oder dessen Vorfahren zum Islam bekehrt worden sind. In dem 1. irregulären Regimente waren verschiedene Rangars. Eines Tages im Juni kam Shaidad Khan, ein Resaldar dieser Klasse, zu Chamberlain und sagte: Es herrsche das Gerücht, daß Chamberlain in die Rangars nicht soviel Vertrauen setze, wie in andere Klassen des Regiments, und er sei gekommen, um den wahren Sachverhalt zu erfahren. Chamberlain bat ihn sich zu setzen, schickte nach dem Zahlmeister des Regiments und ließ von diesem ein äußerst wertvolles Schwert holen, das er ihm zur Aufbewahrung übergeben hatte. Dieses Schwert hatte einem der Emire von Sindh gehört, wurde in der Schlacht erbeutet und von Major Fitzgerald von der Sindhreiterei Chamberlain zum Geschenk gemacht. Nachdem das Schwert herbeigebracht war, händigte Chamberlain es dem Rangar ein und bat ihn und seine Klasse, dasselbe bis nach Beendigung des Aufstandes zu hüten. Die Tränen kamen dem eingeborenen Offizier in die Augen, er berührte Chamberlains Knie und tat einen Schwur, dessen Unterpfand das Schwert sei, daß der Tod allein das Band zwischen ihnen beiden zerreißen könnte. Er verabschiedete sich unter Ausdrücken höchster Befriedigung.

bestehe. Aber wie sollte dies ausgeführt werden, wo man außer einigen wenigen Artilleristen keine englischen Truppen in der Nähe hatte? Sir John Lawrence bestand darauf, daß diese Maßregel sofort ergriffen würde; gleichzeitig sah er auch vollständig die Schwierigkeit und Gefährlichkeit der angeordneten Maßregel ein und erfüllte sofort Chamberlains Wunsch, indem er ihm ein Regiment Punjabinfanterie zu Hilfe schickte. Das 2. Punjab-Infanterieregiment wurde deshalb von Dera Ghazi Khan nach Multan geschickt; zur selben Zeit traf dort glücklicherweise das erste reguläre Punjab-Kavallerieregiment ein, dessen Kommandeur Major Hughes, weil er von der Schwierigkeit Chamberlains gehört hatte, ohne Befehl von höherer Seite abzuwarten, von Asni nach Multan marschiert war.

An dem Abend, an welchem diese Truppen Multan erreichten, erhielten die englischen Offiziere der verschiedenen Regimenter Befehl, sich im Hause des stellvertretenden Bevollmächtigten zu versammeln.

Dort teilte ihnen Chamberlain mit, welche Anweisung er von John Lawrence erhalten habe, und fügte hinzu, da es für ihn nach seinen Nachforschungen keinem Zweifel mehr unterliege, daß die eingeborenen Infanteristen auf die nächste Gelegenheit zur Meuterei warteten, hätte er beschlossen, ihre Entwaffnung am nächsten Morgen vorzunehmen.

Es war Mitternacht, als die Versammlung auseinander ging. Um 4 Uhr morgens erhielten die reitende Artillerie und die eingeborene Infanterie Befehl, wie zu einer gewöhnlichen Parade auszurücken.

Nachdem sie einige Kilometer marschiert waren, wurde gehalten und abgeprotzt, und die Punjabinfanterie marschierte unauffällig zwischen die Kanonen und Munitionswagen, während die wenigen europäischen Artilleristen die Bedienung bei den Geschützen der reitenden Artillerie übernahmen. Eine wohlausgesuchte Abteilung Sikhs der Punjab-Kavallerie unter dem Befehl von Leutnant Watson erhielt Befehl, gegebenen Falls gegen die Artillerie vorzugehen und diejenigen Artilleristen niederzumachen, die sich weigern würden, den Europäern bei der Bedienung der Geschütze Beistand zu leisten.

Hierauf ritt Chamberlain zu den Infanterieregimentern, und nachdem er ihnen die Gründe ihrer Entwaffnung auseinandergesetzt hatte, gab er das Kommando: „Setzt die Gewehre zusammen“. Ein

Sepoy rief gleich: „Gebt eure Gewehre nicht her, kämpft mit ihnen!" Leutnant Thomson, der Adjutant des Regiments, packte den Sepoy sofort bei der Gurgel und warf ihn zu Boden. Der Befehl wurde wiederholt und wunderbarerweise befolgt. Hierauf wurden die eingeborenen Truppen zurückgeführt, während die Punjab-Truppen und Chamberlains Regiment auf dem Platze blieben, bis die Gewehre sämtlich ins Fort geschafft waren.

Es war ein äußerst kritischer Augenblick, und man hat Chamberlains Tat niemals genügend anerkannt. Wenn man bedenkt, wie andere belohnt wurden, die mehr oder weniger zweifelhafte Rollen in dem Aufstand gespielt haben, muß gesagt werden, daß Chamberlain sehr ungenügend für diese heroische Tat ausgezeichnet worden ist. Wenn er nicht soviel unbeugsamen Mut und Kaltblütigkeit gezeigt, oder nur einen Moment gezögert hätte, so wäre Multan sicher für uns verloren gewesen. Seinem persönlichen Einfluß ist es zu danken, daß sein Regiment während des ganzen Aufstandes loyal blieb. Es heißt jetzt 1. Bengal-Kavallerieregiment und hat die Auszeichnung erhalten, eine andere Uniform tragen zu dürfen, als die übrigen Kavallerieregimenter. Sie haben das helle Gelb behalten, welches das Regiment trug, als es von Skinner errichtet wurde, weil es in dieser Uniform solche loyalen Dienste geleistet hat.*)

In Jhelum und Sialkot war, wie man annahm, die Gefahr nicht so groß, da die eingeborenen Truppen dort bedeutend reduziert worden waren. Es wurde deshalb beschlossen, die fliegende Kolonne nicht dorthin zu schicken.

Umritsar war für den Augenblick gesichert, aber dieser Platz galt von solcher Wichtigkeit, daß man sich entschloß, die fliegende Kolonne wenigstens für einige Tage in der Nähe zu halten, um unsere Position materiell dort zu stärken. Überdies lag Umritsar auf der Route nach Jullundur, wo die Behörden der Krisis machtlos gegenüberstanden. Es wurde deshalb beschlossen, daß Umritsar unser

*) Die zwei entwaffneten Regimenter blieben über ein Jahr ruhig in Multan; dann brachen sie mit unglaublicher Unüberlegtheit plötzlich aus. Eine Rebellionswut hatte sie ergriffen, sie töteten den Adjutanten von den Bombayfüsilieren und versuchten sich der Kanonen zu bemächtigen. Als dies mißlang, flohen sie aus der Stadt. Damals war aber die Ordnung schon wieder hergestellt und unsere Lage im Punjab gesichert; daher wurden beinahe alle Deserteure von der Landbevölkerung gefangen genommen oder getötet.

erster Bestimmungsort sein solle. Am 10. Juni brachen wir von Lahore auf und erreichten Umritsar am nächsten Morgen.

Wir hatten Nachricht von einem ernsten Gefechte bei Badli-ki-Serai erhalten, durch welche unsere Besorgnis nur vergrößert wurde. Wir mußten mit großer Eile gegen Delhi vorstoßen, sonst konnte der Platz verloren sein, ehe wir noch hinkamen. Zu unserem großen Bedauern wurde aber entschieden, daß die fliegende Kolonne gerade jetzt nicht für den Vormarsch von Delhi verfügbar sei, da sie im Punjab noch viel Arbeit zu tun hätte. Um unsere Enttäuschung voll zu machen, mußten wir uns von unserem lieben Kommandeur trennen. Denn wenige Stunden nach unserer Ankunft in Umritsar erhielt Neville Chamberlain eine Depesche, in welcher ihm die Stellung als Generaladjutant der Armee angeboten wurde, als Nachfolger des Obersten Chester, der in dem Gefecht bei Badli-ki-Serai gefallen war.

Er nahm das Anerbieten an und ich beschloß sofort, mit ihm zu gehen. Man kann sich daher leicht meinen Kummer vorstellen, als er mir sagte, ich müsse da bleiben, da es nicht recht wäre, seinem Nachfolger den Adjutanten zu nehmen. Wir waren nun alle sehr gespannt, wer dieser Nachfolger sein würde, und begrüßten die Wahl John Nicholsons mit großer Freude.

Chamberlain brach am 13. nach Delhi auf; aber Nicholson konnte erst in einigen Tagen eintreffen. Da nun die Truppen in Jullundur sehr nötig waren, wurde beschlossen, sie unter dem zeitweiligen Kommando Campells dorthin marschieren zu lassen. In Jullundur sollten sie die Ankunft des neuen Brigadiers abwarten.

Als ich mich zu Campell begab, um seine Befehle einzuholen, teilte er mir mit, daß er nicht mehr der älteste Offizier der fliegenden Kolonne sei, da Oberst Dennis von dem 52. Regiment dazugekommen sei. Dieser sei älter als er. Ich meldete mich deshalb bei diesem, welcher, obgleich er viele Dienstjahre hatte, noch niemals ein Kommando inne gehabt, selbst nicht einmal ein Regiment kommandiert hatte. Der arme Mann war ganz bestürzt, als er hörte, er müsse das Kommando der fliegenden Kolonne auf einige Tage übernehmen. In Wirklichkeit überließ er alles mir, was für einen der jüngsten Offiziere der Kolonne gerade keine Annehmlichkeit war. Unter diesen Umständen fand ich heraus, was für ein tüchtiger Mann Oberst Campell war

Er beurteilte die Fähigkeiten oder vielmehr die Unfähigkeiten des Obersten Dennis für das Kommando so richtig und durchschaute meine schiefe Stellung so vollkommen, daß er mich durch seinen Rat unterstützte. So hatte ich keinerlei Schwierigkeiten, alles gut zu Ende zu führen.

Am 20. erreichten wir Jullundur und am selben Tage übernahm Nicholson den Oberbefehl. Ihm war der Charakter eines Generalmajors gegeben worden, um auf diese Weise Campell allen Grund zur Unzufriedenheit zu nehmen. Die beiden lernten einander bald schätzen und wurden innige Freunde.

In Jullundur herrschte allgemeine Aufregung und Unordnung.

Die eingeborenen Truppen, welche aus einem leichten Kavallerieregiment und 2 Infanterieregimentern bestanden, zeigten sich bald nach dem Ausbruche der Revolte in Meerut renitent, und von jener Zeit an bis zum 7. Juni, dem Tage des Ausbruches der Meuterei in Jullundur, waren dort Brandstiftungen an der Tagesordnung.

Der Mangel an Entschiedenheit, gegen die Krisis in Jullundur vorzugehen, ist eine der bedauerlichsten Episoden des Aufstandes. Die europäische Garnison bestand aus dem 8. Infanterieregiment Ihrer Majestät und einer Abteilung reitender Artillerie. Die militärischen Autoritäten waren beinahe einen ganzen Monat vorher gewarnt worden, aber obgleich sie das erfolgreiche Vorgehen gegen die eingeborenen Truppen in Lahore und Peschawar vor Augen hatten, taten sie nichts, um den Ausbruch der Revolte zu verhindern.

Der Brigadier war bei dem Ausbruch des Aufstandes gerade auf Urlaub, und während seiner Abwesenheit wurde die Kasse nach den von John Lawrence gegebenen Anweisungen von einer europäischen Wache gehütet. Diese Maßregel wurde sofort aufgehoben, als der Brigadier wieder zurückkam, aus Furcht, den Sepoys irgend welches Mißtrauen zu zeigen; eine andere weise Maßregel, welche John Lawrence anbefohlen hatte, die Entwaffnung der eingeborenen Truppen ist niemals zur Ausführung gekommen. Der Bevollmächtigte, Major Edward Lake, einer von John Lawrences tüchtigsten Assistenten, hatte die Entwaffnung der Sepoys dem Brigadier Johnston wiederholt nahe gelegt, aber sein Rat blieb ungehört. Als die Revolte ausbrach, mußten europäische Soldaten passive Augenzeugen davon sein. Eigentum wurde zerstört, und Sepoys verschwanden mit ihren

Waffen in Nacht und Nebel, ohne daß jemand einen Finger rührte, obgleich sie zum Greifen nahe waren.

Der fruchtlose Versuch einer Verfolgung am nächsten Morgen wurde, wie ich später zeigen werde, in einer solchen halbherzigen Weise ausgeführt, daß es den Meuterern gelang, mit allem Gepäck über den Sutley zu kommen, obwohl der Übergang nur mit Hilfe einer Fähre gemacht werden konnte, und nur wenige Boote zur Verfügung standen.

Nachdem die britischen Truppen Pilhour erreicht hatten, erhielten sie den Befehl, einen Vorstoß nach Delhi zu machen. Da Jullundur auf diese Weise von Truppen entblößt war, nahm Lake das Anerbieten des Raja von Kapurthala mit Freuden an, die Stadt mit seinen Truppen zu besetzen.

Es unterlag keinem Zweifel, daß der Raja auf unserer Seite war und den Wunsch hatte, uns zu helfen, aber die zaghafte Art, mit welcher man in Jullundur der Krise begegnet war, hatte unser Ansehen bei den Leuten des Raja untergraben, und man durfte sich keiner Täuschung über die Loyalität der Truppen des Raja hingeben. Sie gingen prahlhansig herum wie die Eisenfresser, und man sah ihnen ordentlich an, daß sie der Meinung waren, die europäischen Truppen wären auf Nimmerwiedersehen fort, und sie wären nun die Herren.

Einzig und allein Lakes Politik erhielt die guten Beziehungen zu den Leuten von Kapurthala. Seine Position wurde durch die Ankunft der fliegenden Kolonne wesentlich gestärkt.

Wir waren aber nur Zugvögel, und konnten jeden Augenblick wieder abmarschieren. Um daher den Offizieren und anderen Leuten von Rang der Kapurthalatruppen eine Aufmerksamkeit zu erweisen, bat Lake John Nicholson, sie in seinem Hause zu treffen. Nicholson sagte zu und es wurde eine Zusammenkunft eingeleitet. Ich war bei derselben zugegen und wurde so Zeuge einer eigentümlichen Szene, welche in gleicher Weise Nicholsons Charakter und den der Eingeborenen beleuchtet.

Als die Zeremonie zu Ende war, verabschiedete sich Mehtab Sing, ein General in der Kapurthala-Armee, und als er zur Tür hinaus wollte, beobachtete ich, wie ihm Nicholson den Weg vertrat und ihm einen Wink gab, zurückzubleiben. Sobald der Rest der

Gesellschaft fort war, sagte Nicholson zu Lake: „Haben Sie bemerkt, daß General Mehtab Sing seine Schuhe anbehalten hat?“ (Kein Eingeborener behält seine Schuhe an, sobald er in der Kleidung der Eingeborenen ein Zimmer betritt, außer wenn er Mangel an Respekt zeigen will). Lake erwiderte, daß er es wohl bemerkt, aber zu entschuldigen versucht habe. Nicholson, welcher dabei Hindustanisch sprach, antwortete: „Es ist nicht die geringste Entschuldigung für diese unglaubliche Unverschämtheit möglich. Mehtab Sing weiß ganz genau, daß er selbst in seines Vaters Hause nicht wagen würde mit den Schuhen ins Zimmer zu treten, und er begeht diese Taktlosigkeit nur hier, weil er denkt, wir sind nicht in der Lage auf diese Beleidigung zu antworten. Vor einem Monat noch würde er dies nicht gewagt haben.“ Mehtab Sing machte ein außerordentlich dummes Gesicht und stotterte einige Entschuldigungen, Nicholson aber ließ sich hierdurch nicht beruhigen und fuhr fort: „Und wenn ich der letzte Engländer in Jullundur wäre, so sollten Sie, Mehtab Sing, mir nicht mit den Schuhen in mein Zimmer kommen!“ Hierauf wandte er sich höflich an Lake und sagte: „Ich hoffe, der Bevollmächtigte wird mir jetzt erlauben, Ihnen zu gebieten, Ihre Schuhe auszuziehen und sie selbst vor die Türe zu stellen, damit Ihre eigenen Leute Ihre Demütigung sehen können.“ Mehtab Sing, der höchste Offizier der Kapurtala-Truppen, kroch vollständig zu Kreuze und tat wie ihm befohlen.

Obwohl Lake in seiner Herzensgüte zuerst versucht hatte, über die Sache hinwegzugehen, kannte er doch den Charakter der Eingeborenen zu gut, um nicht das Nützliche im Vorgehen Nicholsons sofort einzusehen. In der Tat hatte diese Geschichte den Erfolg, den Kapurtalatruppen den verloren gegangenen Respekt vor den Engländern wieder einzuflößen, von großer Wichtigkeit für Lake, als Nicholson abmarschiert war.

5 oder 6 Jahre später nahm ich an einem Schweinestechen in Kapurtala teil, welches vom Raja zu Ehren des kommandierenden Generals Sir Hugh Rose gegeben wurde. Als wir am Abend nach Hause ritten, befand ich mich dem Elephanten nahe, auf welchem der Raja und der Kommandierende ritten. Als die Unterhaltung auf die Ereignisse während des Aufstandes gelenkt wurde, frug ich, was aus Mehtab Sing geworden sei. Der Raja zeigte auf einen

Elephanten in der Nähe, auf dem 2 eingeborene Herren saßen, und sagte: „Dort ist er“.

Ich erkannte den General und rief ihm einen Gruß zu, den er höflich erwiderte. Dann sagte ich zu ihm, ich hätte ihn seit den heißen Tagen in Jullundur, Juni 1857, nicht wiedergesehen. Hierauf frug mich der Raja, ob ich Nicholson gekannt hätte. Ich antwortete, ich sei sein Adjutant gewesen, und fügte hinzu, daß ich mit bei der Zusammenkunft in Lake Sahibs Hause zugegen gewesen sei. Der Raja lachte herzlich und sagte: „Da haben Sie auch gesehen, wie Mehtab Sing mit den Schuhen in der Hand zur Tür hinaus mußte? Wir necken ihn oft damit und sagen ihm immer, wie sehr er diese Behandlung von dem großen Nicholson verdient hat.“

Sir Hugh Rose war ganz erstaunt über diese Geschichte, die ich ihm nach unserer Rückkehr ins Lager nochmals erzählen mußte und darüber, daß ein eingeborener Fürst Nicholsons weises Vorgehen so rückhaltlos anerkannte.

Sobald Nicholson das Kommando übernommen hatte, trug er Sorge, über die Vorgänge in den benachbarten Distrikten fortwährend auf dem Laufenden gehalten zu werden. Er erkannte die Notwendigkeit einer noch größeren Beweglichkeit, um Eventualitäten schnell zu begegnen, und organisierte deshalb aus einem Teile seiner Truppen eine kleine fliegende Kolonne, deren Infanterieabteilung in kleinen Wagen (Ekkas) befördert wurde. Ich war über die militärischen Kenntnisse Nicholsons erstaunt. Es schien, als wüßte er immer genau, was und wie es getan sein mußte. Dies war um so bemerkenswerter, weil er, obwohl ursprünglich Soldat, seine ganze spätere Ausbildung als Beamter erhalten hatte. Allerdings war er Grenzbeamter und brauchte in dieser Stellung seine soldatischen Eigenschaften notwendig im Verkehr mit gesetzlosen wilden Volksstämmen. Die dort gesammelten Erfahrungen waren ihm jetzt von großem Nutzen. Nicholson war zum Truppenführer geboren, das fühlten alle Offiziere und Mannschaften der fliegenden Kolonne schon nach wenigen Tagen. Die eingeborenen Truppen, welche in der fliegenden Kolonne waren, hatten keinen Anlaß zu Tadel gegeben, seit wir Lahore verlassen hatten. Wir marschierten ja in der Richtung, in welcher sie zu gehen wünschten, und dies war Grund genug für ihr ruhiges Verhalten.

Nicholson aber erkannte die Gefahr, die eingeborenen Truppen länger in unserer Mitte zu haben. Sie hätten sich doch geweigert im Falle eines Rückzuges von Delhi mit uns zu gehen. Es wurde deshalb der Beschluß gefaßt, das 35. Regiment zu entwaffnen. Die Zivilbehörden des Distriktes hatten darum ersucht, daß auch das 33. Regiment in Hoshiarpur, 45 Kilom. von Jullundur entfernt, welches Ordre erhalten hatte zur fliegenden Kolonne zu stoßen, entwaffnet werden sollte. Da die eingeborenen Truppen bei der Kolonne schon in der Überzahl waren, wurde beschlossen, das 35. Regiment noch vor Ankunft des 33. zu entwaffnen.

Wir verließen Jullundur am 24. Juni vom stellvertretenden Bevollmächtigten begleitet. Ich ritt voran nach Philour, um dort einen Platz für die Entwaffnungsparade auszusuchen.

Am nächsten Morgen brachen wir bei Zeiten auf. An der Spitze der Kolonne waren die Europäer. Als diese den Paradeplatz, den ich ausgewählt hatte, erreichten, nahmen sie rechts von der Straße Stellung, die beiden Batterien im Zentrum und rechts und links eine Abteilung des 52. Regiments. Die Kanonen wurden abgeprotzt und zum Gefecht bereit gemacht. Auf der linken Seite der Straße befand sich ein Serai (Umwallung, um Reisende aufzunehmen). Der Kommandeur des 35. Regiments erhielt Befehl, seine Leute hinter dem Serai herumzuführen und sodann rechts herumzuschwenken. Auf diese Weise wurden die Leute in Kompagniekolonnen den Europäern gegenüber gebracht. Nachdem dieses Manöver ausgeführt war, erhielt ich den Auftrag dem Regimentskommandeur den Befehl zur Entwaffnung zu überbringen. Die Sepoys und die britischen Offiziere waren in gleicher Weise erstaunt, denn die letzteren hatten nicht die geringste Aufklärung über die Maßregel erhalten. Die Sepoys hatten gehofft, mit uns noch den Sutley zu kreuzen und uns dann mit ihren Waffen zu entschlüpfen, um nach Delhi zu gelangen.

Ich glaubte, in den Gesichtern der englischen Offiziere, welche in dem Regimente dienten, die Erleichterung zu lesen, welche sie bei dem Befehle zur Entwaffnung empfanden. Sicherlich fiel dem Kommandeur Major Younghusband ein Stein vom Herzen, denn als ich ihm den Befehl des Generals überbrachte, murmelte er: „Gott sei Dank!“ Er hatte mit dem 35. Regiment 33 Jahre gedient, hatte die Belagerung von Bhurtpore, den ganzen ersten Afghanenkrieg und

die Verteidigung von Jlalabad unter Sale bei dem Regimente mitgemacht; er war auf sein altes Regiment stolz gewesen, wußte aber wohl, daß seinen Leuten nicht mehr zu trauen war, und war deshalb froh, ihnen durch die Entwaffnung weitere Schande ersparen zu können. (Es war dies dasselbe Regiment, in welchem die beiden Leute mit geladenen Musketen betroffen waren.)

Die Sepoys kamen dem Befehle schweigend nach, und in wenigen Minuten wurden ihre Gewehre auf Karren gepackt und nach dem Fort geschafft.

Als diese Zeremonie gerade vorüber war, marschierte das 33. Regiment heran und ihm blühte dasselbe Schicksal. Jedoch die britischen Offiziere dieses Regiments nahmen die Sache nicht so ruhig hin, sie glaubten noch an die Loyalität ihrer Leute, und Oberst Sandeman vertraute ihnen bis zum Äußersten.

Er hatte mit dem Regimente mehr als 32 Jahre gedient und es während des ganzen Sutley-Feldzuges kommandiert. Als er den Befehl des Generals vernahm, rief er: „Was? Mein Regiment entwaffnen? Mit meinem Leben will ich für die Treue meiner Leute einstehen!“

Als ich ihm den Befehl wiederholte, brach der arme Mann in Tränen aus. Sein Sohn, der verstorbene Sir Robert Sandeman, welcher damals als Fähnrich in seines Vaters Regiment diente, erzählte mir nachträglich, wie furchtbar sein Vater die Entehrung seines Regiments empfunden hätte.

Es war bekannt, daß der eine Flügel des 9. leichten Kavallerieregiments mit den Aufständischen in Delhi in Verbindung stand, und nur auf günstige Gelegenheit wartete. Sie würden wahrscheinlich zu gleicher Zeit mit entwaffnet worden sein, wenn man nicht gefürchtet hätte, durch diese Maßregel auf den anderen Flügel, welcher in Sialkot geblieben war, einen bösen Einfluß auszuüben. Aber die Stunde dieses Regimentes sollte einige Tage später schlagen.

Bis zu diesem Augenblick hatten wir gehofft, daß unser Bestimmungsort Delhi sein würde. Zu unserer bitteren Enttäuschung erhielten wir an jenem Morgen den Befehl, nach Umritsar zurückzukehren. Die Lage im Punjab war immer noch besorgniserregend, da es im Punjab noch verschiedene Stationen gab, in welchen eingeborene Truppen im Besitze ihrer Waffen waren. Am selben Nachmittag war ich mit

Nicholson im Fort von Philour, als ein Telegraphist ihm die Kopie einer Depesche einhändigte. Dieselbe war von Sir Henry Barnard an alle Autoritäten im Punjab gerichtet, und enthielt die Bitte, alle Artillerieoffiziere, welche keinen Regimentsdienst täten, nach Delhi zu senden, wo sie notwendig gebraucht würden. Ich fühlte sofort, daß diese Botschaft auch mich anging. Ich hatte mich ordentlich nach Delhi gesehnt und lebte in der steten Furcht, daß die Stadt eingenommen werden könne, noch bevor wir dorthin kämen. Jetzt endlich sollten sich meine Hoffnungen in rechter Weise erfüllen. Auf der anderen Seite bedauerte ich es auch sehr, Nicholson verlassen zu müssen, denn je länger ich um ihn war, desto mehr zog er mich an, und immer bin ich auf die Tatsache stolz gewesen, daß er sich nicht von mir trennen wollte. Er war aber vollständig meiner Meinung, daß meine erste Pflicht bei meinem Regimente sei, und machte zur einzigen Bedingung, daß ich, bevor ich ihn verlasse, selbst einen Nachfolger auswählen sollte, da er von der ganzen Kolonne keinen einzigen Offizier kannte. Diese Bedingung konnte ich ihm erfüllen, und an dem Abend speisten Nicholson und ich allein. In der nächsten Morgendämmerung brach ich in der Post nach Delhi auf. Mein einziges Gepäck war ein kleines Bündel Bettzeug, mein Sattel und Zaumzeug, während meine Dienerschaft Befehl hatte, mir mit den Pferden, Zelten und meinem übrigen Eigentum zu folgen.

Kapitel XII.

Georg Ricketts in Ludhiana — Vorstoß gegen Delhi — Im Lager vor Delhi.

Der Postwagen rasselte über die Schiffsbrücke, und in weniger als einer Stunde befand ich mich in Ludhiana, bei dem Hause von Georg Ricketts, dem stellvertretenden Bevollmächtigten. Ricketts Haus war ein Ruheplatz für alle Leute, welche auf ihrem Wege nach Delhi durch Ludhiana kamen. In einem der Zimmer fand ich den Leutnant Williams von den 4. Sikhs, welcher vor 3 Wochen schwer verwundet worden war, als er Ricketts half, den Meuterern von Jullundur den Übergang über den Sutley zu verwehren.

Als ich mein Frühstück einnahm, setzte sich Ricketts neben mich und erzählte mir alle die aufregenden Einzelheiten, besonders was sich

in Philour und Ludhiana infolge der Revolte in Jullundur ereignet hatte. Zuerst hatten sich die Meuterer nach Philour gewendet, einem kleinen befestigten Lager, welches aber durch ein mittelgroßes Magazin für uns wichtig war. Außerdem wurde von dort der Übergang über den Sutley beherrscht. Es war von dem 4. eingeborenen Infanterieregiment besetzt, welches die einzige Bewachung des Magazins bildete. Die große Gefahr, welche hierin lag, war glücklicherweise von dem Oberstkommandierenden, wie ich schon erzählt habe, erkannt worden, als derselbe zuerst von den Ereignissen in Meerut Kenntnis erhielt. Die Leute des 3. Regiments verhielten sich ruhig, ja sie leisteten uns noch gute Dienste, indem sie uns halfen, den Belagerungstrain über den Fluß zu schaffen und den Schatz zu bewachen, bis die Meuterer von Jullundur am 8. Juni Philour erreichten. Nun bedeuteten sie den britischen Offizieren, sie allein zu lassen. Sie hätten zwar keine Absicht, ihnen oder ihrem Eigentum zu nahe zu treten, aber sie seien entschlossen, nicht mehr unter der englischen Fahne zu dienen. Zwölf britische Offiziere konnten natürlich gegenüber 3000 Sepoys nichts ausrichten und zogen sich deshalb ins Fort zurück.

Ricketts hatte damals einen Assistenten bei sich, mit Namen Thornton, welcher sich nach Philour begeben hatte, um dort Geld im Schatze zu deponieren. Dieser Offizier war auf dem Rückritt begriffen, als er plötzlich gewahr wurde, was geschehen war, und in welch gefährlicher Lage er sich befand. Hätte er nur an seine Rettung gedacht, so würde er sofort nach dem Fort zurückgekehrt sein, er galoppierte hingegen weiter und mußte nahe bei den Meuterern vorüber. Endlich erreichte er die Schiffsbrücke, welche er mit außerordentlicher Bravour hinter sich abschnitt; dann eilte er weiter und benachrichtigte Ricketts über das Geschehene, daß die Rebellen wahrscheinlich bald da sein würden, um den Übergang über den Fluß zu versuchen. Glücklicherweise waren am selben Morgen die 4. Sikhs aus Abbottabad in Ludhiana einmarschiert. Mit deren Hilfe hoffte er die Meuterer in Schach zu halten, bis die, wie er sicher annahm, von Jullundur zur Verfolgung ausgesendeten Truppen heran sein würden.

Die Garnison von Ludhiana bestand aus einem Detachement des 3. Regiments eingeborener Infanterie, welches das Fort bewachte, in welchem große Mengen Pulver lagerten. Es wurde von Leutnant

York kommandiert, der, sobald er Thorntons Bericht vernahm, sofort ins Fort zurück ging. Er war unter den Leuten sehr beliebt und wurde ganz liebenswürdig empfangen. Die Leute sagten ihm, sie wüßten, daß ihre Regimentskameraden in Philour sich den Aufständischen von Jullundur angeschlossen hätten; sie selbst könnten nicht länger seinen Befehlen gehorchen. Ricketts sah sogleich, daß er sich nur auf die 4. Sikhs und eine kleine Abteilung dem Raja von Nabha gehöriger Truppen verlassen könne. Bei den Sikhs gab es nur 2 Offiziere, den Kommandeur Hauptmann Rothney und seinen Adjutanten, Leutnant Williams. Ricketts brach mit 3 Kompagnien des Regiments unter dem Befehl Williams und 2 Kanonen der Nabha-Artillerie, von denen eine von Kamelen, die andere von Pferden gezogen wurde, nach der Schiffsbrücke auf. Er galoppierte voran, und als er an die Brücke kam, bemerkte er, daß das Loch, welches Thornton gemacht hatte, noch nicht geflickt worden war. Dies war ein sicheres Zeichen dafür, daß die Aufrührer diesen Flußübergang keinesfalls benutzt haben konnten. Er erweiterte das Loch, indem er einige Boote mehr losschnitt, und setzte dann allein über den Fluß, um die Lage in Philour genau zu erkunden. Er hörte, daß keinerlei Nachricht eingetroffen sei von Nachsendung von Truppen aus Jullundur und daß die Aufständischen, nachdem ihnen durch Thornton die Passage verlegt worden sei, wahrscheinlich eine 5 Kilometer entfernte Fähre benutzt haben würden, um über den Fluß zu kommen.

Ricketts setzte, so schnell er konnte, wieder über den Fluß und vereinigte sich mit Williams. Es wurde schon dunkel, aber sie hofften noch zurecht zu kommen, um die Rebellen an dem Übergang zu hindern. Sie rückten in der Richtung der Fähre vor, die sich eher 10 als 5 Kilometer entfernt erwies. Das Gelände war uneben, wie immer an den Ufern indischer Flüsse, da sie sehr oft plötzlich anschwellen und dann vom Gebirge Steine und Geröll zu beiden Seiten ablagern. Sie kamen daher nur langsam vorwärts; eines der Kameele wurde lahm, die Führer verschwanden, und die Abteilung begann daran zu zweifeln, ob sie die Fähre noch zur rechten Zeit erreichen würde. Plötzlich ertönte ein Anruf, und nun wußten sie, daß es zu spät war. Den Sepoys war der Übergang gelungen, und sie lagerten gerade vor der Abteilung Ricketts.

Es war keine beneidenswerte Lage, in welcher sie sich be-

fand, aber man mußte sich darein schicken, und beide, Ricketts und Williams, waren der Meinung, daß ihnen weiter nichts übrig bliebe, als zu kämpfen. Williams eröffnete das Feuer mit seiner Infanterie und Ricketts übernahm das Kommando über die Kanonen.

Bei der ersten Salve scheuten die Pferde und gingen mit dem Gespann auf Nimmerwiedersehen durch; beinahe zu gleicher Zeit fiel Williams schwer verwundet nieder. Ricketts setzte den Kampf fort, bis er alle Munition verschossen hatte; dann zog er sich widerstrebend nach einem benachbarten Dorfe zurück, nachdem er ungefähr 50 Rebellen erschossen hatte, wie sich später feststellen ließ.

Ricketts kehrte früh am nächsten Morgen nach Ludhiana zurück; später marschierten die Aufständischen durch die Stadt. Sie befreiten ungefähr 500 Gefangene aus dem Gefängnisse und nahmen soviel Holz mit, als sie brauchten, aber sie drangen weder ins Fort noch in das Lager ein.

Der tapfere kleine Versuch, den Übergang über den Sutley zu hindern, war deshalb vergeblich, weil es die sogenannten Verfolger ganz und gar an Energie fehlen ließen. Wären sie energisch von Jullundur aus vorgedrungen, so hätten sie die Meuterer gerade beim Übergang überraschen müssen, und die kleine Abteilung unter Ricketts hätte ihnen recht willkommene Dienste leisten können. Die Europäer von Jullundur erreichten Philour am Abend des 8.; sie hörten das Feuern von Ricketts Kanonen, aber nicht der geringste Versuch wurde von Seiten des kommandierenden Offiziers gemacht, um den Sachverhalt zu erkunden, und im langsamsten Tempo erreichte die Verfolgungsabteilung am nächsten Morgen Ludhiana.

Nachdem ich mit dem größten Interesse dem Berichte Ricketts zugehört, aber auch den inneren Menschen mit Speise und Trank erfrischt hatte, setzte ich meine Reise fort und erreichte Umballa am 27. spät am Nachmittag. Ich war ganz froh unter Dach und Fach zu sein, da der Monsun, welcher seit einigen Tagen zu erwarten war, bei meiner Abreise von Ludhiana heftig zu wehen angefangen hatte. Als ich an die Unterkunftshütte kam, fand ich sie von Offizieren überfüllt, von denen einige auf die nächste Gelegenheit nach Delhi zu kommen, schon seit einigen Tagen warteten. Sie lachten mich aus, als ich bemerkte, ich wolle sofort weiter, und sagten mir, man müsse den Postwagen einige Tage vorher bestellen; ich solle mich nur

darauf gefaßt machen, einige Tage warten zu müssen. Darauf war ich ganz und gar nicht vorbereitet und ich beschloß deshalb zu fahren, es koste, was es wolle.

Zur Vorsicht machte ich sogleich mit dem Postmeister Freundschaft, von dessen Hause aus die Postwagen abfuhren. Dieser sagte mir, die einzige Art und Weise, auf welche ich zu einem Platze in der Post gelangen könne, wäre, den stellvertretenden Bevollmächtigten aufzusuchen, von welchem die Sitzplätze jeweils verteilt würden. Ich befolgte den Rat des Postmeisters und machte so Forsyths Bekanntschaft, der später sich durch seine Versuche berühmt gemacht hat, Handelsbeziehungen mit Yarkand und Kashgar anzuknüpfen. Douglas Forsyth bestätigte mir, was ich von den Offizieren gehört hatte, aber er teilte mir mit, daß am selben Abend eine Extrapost abgelassen würde, auf welcher Munition für kleine Waffen befördert werden sollte.

Auf diesem Wagen könnte ich einen Sitz erhalten, wenn ich es wünschte. Er fügte hinzu: „Ihr Gepäck darf aber nicht groß sein, weil dafür im Wagen keinerlei Platz mehr vorhanden ist."

Überglücklich vor Freude kehrte ich nach dem Hause zurück. Mir war zu Mute wie einem Kadetten, der eine Futterkiste von Hause geschickt bekommt. Jeder schien mein Freund zu sein, und ich fühlte mich ordentlich, als ich den übrigen Offizieren meinen Erfolg mitteilte. „Nehmen Sie mich mit", hieß es von allen Seiten. Außer dem Kutscher konnten nur 3 Leute Platz finden, und dies nur, wenn wir unser Gepäck auf den Schoß nahmen. Endlich wurde ausgemacht, daß Hauptmann Low und Leutnant Packe meine Begleiter sein sollten. Packe wurde, nachdem er noch nicht 48 Stunden vor Delhi war, zum Krüppel geschossen, während Low am 23. Juni fiel, nachdem er sich in der kurzen Zeit seines Dienstes bei der fliegenden Kolonne durch seine Tapferkeit und kühle Entschlossenheit bekannt gemacht hatte.

Gleich nach Tagesanbruch am 28. kamen wir nach Kurnal, das von Truppen des Raja von Jhind besetzt war. Außerdem befanden sich dort ein Kommissar und 1 oder 2 Zivilbeamte, welche das Land ruhig zu halten und Unterstützung heranzuziehen suchten. Vor Mittag passierten wir Panipat, wo eine starke Abteilung Patiala- und Jhindtruppen stand. Am frühen Nachmittag erreichten wir Alipur, und hier wollte unser Kutscher um keinen Preis weiterfahren. Vor einigen Tagen hatte auf der Straße zwischen Alipur und Delhi — nicht weit

von Badli-ki-Serai, wo die Schlacht am 8. Juni geschlagen war — ein scharfes Gefecht stattgefunden, und da die Aufständischen fortwährend die englische Rückzugslinie bedrohten, hielt es der Kutscher nicht für geraten, weiter zu fahren. In Alipur konnten wir jedoch keinesfalls bleiben und nach einigem Hin- und Herreden beschlossen wir, die Postpferde auszuspannen und auf ihnen zum Lager zu reiten.

Wir konnten den Donner der Geschütze vor Delhi vernehmen, und als wir uns Delhi näherten, kamen wir an verschiedenen Leichen vorüber. Es war eigentümlich, daß dieselben wie Mumien aussahen, wodurch das Unappetitliche wegfiel. Warum gerade dort eine Mumifizierung stattfinden konnte, habe ich vergeblich zu ergründen versucht, mir aber später oft gewünscht, daß diese Eigenschaft weiter verbreitet sein möchte.

Wir hielten einen Augenblick, um uns die vom Feinde bei Badli-ki-Serai eingenommene Stellung anzusehen; aber keiner von uns war in der Stimmung, die Aussicht zu genießen. Wir waren alle noch nicht in Delhi gewesen und hatten fast keine Ahnung, wo der Ridge (Hügel), die Stellung, welche wir innehatten, sich befand, oder welche Lage die Stadt mit Hinblick auf unsere Stellung hatte. Das Getöse der Kanonen wurde immer lauter, und wir wußten, daß ein Gefecht im Gange sei. Der Kutscher hatte uns ernstlich vor der Gefahr, in die wir uns begaben, gewarnt, wenn wir die Reise fortsetzten; als wir daher an die Stelle kamen, wo die große Trunkstraße sich in 2 Wege scheidet, von denen der eine direkt zur Stadt führt, während der andere erst unser Lager erreicht, hielten wir einen Augenblick an, um zu beraten, welchen Weg wir einschlagen sollten. Glücklicherweise wählten wir den richtigen Weg, und da es schon dunkel wurde, ritten wir so schnell, als uns die müden Ponies tragen konnten, vorwärts. Der Leser wird begreifen, wie froh wir waren, als wir uns glücklich innerhalb unserer Piketts befanden. Der alte Stabsoffizier meines Vaters, Henry Norman, welcher jetzt Generaladjutant war, forderte mich in liebenswürdiger Weise auf, sein Zelt mit ihm zu teilen, bis ich bessere Arrangements getroffen haben würde. Er konnte mir zwar kein Bett anbieten, aber ich verlangte gar keines, da ich todmüde war und auf jedem Flecke sofort einschlafen konnte. Nach einer gründlichen Nachtruhe fühlte ich mich wieder frisch und munter. Ich erwachte früh am Morgen und konnte mein Glück erst

gar nicht fassen. Ich war nun wirklich in Delhi, und die Stadt war noch nicht in unserem Besitz. Meine schönste Hoffnung hatte sich erfüllt.

Kapitel XIII.

Erster Sieg — Begeisterung unter den Truppen — Barnards Erfolg bei Badli-ki-Serai — Der Flaggenturm — Stellung auf dem Walle — Quintin Battye — Die kleinen tapferen Gurkhas — Vorschlag eines Sturmes — Die Belagerer belagert — Heißer Kampf — 100. Jahrestag der Schlacht von Plassy.

Bevor ich in meiner Erzählung von den Ereignissen während meines drei-monatlichen Aufenthaltes vor Delhi fortfahre, will ich berichten, was sich ereignete, nachdem Sir Henry Barnard dem General Anson am 23. Mai im Kommando nachfolgte, und wie die kleine britische Streitmacht in den ersten 3 Wochen dieser denkwürdigen Belagerung sich trotz beinahe unglaublicher Schwierigkeiten auf dem Posten halten konnte.

Barnard hatte im Krimkriege den Generalstab unter sich gehabt und war später in England auf der Generalstabsleiter weiter gestiegen; jedoch Indien war ihm vollständig fremd, da er erst vor einigen Wochen dort eingetroffen war. Er erkannte die Schwierigkeiten seiner Stellung vollständig an, und sah ein, wie ungerecht General Anson beurteilt wurde. Leute, welche von militärischen Dingen nichts verstanden, meinten, zum Entsatze von Delhi brauche der General genau soviel Vorbereitungen zu treffen, wie ungefähr zu einer Frühparade. Die Offiziere der fliegenden Kolonne waren Barnard vollkommen fremd, und er hatte keine Ahnung von den Charaktereigenschaften und Fähigkeiten, welche die eingeborene Abteilung der Kolonne hatte. Er wird deshalb wohl mit ängstlichem Herzen das Kommando übernommen haben. Das erste, was Barnard nach Übernahme des Kommandos tat, war, sich von zweifelhaften Elementen zu befreien, welche Anson von Umballa mitgenommen hatte. Die Infanterie schickte er nach Rohtuk, wo sie kurz darauf revoltierte, und die Kavallerie nach Meerut. Daß diese Truppen ihre Waffen behalten durften, ist eine der Tatsachen des Aufstandes, die man nicht versteht. Mehr als 2 Monate lang hatten sie ihren Offizieren den Gehorsam verweigert, hatten Brände angelegt, wie man

ihnen nachweisen konnte; selbst auf ihre Offiziere hatten sie zu schießen gewagt. Sowohl John Lawrence wie Robert Montgomery hatten dem Kommandierenden nahe gelegt, die Truppen zu entwaffnen, aber durch die Regimentsoffiziere, welche an die Treulosigkeit ihrer Leute nicht glauben wollten, beeinflußt, hatte der General die Notwendigkeit dieser Vorsichtsmaßregel nicht einzusehen vermocht. Die europäischen Soldaten der Kolonne machten jedoch aus ihrem Mißtrauen gegenüber diesen Sepoys keinen Hehl, und es war eine weise Maßregel, dieselben wegzuschicken. Unbegreiflich bleibt es freilich doch, daß man sie nicht vorher entwaffnete.

Am 5. Juni erreichte Barnard Alipur, das 16 Kilometer von Delhi entfernt liegt, und beschloß dort die Ankunft des Belagerungstrains und der Truppen von Meerut abzuwarten.

Die Meerutbrigade unter Brigadier Wilson hatte Meerut am 27. Mai verlassen. Sie bestand aus 2 Schwadronen Karabiniers, einer Abteilung reitender Artillerie unter Tombs, einer Feldbatterie und zwei 18-Pfündern unter Scott, einer Abteilung des ersten Bataillons vom ersten Regiment, einigen eingeborenen Sappeuren und Mineuren und einem Detachement irregulärer Kavallerie.

Am 30. früh wurde das Dorf Ghaziabad erreicht, das nahe beim Hinduflusse liegt und ungefähr 8 Kilometer von Delhi entfernt ist. Von dort aus wollte man eine Rekognoszierung gegen Delhi vornehmen, aber gegen 4 Uhr nachmittags berichtete ein Vorposten, daß sich der Feind in starken Abteilungen nähere. Die Bewachung des Lagers muß sehr mangelhaft gewesen sein, denn beinahe zugleich mit der Meldung kam eine Salve in das Lager. Die Truppen formierten sich, so schnell sie konnten, und die Artillerie fuhr auf. Das erste Regiment ging über die Hinduhängebrücke und griff unter dem Feuer unserer Geschütze den Feind an, welcher sich in einem Dorfe festgesetzt hatte. Er wurde schnell aus dieser Stellung vertrieben, und der Sieg war gewonnen. 700 Engländer besiegten eine siebenfache Übermacht und nahmen dem Feinde 5 Kanonen und eine große Menge Munition und Vorräte ab. Unsere Verluste waren ein Offizier und 10 Mann tot und ein Offizier und 18 Mann verwundet. Am nächsten Tage (Sonntag) erschien der Feind wieder gegen Mittag, wurde aber nach zweistündigem Kampfe vertrieben. Von ihrer Position konnten unsere Leute die Rebellen in vollem Rückzug nach Delhi erblicken. Es gelang

den Rebellen, ihre Kanonen mitzunehmen, da unsere Leute wegen intensiver Hitze und Wassermangels die Feinde nicht verfolgen konnten. Wir hatten einen Offizier und 11 Mann tot und 2 Offiziere und 10 Mann verwundet. Unter den letzteren befand sich ein Fähnrich, Napier mit Namen, ein außerordentlich tapferer junger Mann, voll Leben und Geist, der sich in kurzer Zeit die Liebe und Bewunderung seiner Leute erworben hatte. Er wurde ins Bein geschossen, und gleich nachdem man ihn ins Lager gebracht hatte, mußte es amputiert werden. Als die Operation vorüber war, hörte man, wie er vor sich hin murmelte: „Nun kann ich das erste Regiment nicht mehr führen! Niemals wieder führen!" An seine Wunde dachte er nicht. Sein Hauptschmerz war die Aufgabe seiner Karriere, und daß er sein geliebtes Regiment verlassen mußte. Napier wurde nach Meerut geschafft, wo er einige Tage später starb.

Am 1. Juni wurde Wilsons Streitmacht durch das Sirmurbataillon der Gurkhas, jetzt 1. Bataillon des 2. Gurkharegiments, verstärkt, ein Regiment, welches sich später mit Ruhm bedeckte, und dessen Name mit der Belagerung von Delhi eng verknüpft ist.

Am 7. Juni überschritt Wilsons Brigade den Jumna bei Baghput und vereinigte sich bei Alipur mit Barnards Truppen, dessen Leute die Kameraden aus Meerut begeistert empfingen, als dieselben mit den erbeuteten Kanonen ins Lager marschierten. Der Belagerungstrain war am vorhergehenden Tage eingetroffen, und nun war Barnard zum Vormarsch bereit. Seine Streitmacht bestand aus 600 Kavalleristen, 2400 Mann Infanterie und 22 Feldgeschützen. Außerdem waren noch mit dem Belagerungstrain 150 europäische Artilleristen eingetroffen, meistens Rekruten. Der Train bestand aus 8 18-Pfündern, 4 20-Zentimeter- und 12 25-Zentimeter-Mörsern. Wenn auch nicht ganz veraltet, so waren die Kanonen doch für die zu leistende Arbeit vollständig untauglich, aber es waren die besten, die zu haben waren. George Campell beschreibt den Belagerungstrain in seinen „Memoiren meiner indischen Laufbahn", als er ihn durch Kurnal passieren sah, wie folgt: „Ich konnte mir nicht helfen, aber es schien mir ein gewagtes Unternehmen, mit einem so ungenügenden Belagerungstrain eine große und wohlbefestigte Stadt bombardieren zu wollen." Er glaube keinesfalls, daß Delhi durch eine solche Batterie genommen werden könne.

Barnard hatte gehört, daß der Feind beabsichtige, sich seinem Vormarsch gegen Delhi entgegenzustellen; um nun dessen wirkliche Stellung zu erkunden, schickte er den Leutnant Hodson, welcher früher gute Dienste für den kommandierenden General getan hatte, als es sich darum handelte, mit Meerut eine Verbindung herzustellen, zur Rekognoszierung der Straße aus. Hodson berichtete, daß der Feind bei Badli=ki=Serai versammelt sei, welches etwas mehr als auf halbem Wege zwischen Alipur und Delhi gelegen ist. Hierauf erging der Befehl zum Vormarsch um Mitternacht am 7. Juni.

Als es bekannt wurde, daß eine Schlacht in Aussicht stehe, herrschte unter den Truppen große Freude, da sie darauf brannten, die Massakres von Meerut und Delhi auszuwetzen. Man konnte die Kranken nicht mehr im Lazarett halten, und viele, welche ganz untauglich zum Marsche waren, bestanden darauf, die angreifende Kolonne zu begleiten, und flehten ihre Kameraden an, nichts davon zu sagen, daß sie krank seien, aus Furcht, man würde sie nicht mitgehen lassen.

Die Aufständischen hatten sich eine günstige Stellung rechts und links von der Hauptstraße ausgesucht. Zu ihrer Rechten lag ein Serai und ein umwalltes Dorf, in welchem sich große Mengen Infanterie festsetzen konnten, durch einen unpassierbaren Sumpf gedeckt. Zur Linken hatten sie auf einer kleinen Anhöhe mit Sandsäcken eine Batterie für 4 schwere Geschütze und einen 20 Centimeter Mörser errichtet. Auf beiden Seiten war der Boden sumpfig und von Wasserkanälen durchzogen. Links vom Feinde lief auf mehr als 1 Kilom. der westliche Jumnakanal parallel der Straße. Zur genannten Zeit brach Brigadier Hope Grant, welcher die Kavallerie kommandierte, mit 10 Kanonen der reitenden Artillerie, 3 Schwadronen der 9. Ulanen und 50 Jhind Reitern unter Leutnant Hodson auf, in der Absicht, des Feindes linken Flügel aufzurollen. Kurz darauf begann die Hauptmacht die Straße entlang zu marschieren, bis sie der Lichter im Feindeslager ansichtig wurde. Oberst Showers, der Nachfolger Hallifaxs im Kommando der ersten Brigade, welche aus dem 75. Regiment und den 1. Bengal=Füsilieren bestand, verließ die Straße und ging nach rechts. Oberst Graves wandte sich mit der 2. Brigade nach links. Die schweren Geschütze verblieben auf der Straße, auf beiden Seiten von Kanonen der reitenden Ar=

tillerie flankiert. Gerade als der Tag anbrach, rückten unsere Geschütze vor, aber noch bevor sie in Position gebracht waren, begann die feindliche Artillerie das Feuer, und wir hatten schwere Verluste. Wir konnten ja auf das mörderische Feuer keine Antwort geben, da wir zu wenig Kanonen und nur solche von kleinem Kaliber hatten. Um unser Unglück voll zu machen, flohen die eingeborenen Stiertreiber unserer schweren Geschütze mitsamt den Gespannen und ein Munitionswagen flog auf. In diesem kritischen Augenblicke befahl Barnard Showers die Kanonen des Feindes im Sturme zu nehmen.

Dieser Befehl wurde mit äußerster Bravour durch das 75. Infanterieregiment ausgeführt, welches die Position mit dem Bajonett stürmte und dabei 19 Offiziere und Mannschaften tot und 43 Verwundete zurückließ. Sodann stürmte dasselbe Regiment, unterstützt von den 1. Füsilieren, über die Straße und sprengte die Tore des Serai auf. Nun folgte ein Verzweiflungskampf, aber die Sepoys waren den englischen Bajonetten nicht gewachsen, und sollten nun erfahren, daß ihre Missetaten nicht ungestraft bleiben würden. Nachdem die Brigade Grave um den Sumpf herumgegangen war, erschien sie plötzlich hinter der rechten Flanke des Feindes, während Grant mit seiner reitenden Artillerie und Kavallerie die linke Flanke bedrohte. Die Niederlage war vollständig, und die Rebellen zogen sich eiligst nach Delhi zurück und ließen ihre Kanonen im Stich. Obgleich die Leute todmüde waren, entschied sich Barnard für die Aufnahme der Verfolgung, weil er fürchtete, wenn er den Augenblick nicht ausnützen würde, könnten sich die Rebellen wieder sammeln und von neuem eine starke Stellung einnehmen.

Von der Straßenkreuzung gerade unterhalb Badli-ki-Serai kann man die Anhöhe deutlich sehen, auf welchen die britischen Truppen mehr als drei Monate während eines indischen Sommers und bei dem Monsunregen aushalten mußten. Hier wurden 2 Kolonnen formiert; Barnard übernahm das Kommando über die linke, welche sich gegen das Kantonnement wandte. Wilson kommandierte die andere, die sich längs der Straße zur Stadt bewegte. Wilson mußte sich durch Gärten und Verhaue durchschlagen, bis er mit seinen Leuten den westlichen Teil der Anhöhe erreichte. Als Barnard unter das Feuer des Feindes kam, machte er eine Flankenbewegung nach links, dann wandte er sich plötzlich nach rechts und säuberte die Anhöhe vom Flaggenturm bis

zu Hindu Raos Haus vom Feinde. Hier vereinigten sich die beiden Kolonnen wieder und trieben gemeinsam die fliehenden Feinde in die Stadt zurück.

Barnard hatte einen großen Erfolg erzielt und verhältnismäßig wenige Verluste aufzuweisen, wenn man die starke Stellung des Feindes, seine bessere Artillerie und seine Übermacht berücksichtigt.

Unsere Verluste beliefen sich auf 51 Tote und 131 Verwundete. Unter ersteren befand sich Oberst Chester, Generaladjutant der Armee. Von den Feinden kehrten mit Sicherheit 1000 Mann nicht nach Delhi zurück; außerdem eroberten wir 13 Geschütze, darunter zwei 24-Pfünder. Ich bin seit dem Jahre 1857 oft über die Anhöhe gewandert und habe immer bei mir gedacht, wie wunderbar uns das Schicksal entgegengekommen ist, denn diese Stellung hätte man sich nicht besser aussuchen können; sie war nicht nur gut zum Angriff geeignet, sondern auch eine günstige Verteidigungsstellung. Die Anhöhe erhebt sich 10 Meter über der Stadt und beherrscht die Hauptkommunikationslinie zum Punjab, von deren Offenhaltung unsere Existenz abhing.

Links wird die Höhe vom Jumna begrenzt, welcher von der Zeit der Schneeschmelze bis zum Schlusse der Regenzeit unpassierbar ist; außerdem ist er zu breit, als daß uns von der anderen Seite Kanonen hätten unter Feuer nehmen können. Obwohl Gärten, Basare und Gebäude zur Rechten dem Feinde als Deckung dienen konnten, so war es eben auch für uns von Vorteil, daß der Feind uns von dieser Seite gerade wegen der Einfriedigungen und Gebäude nicht in Massen bedrängen konnte. Einen weiteren Schutz gewährte der Najafgarh-Sumpf, der in der Regenzeit weite Strecken Land unpassierbar macht.

Die Entfernung der Anhöhe von der Stadt war sehr verschieden. Auf der rechten Seite, wo jetzt das Monument steht, betrug sie etwa 3 Kilom., bei dem Flaggenturm ungefähr 2 und beim Fluß beinahe 4 Kilom.

Dadurch war unsere linke Flanke relativ sicher, und deshalb wurde auf dieser Seite das Hauptlager hinter der Anhöhe errichtet.

Der Flaggenturm im Zentrum war der allgemeine Sammelplatz für die Nichtkombattanten und diejenigen Kranken und Verwundeten, welche umhergehen konnten. Dort konnten sie sich versammeln, um die Nachrichten von der Front zu hören und waren doch vor dem feindlichen Feuer ziemlich geschützt.

Der Flaggenturm ist durch die Tatsache interessant, daß hier die Europäer des Kantonnements sich versammelten und stand hielten, als sie hörten, die Rebellen von Meerut hätten in der Stadt die diensthabenden britischen Offiziere massakriert, die 3 eingeborenen Infanterieregimenter und eine Batterie Feldartillerie machten mit den Rebellen gemeinsame Sache und sie hätten jeden Augenblick einen Angriff zu gewärtigen. Der Turm war 50 Meter hoch und hatte oben eine niedrige Brustwehr, wohin man auf einer schmalen Wendeltreppe gelangen konnte. Hier beschloß die kleine Abteilung den Angriff zu erwarten. Die Damen, welche sämtlich sich sehr mutig benahmen, und große Selbstbeherrschung an den Tag legten, wurden zusammen mit den Frauen und Kindern der wenigen europäischen Unteroffiziere auf der Treppe zum besseren Schutze untergebracht, wo sie vor Hitze beinahe umkamen. Die kleine Besatzung auf der Brustwehr bestand aus einigen 20 britischen Offizieren, derselben Anzahl Trommler und Hornisten, und einem halben Dutzend europäischer Soldaten. Man hatte keinen Bissen zu essen und nicht einen Tropfen Wasser. Von Meerut blieb die erwartete Hilfe aus, und mancher hilfesuchende Blick hat an diesem 11. Mai vergeblich nach dieser Richtung ausgeschaut. Ununterbrochen hörte man heftiges Feuern in der Richtung nach der Stadt, und es wurde gemeldet, daß die Kavallerie sich zum Angriff auf das Kantonnement anschicke.

Noch vor dem Hereinbrechen der Dunkelheit sah das besorgte Häuflein ein, daß die einzige Rettung vor dem Schicksal der englischen Offiziere in Delhi in schleuniger Flucht zu suchen sei. Die Rebellen hatten die Körper der massakrierten Offiziere schrecklich verstümmelt auf einem Karren zum Turm heraus geschickt. Kurz bevor es dunkel wurde, begann die Flucht. Die Frauen und Kinder wurden in die wenigen verfügbaren Wagen gepfercht und von den Männern teils zu Fuß teils zu Pferde begleitet. Sie wandten sich in der Richtung nach Umballa. Es war die höchste Zeit, denn gerade als die letzten außer Gesichtskreis des Kantonnements waren, stürmten Scharen von Eingeborenen hinein und plünderten, verbrannten und zerstörten alles, was sie finden konnten.

Unter den Flüchtlingen von Delhi befand sich Hauptmann Tytler von der 38. eingeborenen Infanterie, der nach einer Reihe von Wechselfällen mit seiner Familie wohlbehalten Umballa erreichte.

Als Ansons Streitmacht zum Entsatze Delhis formiert wurde, wurde dem Hauptmann Tytler die Kriegskasse unterstellt, und durch unverantwortliche Nachlässigkeit erhielt Mrs. Tytler die Erlaubnis ihren Gatten zu begleiten. Ich glaube, wenn den Behörden die Gegenwart von Mrs. Tytler im Lager bekannt gewesen wäre, hätte man sie an einen sicheren Platz gesendet; sie befand sich aber gerade nicht in einem transportfähigen Zustande, und am 21. Juni, einige Tage nachdem die Entsetzungskolonne unter heftigem feindlichen Feuer ihre Stellung eingenommen hatte, gebar sie in einem Wagen, in welchem man ihr ein Lager zurecht gemacht hatte, einen Sohn. Das Kind wurde Stanley Delhi Force getauft*) und die Soldaten sahen mit einem Gefühle des Aberglaubens auf den neuen Weltbürger. Der Vater erzählt, daß er bald nach der Geburt ein Gespräch von Mannschaften belauschte. Einer sagte: „Jetzt werden unsere Verstärkungen kommen; dieses Feldlager wurde errichtet, um die unschuldig Gemordeten zu rächen, und die erste Verstärkung, die uns der Himmel schickt, ist ein neugeborenes Kind". Wirklich kamen am nächsten Tage die Verstärkungen an.

Es war am Nachmittag des 8. Juni, als die Entsatzkolonne auf der Anhöhe vor Delhi ihr Lager bezog. Das Hauptpikett wurde in Hindu Raos Haus einquartiert, einem großen Steingebäude, welches in früherer Zeit wohl einmal als Sommerresidenz für einen Häuptling gedient hat. Ungefähr 600 Meter weiter nach links war das Observatorium, neben dem eine schwere Batterie errichtet wurde. Unterhalb des Observatoriums lag eine alte Pathanen-Moschee, in diese wurde ein Infanteriepikett mit 2 Feldgeschützen gelegt. Weiter links kam nun der Flaggenturm, welcher mit einer Abteilung Infanterie und 2 weiteren Geschützen belegt war. An der äußersten Rechten des Hügels, von wo die große Trunkstraße beherrscht wurde, lag ein starkes Pikett und eine schwere Batterie.

Hier war der schwache Punkt unserer Verteidigungsstellung. Zur Rechten, ein wenig rückwärts, lag die Vorstadt Sabzi Mandi, der Gemüsemarkt, eine Folge von Häusern und umwallten Gärten, von wo aus die Rebellen fortwährend unsere Flanke bedrohten. Um diesen Teil unserer Stellung möglichst zu schützen, wurde daselbst eine Batterie von 3 18-Pfündern errichtet, und am sogenannten General-

*) Der Engländer, wie der Amerikaner benützt alle möglichen Anlässe zur Namengebung. Hier wird das Kind nach der Delhistreitmacht genannt. Anm. d. Übers.

Wall (Generals Mound) ein Infanteriepikett mit einer Abteilung Kavallerie und 2 Kanonen der reitenden Artillerie aufgestellt. In der Front vor dem Hügel lagen eine Menge alter Häuser, Einfriedigungen und alte Baumstämme, welche dem Feinde nur zu gute Deckung bei seinen Ausfällen gewährten.

Der kommandierende Ingenieur beschreibt die Stellung wie folgt: Die östliche Seite Delhis wird vom Jumna begrenzt, und der Fluß bespülte in der Jahreszeit, in welche unsere Operationen fielen, gerade die Stadtmauern. Deshalb war für uns die Flußseite der Festung unangreifbar, während der Feind beständig mit Hilfe der Schiffbrücke und auf Fähren über den Fluß gelangen konnte. Daher war es für uns unmöglich, Delhi wirklich zu belagern, auch wenn wir die erforderlichen Truppen gehabt hätten. Wir konnten unseren Angriff in Wirklichkeit nur auf einen kleinen Teil des Walles richten; während der ganzen Zeit holten die Rebellen ungestört Vorräte und Proviant in die Stadt und streiften in der Umgegend umher. Auf der Flußseite bestanden die Befestigungen aus einem unregelmäßigen Walle mit gelegentlichen Bastionen und Türmen. Die Hälfte desselben wurde vom Königspalast und seinem Außenwerke, dem alten Mogul-Fort von Selimgarh, eingenommen. Die übrigen Befestigungen waren eine Folge bastionierter Fronten, deren verbindende Kurtinen sehr lang waren; die Außenwerke waren auf ein einziges beschränkt; das Hauptwerk am Ajmirtore und die Martello-Türme waren mit je einer Kanone bestückt, welche an denjenigen Stellen aufgestellt waren, wo außer dem bereits vorhandenen von den Bastionen kommenden noch weiteres Flankenfeuer für nötig befunden wurde.*)

*) Die Bastionen waren klein und auf jeder 10—14 Kanonen aufgestellt. Sie waren mit Mauerbrustwehren ausgestattet, die ungefähr 4 Meter dick und 5 Meter hoch waren. Die Kurtine bestand aus einem einfachen Walle von 5 Meter Höhe, der oben 4 und unten 5 Meter im Durchmesser hatte. Dieser Hauptwall trug eine mit Infanterieschießscharten versehene Brustwehr, die 3 Meter hoch und 1 Meter dick war. Die ganze Landfront war mit einem Faußebraye überdeckt, welcher verschieden dick war (zwischen 5 und 10 Meter), und eine vertikale Eskarpenmauer von 3 Meter Höhe hatte. Außerhalb dieser Mauer war ein trockener Graben von 8 Meter Breite. Die Kontreeskarpe war ein einfacher Erdabhang und leicht zu besteigen. Das Glacis war sehr klein, höchstens 180 Meter von der Kontreeskarpe, und bedeckte kaum die eine Hälfte des Walles vom Belagerer aus. Diese Wälle liefen in einem Umfange von etwa 10 Kilom. um die Stadt und schlossen ein Areal von ungefähr 3 englischen Quadratmeilen ein.

Diese Beschreibung gibt ein deutliches Bild von der Stärke der Stadt, welche die britische Streitmacht einzunehmen gekommen war. Für mehr als 2 Monate jedoch war unser Hauptaugenmerk nicht auf die Einnahme der Stadt gerichtet, sondern, da wir beinahe täglich die Ausfälle des Feindes zurückweisen mußten, auf unsere eigene Verteidigung und auf die Offenhaltung unserer Kommunikationslinien im Punjab.

Die Befestigung Delhis, welche bis auf den heutigen Tag beinahe im gleichen Zustande gelassen ist, war eine modernisierte Form der alten Werke, welche zu der Zeit bestanden, als Lord Lakes Armee die Stadt einnahm (1803). Die Werke waren einige Jahre vor dem Aufstande durch Leutnant Robert Napier verbessert und verstärkt worden. Wie vollständig und wirkungsvoll sich der junge talentierte Offizier seiner Aufgabe entledigt hatte, sollten wir am eignen Fleische erfahren.

Barnard sollte nicht lange über die Absichten der Rebellen im Zweifel bleiben; denn sie machten schon am selben Nachmittag, an dem die Anhöhe besetzt war, einen Angriff auf Hindu Raos Haus, wo das Sirmurbataillon, 2 Kompagnien des 60. Regiments und 2 von Skotts Kanonen aufgestellt waren. Der Feind wurde vor Einbruch der Dunkelheit vertrieben. Am folgenden Morgen beschossen die Rebellen unsere Stellung vom Stadtwalle aus und erneuerten am Nachmittag den Angriff.

An demselben Morgen trafen die willkommenen Verstärkungen ein. Das ausgezeichnete Guidenkorps marschierte so frisch ins Lager, als wenn es von einem einfachen Feldbienst zurückkäme, und hatte doch eine Entfernung von 960 Kilom. in der unglaublich kurzen Zeit von 22 Tagen zurückgelegt, und dies in der heißen Jahreszeit. Nachdem der General sie inspiziert hatte, richtete er einige ermutigende Worte an sie. Die Leute baten ihren Kommandeur, dem General zu sagen, wie stolz sie darauf seien zur Delhientsatzkolonne zu gehören. Ihre Hilfe sollte am selben Nachmittag noch fühlbar werden; denn sie engagierten den Feind, als sie den Piketts zu Hilfe eilten, in einem Handgemenge und trieben ihn in die Stadt zurück.

Gerade unter dem Stadtwall erhielt der tapfere Kommandeur der Guidenkavallerie, Quintin Battye, einen tödlichen Schuß. Er war der fröhlichste und geistreichste Gesellschafter, und obgleich er nur 8 Jahre Dienstzeit als Subalternoffizier hatte, bedeutete sein Hinscheiden doch für die Armee einen großen Verlust. Ich sprach auf

meinem Wege nach Delhi einige Stunden mit ihm und erinnere mich noch, wie sein Gesicht glühte, als er davon sprach, daß die Gelegenheiten sich auszuzeichnen kommen würden. Stolz auf sein Regiment und von seinen Leuten geliebt, die, selbst famose Kerls, seine soldatischen Eigenschaften hochschätzten, hatte er alle Aussicht, eine glänzende Karriere zu machen. Aber das Schicksal hatte es bestimmt, daß er im ersten Gefecht sein Leben enden sollte. Er war ein großer Freund klassischer Aussprüche, und seine letzten Worte, die er vor sich hinmurmelte, waren: Dulce et decorum est pro patria mori.

Während unsere Infanterie und Feldartillerie vor dem Feinde waren, wurden die wenigen schweren Geschütze, die wir hatten, auf dem Hügel in Position gebracht. Man hatte auf sie große Hoffnungen gesetzt, aber es wurde nur zu bald klar, daß sie nicht mächtig genug waren, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen, und wir merkten mit Schrecken, wie schnell unsere geringe Munition zur Neige ging.*) Die feindlichen Kanonen waren uns an Zahl und zum Teil auch an Kaliber überlegen und wurden sämtlich von eingeborenen Artilleristen bedient, die zu instruieren wir uns so viel Mühe gegeben hatten. Barnard fand auch, daß der Ausfall an Mannschaften und der Mangel an Belagerungsmaterial ihm regelrechte Annäherung an die Festung nicht erlaube. Wir hatten nur 150 Sappeure und Mineure mit unserer Kolonne, und die Infanterie konnte keinesfalls zu den Belagerungsarbeiten herangezogen werden. Am 10. Juni wurde ein zweiter energischer Angriff auf Hindu Raos Haus unternommen, aber von dem Sirmurbataillon Gurkhas unter ihrem ausgezeichneten Führer Major Reid zurückgeschlagen.

Die Aufständischen hegten Hoffnung, daß die Gurkhas zu ihnen übergehen würden, und riefen, während sie avancierten: „Wir schießen nicht auf euch, wir wollen mit euch sprechen; ihr sollt zu uns kommen.“ Die kleinen Gurkhas antworteten: „Paßt auf, jetzt kommen wir“, worauf sie vorwärts gingen; nachdem sie sich auf 20 Schritt den Rebellen genähert hatten, feuerten sie eine wohlgezielte Salve auf dieselben und töteten ungefähr 30 Aufständische.

*) Wir hatten so wenig Munition für schweres Geschütz, daß man es für notwendig fand, die Geschosse, welche vom Feinde kamen, zu benutzen, und es wurde eine Belohnung für jedes 24 Pfündergeschoß bezahlt, das in den Artilleriepark gebracht wurde.

Am nächsten Tag machten die Rebellen eine 3. Attacke, wurden aber wieder mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Sie wußten, daß Hindu Raos Haus der Schlüssel zu unserer Position war, und während der ganzen Belagerung machten sie die verzweifeltsten Versuche, es zu nehmen. Aber Barnard hatte diesen Posten den kleinen Gurkhas zur Verteidigung überlassen, und alle Versuche, diese aus der Stellung zu drängen, waren erfolglos. Zuerst hatte Reid nur sein eigenes Bataillon und 2 Kompagnien des 60. Regiments unter seinem Befehl, als aber die Guiden ankamen, wurde auch deren Infanterie zu seiner Verfügung gestellt, und wenn er alarmieren ließ, erhielt er außerdem noch Verstärkung von 2 weiteren Kompagnien des 60. Regiments. Hindu Raos Haus war in Schußweite der schweren Geschütze des Feindes und wurde von den feindlichen Kugeln wie ein Sieb durchlöchert. Reid verließ die Anhöhe nicht außer zur Attacke und kam nie ins Lager, bis er schwer verwundet am Tage des letzten Ansturmes hineingetragen wurde. Hindu Raos Haus war sowohl das Hospital, als die Baracke der kleinen Gurkhas, da deren Verwundete darum baten, mit ihren Kameraden zusammenbleiben zu dürfen, anstatt ins Lager geschafft zu werden.

Nachdem sich der Feind in seiner Hoffnung, das Zentrum unserer Stellung zu erschüttern, enttäuscht sah, griff er am frühen Morgen des 12. Juni den Flaggenturm an. Die Rebellen hatten sich in den an das Metcalfe-Haus angrenzenden Ravinen versteckt und wurden von einem dichten Nebel, der die ganze Anhöhe einhüllte, unterstützt. Die Besatzung bestand aus 2 Kanonen der reitenden Artillerie und 2 Kompagnien des 75. Regiments unter den Hauptleuten Dunbar und Knox. Der Nebel, welcher vom Jumna und den angrenzenden Sümpfen heraufrollte, war so dicht, daß man keine 10 Schritt weit sehen konnte. Das Pikett sollte gerade von einem Detachement der 2. Bengalfüsiliere abgelöst werden, als eine große Abteilung des Feindes, welche unbemerkt die Anhöhe erklettert hatte, auf den Flaggenturm zustürmte, und bei einem Haare unsere Kanonen genommen hätte. Das Pikett wurde arg bedrängt; Knox und einige Mann fielen, und wenn nicht 2 Kompagnien des 60. Regiments beizeiten zu Hilfe geeilt wären, hätte der Tag dem Feinde gehört.

Das Gefecht war kaum vorüber, als Massen von Insurgenten vom Sabzi Mandi auf Hindu Raos Haus und die Gärten rechts vom

Lager avanzierten und das Pikett beim Generalwall (Mound) belästigten. Reserven auf Reserven kamen heran, wurden aber nach einander zurückgeschlagen und verfolgt. Es war ein großes Glück, daß beide Attacken nicht zu gleicher Zeit stattfanden, wie es die scheinbare Absicht des Feindes gewesen war, denn wir wären nicht stark genug gewesen, beide zugleich abzuweisen.

Um die Rebellen nicht wieder so nahe herankommen zu lassen, wurde ein Pikett in das Metcalfe-Haus gelegt, und der „Graben" im Rücken der Anhöhe, welcher dem Sabzi Mandi gegenüber war, verstärkt. Diese Vorsichtsmaßregeln wären schon früher getroffen worden, wenn nicht Mangel an Leuten gewesen wäre. Unsere Soldaten waren beinahe immer auf Wache, und dieser erneute Abgang machte es manchmal zur Unmöglichkeit, Ablösung für die verschiedenen Piketts täglich zu erhalten.

Unsere Hilfsquellen in Bezug auf Belagerungsmaterial, schwere Geschütze und zugehörige Munition waren so eng begrenzt, außerdem schrumpfte durch die täglichen Ausfälle des Feindes, sowie durch Krankheit die Entsatzkolonne so zusammen, ohne daß sich die Hoffnung auf Verstärkung in absehbarer Zeit erfüllen konnte, daß sich Barnard in Anbetracht der Wichtigkeit einer baldigen Einnahme der Stadt entschloß, dieselbe durch einen Handstreich zu nehmen.

Die Details dieses Planes wurden durch 3 junge Offiziere des Ingenieurkorps unter direkter Anweisung des Generals ausgearbeitet und streng geheim gehalten. Selbst der Kommandeur des Ingenieurkorps wurde nicht ins Geheimnis gezogen. Natürlich war die Geheimhaltung von allergrößter Wichtigkeit, aber daß diejenigen Offiziere, deren Rat am ehesten in Betracht kam, nicht von dem Plane in Kenntnis gesetzt wurden, zeigte, daß das für einen Erfolg so notwendige Vertrauen zwischen dem Führer und seinen älteren Offizieren gänzlich fehlte.

Es sollte die gesamte Entsatzkolonne in Aktion treten, und zwar in 3 Abteilungen. Die erste sollte durch das Kaschmirtor in die Stadt dringen, die zweite Abteilung das Lahoretor nehmen, während eine dritte auf Leitern den Wall zu erklimmen versuchen sollte. Wenn die 3 Kolonnen erfolgreich vorgehen könnten, sollten sie sich bis zum Zentrum der Stadt weiterarbeiten und dort vereinigen.

Es war beabsichtigt, die Kolonnen sollten das Lager beizeiten

verlassen, um gerade bei Tagesanbruch vor der Stadt zu sein. Daher wurden die Truppen plötzlich am 13. Juni morgens um 1 Uhr alarmiert und mit Munition versehen. Die Kommandeure der verschiedenen Truppenteile sowie der Stab wurden jetzt erst mit dem Plan bekannt gemacht. Auf diese Weise passierte es, daß das 75. Regiment, welches den Feind bis in die Gegend des Metcalfe-Hauses verfolgt hatte, nachdem derselbe vom Flaggenturm zurückgeschlagen war, durch irgend ein Mißverständnis nicht zurückgerufen war. Die Abwesenheit des Regiments wurde erst bekannt, als dem Regimente der Befehl zum Abmarsch gegeben werden sollte. Nun ging eine geraume Zeit verloren, bis das Regiment herbeigerufen war. Der Tag graute schon, als es seine Munition erhielt, und alle Hoffnung auf ein unbemerktes Avancieren ging verloren. Die Truppen wurden deshalb zurückgeschickt, und waren auf diese Weise unnütz aus ihrer ihnen so notwendigen Ruhe gestört worden.

Das Mißglücken des von den jungen Ingenieuren ausgedachten Planes muß als ein außerordentlich gütiger Schicksalswink angesehen werden, welcher uns vor einem wohl nicht wieder gut zu machenden Ruin bewahrte. Wenn man bedenkt, wie hart der Kampf war, als der Sturm unter viel günstigeren Umständen ausgeführt wurde, und wie die Kolonnen am Ende des Tages gerade mit Aufwand ihrer letzten Kräfte noch in die Stadt eindringen konnten, wird der Kenner der Verhältnisse begreifen, was für ein unglückliches Unternehmen es gewesen sein würde, wenn diese kleinere Kolonne den Angriff auf die Stadt gewagt haben würde. Selbst wenn es gelungen wäre, den Feind vollständig zu überraschen, war sicherer Untergang unabwendbar.

Der 13. und 14. waren verhältnismäßig ruhig. Aber am 15. in der Frühe zog eine große Abteilung des Feindes in der Richtung nach dem Metcalfe-Haus heran, mit der offenbaren Absicht, unsere rechte Flanke aufzurollen; er konnte jedoch seinen Zweck nicht erreichen, da er von unseren Leuten alsbald mit starken Verlusten zurückgetrieben wurde.

Am 17. wurden wir fast von allen Seiten angegriffen. Der Zweck dieses Angriffes war, die Errichtung einer Batterie zu verschleiern. Diese wurde auf einer Anhöhe in der Nähe einer Opferstätte der Mohamedaner erbaut, von wo aus der Feind unsere Stellung

bestreichen konnte. Da es von großer Wichtigkeit war, daß der Feind an der Ausführung dieses Planes gehindert würde, entsandte Barnard zu diesem Zwecke 2 kleine Kolonnen unter Tombs von der Bengal=reitenden Artillerie, sowie unter Reid. Tombs ging mit 400 Leuten des 60. Regiments und der Bengal=Füsiliere, 30 Mann Guidenkavallerie, 20 Sappeuren und Mineuren und seiner eigenen Abteilung reitender Artillerie gegen die linke Seite des Feindes vor, während Reid mit 4 Kompagnien des 60. Regiments und einigen seiner eignen Gurkhas über Kishenganj gegen die rechte Flanke des Feindes marschierte. Tombs trieb die Feinde durch eine Reihe Gärten vor sich her, bis sie die Opferstätte erreichten, wo sie entschiedenen Widerstand leisteten. Sie wurden jedoch bald zersprengt. Nun wurden die Tore der Moschee aufgebrochen und von den Verteidigern derselben 31 niedergemacht. Tombs wurde selbst leicht verwundet, und unter ihm 2 Pferde erschossen. Seit dem Beginne des Feldzuges waren nun im ganzen fünf Pferde unter diesem tapferen Soldaten getötet worden. Der Angriff von Reid war ebenso erfolgreich. Er zerstörte die Batterie vollständig und brachte dem Feinde schwere Verluste bei. Am übernächsten Tage kamen die Rebellen wieder in großen Haufen aus der Stadt heraus und beunruhigten unsere Stellung von allen Seiten. Der Kampf tobte außerordentlich heftig während des ganzen Nachmittages, und unsere Piketts mußten immer von neuem Verstärkungen erhalten. Gegen Abend, während beinahe die ganze Infanterie auf diese Weise engagiert war, schlich sich eine Abteilung Insurgenten unbemerkt durch die Vorstädte und Gärten unserer rechten Flanke und erschien wieder ungefähr 2 Kilometer in unserem Rücken.

Im Lager waren nur wenige Truppen zurückgeblieben, und alles, was Hope Grant, der gerade das Kommando hatte, zusammenraffen konnte, waren 4—5 Schwadronen Kavallerie und 12 Kanonen. Er fand den Feind in einer starken Position, gegen welche er mit seinen leichten Kanonen nur wenig ausrichten konnte, während die gut placierte feindliche Infanterie und Artillerie ihm schwere Verluste beibrachte. Vor allem hatte Tombs' Abteilung zu leiden, dessen Kanonen bei einem Haare vom Feinde genommen worden wären. Gerade in diesem Augenblicke ritt eine Abteilung Guidenkavallerie herbei. „Daly!" rief Tombs, „wenn ihr nicht gleich attackiert, sind meine Geschütze verloren." Daly spornte sein Pferd und galoppierte, von einigen seiner

Tapferen gefolgt, in den Busch hinein. Er kam mit einer Kugel in der Schulter zurück, aber die Kanonen waren gerettet.

Solange der Tag anhielt, konnte der Feind durch das regelmäßige Feuer der Artillerie und die schnellen Attacken der Kavallerie in Schach gehalten werden, aber sobald der Abend hereinbrach, wurde seine überlegene Zahl fühlbar; es wäre ihm beinahe gelungen, unseren einen Flügel aufzurollen, und die Kanonen schwebten für einige Zeit wieder in großer Gefahr. Die 9. Ulanen und die Guiden, welche sie um jeden Preis retten wollten, machten eine Attacke, aber sie hatten nicht genug Bewegungsfreiheit wegen der beiderseitigen Gräben und Häuser und erlitten große Verluste. Jetzt geriet alles in Verwirrung, und die Unordnung wurde immer größer, je mehr die Nacht fortschritt. Da kamen als Retter in der höchsten Not etwa 300 Mann des 60. Infanterieregiments. Diese gingen sofort zum Angriff über, bahnten sich eine Gasse durch den Feind und retteten die Kanonen. Bei dieser Affäre betrugen unsere Verluste 3 Offiziere und 17 Mann tot und 7 Offiziere und 70 Mann verwundet. Unter den letzteren befand sich Hope Grant, dessen Pferd unter ihm erschossen worden war, und welcher durch die Hilfe zweier Leute seines Regiments (9. Ulanen) und eines mohamedanischen Soldaten der 4. irregulären Kavallerie gerettet wurde.

Es war beinahe Mitternacht, als die Truppen ins Lager zurückkamen. Der Feind war zwar daran verhindert worden, uns im Rücken zu überwältigen, aber er war noch nicht zurückgetrieben, denn wir hatten ihm gerade nur Stand halten können. Der Erfolg dieses Tages trug nicht dazu bei, den General zu beruhigen. Er sah ein, daß die Rebellen unsere Schwäche erkannt hatten, und wenn es ihnen gelang, sich uns im Rücken festzusetzen, war unsere Kommunikation mit dem Punjab verloren; unsere kleine Streitmacht wäre eingeschlossen worden, und ohne Erneuerung der Munition und des Proviantes war es eine Unmöglichkeit, die Stellung gegen die täglich stärker werdenden Feinde zu halten. Die Mutlosigkeit im Lager war groß, als die Nachricht von dem ungünstigen Ergebnis des Tages bekannt wurde. Aber bald gewann der ausgezeichnete Geist, der die Truppen beseelte, wieder die Oberhand, und unsere Leute schauten ruhig dem nächsten Zusammentreffen mit dem Feinde entgegen.

Bei Tagesanbruch war Barnard wieder auf dem Platze, wo

der Feind am Vorabend gestanden hatte, fand die Stellung aber verlassen. Es lagen viele Tote herum, und ein vom Feinde zurückgelassener 9-Pfünder wurde ins Lager gebracht.

Die Truppen waren eben ins Lager zurückgekehrt und freuten sich schon auf ein wenig Ruhe, als der Feind in großen Massen unseren Rücken von neuem bedrohte. Sobald sich aber unsere Truppen zeigten, zogen sich die Feinde zurück.

Um unsere Position im Rücken zu stärken, wurde eine Batterie von 2 18-Pfündern erbaut, welche durch Kavallerie und Infanteriepiketts unterstützt wurde. Von hier aus wurden sämtliche Brücken über den Kanal des Najafgarhsumpfes zerstört.

Für 2 Tage nach diesen Ereignissen hatte unser Häuflein Truppen relative Ruhe, aber unsere Spione teilten uns mit, daß die Insurgenten große Verstärkungen erhalten hätten, und daß wir uns auf einen heftigen Angriff gefaßt machen sollten.

Eine Zeit lang herrschte bei den Eingeborenen die Idee, daß die englische Herrschaft nicht länger wie 100 Jahre dauern werde, und daß die hundertste Wiederkehr von Lord Clives Sieg bei Plassi, der 23. Juni, zugleich der Tag unseres Unterganges sein würde. In dieser Idee wurden die Eingeborenen bestärkt, weil der 23. Juni 1857 zugleich ein Festtag für die Mohamedaner und Hindus war. Für die Hindus fiel auf diesen Tag die Jattsa, ein religiöses Fest, während die Mohamedaner den auf diesen Tag eintretenden Neumond als günstiges Zeichen ansahen.

Deshalb erklärten die Astrologen, daß am 23. Juni die Sterne für die Sache der Rebellen kämpfen würden. Wenn auch diese Prophezeiungen und Zeichen für die Aufständischen günstig schienen, so war das Schicksal doch auch uns nicht unfreundlich; denn am 22. erreichten Verstärkungen Rhai, 35 Kilometer von Delhi entfernt. Es waren 6 Geschütze reitender Artillerie, eine kleine Abteilung britischer Infanterie, eine Schwadron des 2. Punjab-Kavallerieregiments und das Hauptquartier der 4. Sikhs. Im ganzen 850 Mann.

Es wurde sofort ein Offizier des Stabes nach Rhai gesandt, um ihnen zu sagen, daß die Verstärkung bitter nötig sei und schnell eintreffen müsse, wenn sie nicht zu spät kommen wolle. Der Hilferuf verhallte nicht ungehört, sondern es wurde ihm mit der größtmöglichen

Bereitwilligkeit entsprochen, und am Abend des nächsten Tages traf der ersehnte Zuwachs im Lager ein.

Die Truppen waren kaum angelangt, als die Kanonen auf dem Stadtwall schon das Feuer eröffneten. Es waren Geschütze in die Vorstädte gebracht, welche nun unseren rechten Flügel bestrichen und ein heftiges Feuer auf Hindu Raos Haus eröffneten. Unsere wenigen Geschütze waren ganz und gar nicht in der Lage, das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen. Die Rebelleninfanterie hielt Kishenganj und Sabzi Mandi besetzt und machte Miene, in der Richtung des Generalgrabens (Mound) zu marschieren, wo wir ja eine Batterie errichtet hatten. Während der Zeit wurde die ganze Anhöhe mit heftigem Musketenfeuer überschüttet. Reid rapportierte, daß der Feind etwa um 12 Uhr eine verzweifelte Attacke gemacht habe, wobei außerordentlich tapfer gekämpft worden sei. Die Feinde griffen die 60., die Guiden und die Gurkhas immer von neuem an. Die Kanonade war fürchterlich, und einige Zeit schien es, als wenn der Tag für uns verloren gehen würde. Tausende stürmten gegen schier eine Hand voll Leute an; aber Reid erkannte die Wichtigkeit seiner Position, und war entschlossen, dieselbe unter allen Umständen zu halten bis Verstärkungen anlangen würden.

Die Meuterer wurden in Schach gehalten, aber nicht vertrieben. Der erste Versuch der Moundbatterie (Batterie am Graben) schlug fehl, und der Kommandant wurde dabei schwer verwundet. Jeder nur einigermaßen abkömmliche Mann im Lager war verwendet worden, und als letzte wurden schließlich die 2. Füsiliere und die 4. Sikhs, welche von Rhai eben im Lager eingetroffen waren, zur Front geschickt. Showers erhielt das Kommando, und ihm gelang es, bevor der Tag zur Neige ging, den Feind zum Weichen zu bringen. Der 100. Jahrestag von Plassi sah uns also, wenn auch in peinlicher Lage, so doch unbesiegt, und die Hoffnung der Feinde hatte sich nicht erfüllt.

Sie verloren über 1000 Leute. Unsere Verluste waren: 1 Offizier und 38 Mann tot und 3 Offiziere und 118 Mann verwundet. Die Hitze war am ganzen Tage enorm und einige unserer Leute wurden vom Sonnenstich befallen.

Die Lehre, welche wir aus dem heftigen Kampfe empfingen, war die Wichtigkeit einzusehen, welche in der Besetzung des Sabzi

Mandi lag. Wir verhinderten hierdurch den Feind zu nahe an das Lager heran zu kommen und das Lager zu bestreichen. Dies bedeutete vermehrte Anstrengung unserer Leute, aber Barnard fühlte deutlich, daß er es keinesfalls zu noch einem solchen Verzweiflungskampf kommen lassen dürfe. Es wurde deshalb ein Pikett von 180 Mann in den Sabzi Mandi gelegt. Ein Teil kam in einen Serai auf der einen Seite der großen Trunkstraße, der Rest lag in einem Hindutempel auf der gegenüberliegenden Seite. Diese Außenposten standen mit dem Pikett von Hindu Raos Haus durch eine Reihe von Brustwehren in Verbindung und verstärkten unsere Position ganz bedeutend.

Nach dem 23. ereigneten sich beinahe täglich wirkliche oder Scheinattacken; aber bis zum 27. wurden wir ziemlich in Ruhe gelassen. An diesem Tage wurden die Metcalfe- und Sabzi Mandi-Piketts bestürmt, ebenso die Batterien auf der Höhe. Diese Versuche wurden aber mit verhältnismäßig geringen Verlusten von unserer Seite zurückgeschlagen, indem wir nur 13 Tote und 1 Offizier und 48 Mann Verwundete hatten.

Kapitel XIV.

Neuer Posten.

Ich will nun in meiner Erzählung fortfahren. Am 29. Juni, dem Morgen nach meiner Ankunft im Lager, erwachte ich voller Erregung und bestürmte meinen alten Freund Norman so mit Fragen, daß es ziemlich langweilig für ihn gewesen sein muß.

Man kann sich meine Freude kaum vorstellen, die ich bei dem Gedanken empfand, zu einer Streitmacht zu gehören, welche sich schon jetzt unvergänglichen Ruhm erworben hatte. Ich brannte darauf, die Leute kennen zu lernen, deren Namen auf aller Lippen waren. Der Held des Tages war Harry Tombs von der Bengal-reitenden Artillerie, ein ungewöhnlich schöner Mann und durch und durch Soldat. Seine Bravour bei der Attacke auf die Opferstätte und wo immer er gefochten hatte, bildeten das Hauptgespräch im Lager. Ich hatte immer von Tombs gehört, daß er einer der besten Offiziere im Regimente sei,

und konnte mich eines Gefühles respektvoller Bewunderung nicht erwehren, als ich einige Tage später seine Bekanntschaft machte.

Jemmi Hills, einer der Subalternoffiziere in Tombs' Abteilung, war ein alter Freund von mir. Wir waren zusammen in Adiscombe gewesen. Es war für diesen eine Freude, von seinem Kommandeur zu sprechen und seine Verdienste und seinen Wagemut bei Handhabung der Geschütze zu verbreiten. Als kühl berechnender Truppenführer war Tombs unerreicht; das heftigste Feuer und die unerwartetste Wendung im Gefecht konnten ihn nicht aus seiner Ruhe bringen. Er war sofort Herr der Situation und gab seine Befehle in aller Ruhe und mit einer Sicherheit, die den Leuten felsenfestes Vertrauen in seine Macht und Fähigkeiten einflößte. Er war ein etwas strenger Offizier und eigentlich von seinen Leuten mehr gefürchtet als geliebt, bis sie erkannten, was für ein Führer er war; dann folgten sie ihm durch Dick und Dünn. Ein anderer ausgezeichneter Offizier meines Regiments, den ich zum erstenmal kennen lernte und für den ich immer die herzlichsten Gefühle gehegt habe, war Edwin Johnson, der stellvertretende General-Adjutant der Bengal-reitenden Artillerie, in welcher Eigenschaft er den Brigadier Wilson von Meerut begleitete. Er hatte einen ungewöhnlichen Verstand und war, obwohl sein Humor etwas gepfeffert war, ein vorzüglicher und amüsanter Gesellschafter, welcher sich aber auch des unbegrenzten Vertrauens derer erfreute, welche mit ihm zusammenarbeiteten. Johnson war die erste Persönlichkeit, welcher ich meine Ankunft meldete, um mich zu erkundigen, bei welcher Abteilung der reitenden Artillerie ich Dienst tun sollte. Er teilte mir mit, daß der Generalquartiermeister mich in seinem Departement zu behalten wünsche. Ich begab mich zunächst zu Chamberlain, der bei seiner Ankunft in Delhi General geworden war und nun ängstlich auf Nachrichten von der fliegenden Kolonne wartete, und ging hierauf zu Oberst Becher, welcher schwer an einer vor wenigen Tagen erhaltenen Verwundung litt, um von ihm mein Schicksal endlich zu erfahren. Er teilte mir mit, daß man die Frage angeschnitten habe, einen Offizier dem Generaladjutanten der Delhi-Streitmacht beizugeben, welcher ganz unmöglich die Arbeiten weiter allein bewältigen könne, und daß Chamberlain an mich gedacht habe. Wenn der Wunsch Chamberlains in Erfüllung gegangen wäre, hätte sich vielleicht meine Laufbahn ganz anders gestaltet. Während Chamberlain die

Frage gerade mit Sir Henry Barnard besprach, langte Donald Stewart unerwartet im Lager an.

Ich war vor dem Zelte geblieben und konnte kaum erwarten zu hören, was über mich beschlossen worden sei, als 2 Männer geritten kamen. Sie sahen verstaubt, sehr ermüdet und halb verhungert aus. Einer derselben war Stewart. Er erzählte mir, sie hätten einen höchst abenteuerlichen Ritt gemacht, jedoch bevor er noch enden konnte, bat ich Norman Stewart für die neue Stelle vorzuschlagen. Dies bedeutete eine Chance für Stewart, und zwei für mich; denn ich hatte mich darauf gefreut, im Quartiermeisterdepartement bleiben zu können. Zu unserer großen Befriedigung wurde die Sache so geregelt. Stewart wurde stellvertretender Generaladjutant der Delhi-Feldtruppen und ich Stellvertreter des Generalquartiermeisters bei der Artillerie.

Kapitel XV.

Verstärkungen fangen an einzutreffen — Erneuter Plan eines Sturmes — Angriff auf Alipur — General Barnard tot — General Reed erhält das Oberkommando — 2 Viktoriakreuze — Verrat im Lager — Kampf bis nahe an die Stadtmauer — Leiden der Kranken und Verwundeten — General Reed wird krank.

Damit meine Leser unsere Lage besser verstehen, in der wir uns bei meiner Ankunft vor Delhi befanden, bediene ich mich mit Vorteil eines Schreibens, welches am selben Tage von General Barnard an Sir John Lawrence abging. Er schilderte die Schwierigkeiten der Lage, welche sich den Truppen bisher entgegengestellt hatten, da trotz hohen Mutes und außerordentlicher Zähigkeit kein Ende abzusehen sei. Als er das Kommando übernommen habe, sei er der Meinung gewesen, ihm werde es gelingen, das feindliche Feuer der Mori- und Kaschmirbastionen zum Schweigen zu bringen. Dann habe er seine schweren Geschütze auf die Wälle spielen lassen und eine Bresche in die Mauer schießen wollen, worauf das Übrige ein Leichtes gewesen sein würde. Aber dieses Programm, so annehmbar es in der Theorie erscheine, in der Praxis habe es sich ganz und gar nicht durchführen lassen. Trotz aller Anstrengungen von unserer Seite wäre es uns nicht gelungen auch nur ein feindliches Geschütz zum Schweigen zu bringen. Für eines unserer Geschütze hätten die Feinde 4, und

die große Entfernung der „Anhöhe“ von dem Stadtwalle mache es unmöglich für unsere verhältnismäßig leichten Geschütze irgend welchen Eindruck zu machen. Unter diesen Umständen wäre das Einzige, was dem abhelfen könne, die Erbauung von Batterien näher an der Stadt. Bevor diese jedoch begonnen werden könnten, sei es notwendig, daß Belagerungsmaterial, wie Grabwerkzeuge, Sandsäcke und anderes Notwendige herangebracht werde, was den Ingenieuren jetzt beinahe gänzlich fehle. Die Truppen würden durch tägliche blutige Kämpfe erschöpft und jeder Mann im Lager würde gebraucht, um die Angriffe zurückzuschlagen. Nie könnte man genau wissen, wohin sich der Feind wenden würde, und nur durch die größte Wachsamkeit sei es möglich, die Absichten des Feindes zu durchschauen. Die Truppen müßten in einem fort bei der enormen Hitze von einer Stelle zur anderen marschieren. General Barnard schloß sein Schreiben: „Sie werden mich fragen, warum wir uns in diese fortwährenden Gefechte einlassen. Der Grund ist sehr einfach der, daß wir, wenn angegriffen, uns verteidigen müssen, und um unser Lager, unser Hospital, die Vorräte rc. zu schützen, wird der letzte Mann im Lager verwendet. Die ganze Sache ist für eine so kleine Truppenmacht eine viel zu große und unlösbare Aufgabe.“

Bald nachdem Barnard diesen Brief geschrieben hatte, begannen Verstärkungen einzutreffen, und nach und nach wurde unsere Lage eine bessere. Bis zum 3. Juli hatten folgende Truppen Delhi erreicht: 4 Kanonen der reitenden Artillerie (2 englische und 2 eingeborene), ein Detachement europäischer Fußartillerie, der Regimentsstab des 8. und 61. Infanterieregiments, eine Schwadron der 5. Punjabkavallerie, das 1. Punjab-Infanterieregiment und eine Abteilung neu organisierter Sikhsappeure und Sikhartillerie. Mit den Verstärkungen befanden sich jetzt insgesamt 6600 Mann vor Delhi. Dagegen waren die Verstärkungen, die der Feind täglich erhielt, außer allem Verhältnis zu den unseren. Zu jener Zeit trafen Aufständige von Jullundur, Nasirabad, Nimach, Kotah, Gwalior, Jhansi und Rohilkand ein. Die Insurgenten von Rohilkand überschritten den Fluß auf der Schiffbrücke und marschierten durch das Calcuttator in die Stadt hinein. Wir konnten sie von unserer Anhöhe deutlich beobachten, wie sie in vollständiger Ordnung mit fliegenden Fahnen, die Regimentsmusik voran, ihren Einzug in die Stadt hielten. Tat-

sächlich erhielten die Feinde während der ganzen Belagerung neue Verstärkungen; dabei hatten sie eine fast unbeschränkte Anzahl Kanonen und Unmengen von Vorräten und Munition zu ihrer Verfügung.

Ich erhielt die Feuertaufe am 30. Juni, als der Feind einen Angriff auf den Sabzi Mandi und Hindu Raos Haus machte. Von unseren Leuten wurden 8 getötet und 30 verwundet. Unter letzteren befanden sich die Leutnants Yorke und Packe, beide den 4. Sikhs beigegeben. Es schien sicher, daß diese beiden Offiziere von ihren eigenen Leuten getroffen worden waren. Packe wurde durch den Knöchel geschossen, als er sich der Brustwehr so nahe befand, daß ein Schuß von vorn unmöglich diesen Körperteil treffen konnte.

Infolge dessen wurden alle Hindustanis im Lager entwaffnet und aus demselben entlassen, da es von großer Wichtigkeit war, nur ganz loyale Leute in unseren Reihen zu haben. Am Nachmittag desselben Tages wurde ich mit einer Abteilung unter Brigadier Showers zur Rekognoszierung ausgesandt. Wir wandten uns gegen die Opferstätte, wo, wie man annahm, der Feind sich anschickte wieder eine Batterie zu errichten. Dieselbe war noch nicht begonnen, aber man sah deutlich, daß die Absicht vorhanden war, denn wir fanden eine große Menge Schaufeln, Spaten und viele Sandsäcke vor.

Jetzt wurde die Frage, die Stadt durch einen Gewaltstreich zu nehmen, von neuem besprochen. Es wurde betont, daß unsere Zahl, die schon klein genug sei, täglich mehr zusammenschrumpfe durch Krankheiten und Verwundungen; daß der Mangel an richtigem Belagerungsmaterial eine regelrechte Belagerung unmöglich mache, und ein allgemeiner Aufstand im Punjab drohe. Die Aussichten auf Erfolg waren sicherlich viel größer, als am 13. Juni. Es waren mehr Truppen da, und was die Hauptsache war, alle, die es anging, die Stabsoffiziere, Regimentskommandeure und die Truppen, wußten genau, um was es sich handelte, und was für eine Rolle ihnen zugewiesen sei. Außerdem war der Bestürmungsplan, welcher auf beinahe derselben Basis wie der vorige ruhte, sorgfältigst von Leutnant Alex Taylor ausgearbeitet worden, welcher erst kürzlich im Lager eingetroffen war und zeitweilig als Kommandeur der Ingenieure verwendet wurde.

Über die große Notwendigkeit der Zurückeroberung Delhis konnte nicht der geringste Zweifel herrschen. Aber trotzdem würde das

Unternehmen zu damaliger Zeit ein durchaus verzweifelter Schritt gewesen sein, welcher nur durch unsere kritische Lage gerechtfertigt gewesen wäre. Trotz der Verstärkungen, die im Lager eingetroffen waren, hatten wir doch eigentlich im Vergleich zu den Tausenden von Feinden nur eine Hand voll Leute zur Verfügung. Der Erfolg hing daher einzig und allein von der Vollständigkeit der Überraschung ab. Da wir nun keine Bewegung ausführen konnten, ohne daß es der Feind bemerkte, war eine Überraschung ausgeschlossen. Ein anderer Grund, welcher gegen einen Angriff zu dieser Zeit sprach, war die zweifelhafte Haltung einiger Leute der Hindustankavallerie, welche noch im Lager war. Außerdem hätte zu diesem Sturm die gesamte Mannschaft im Lager verwendet werden müssen, und die Kranken und Verwundeten im Lager, eine ziemlich bedeutende Anzahl wären dem Erbarmen der eingeborenen Gefolgschaft im Lager preisgegeben gewesen.

General Barnard erwog die Gründe für und wider die Bestürmung in größter Sorgfalt, und entschloß sich endlich mit Widerwillen, zum Sturme zu schreiten. Aber die Entdeckung einer Verschwörung unter den Eingeborenen im Lager war Grund genug, die Ausführung zu hintertreiben. Dies war für viele eine große Enttäuschung und unter den Leuten, die wenig Ahnung von den Schwierigkeiten hatten, die sich einer solchen Attacke entgegenstellten, wurde redlich über die Zurücknahme des Befehls geschimpft.

An dem Morgen, an welchem der Sturm hatte stattfinden sollen, erhielt der Stab vor Delhi einen sehr angenehmen und wichtigen Zuwachs in der Person des Oberstleutnants Baird-Smith von den Bengal-Ingenieuren. Er hatte nach Rurki eine Aufforderung bekommen, die Stelle des kommandierenden Ingenieurs einzunehmen, weil dessen Gesundheit gebrochen war. Baird-Smith befand sich am 2. Juli ungefähr 100 Kilom. von Delhi entfernt, als ihn die Nachricht von dem beabsichtigten Sturm erreichte. Er brach sofort auf und erreichte unser Lager früh am nächsten Morgen; hier vernahm er, daß der Angriff verschoben sei. Am Nachmittag des 3. Juli kam der Feind in großen Massen 5—6000 Mann stark und mit einigen Kanonen aus der Stadt heraus und besetzte die Vorstadt zu unserer Rechten. Die Truppen marschierten aus. Aber anstatt uns anzugreifen und dann zur Stadt zurückzugehen, wie die Insurgenten für

gewöhnlich bei Einbruch der Dunkelheit taten, marschierten sie nach der Richtung von Alipur. Dort hatten wir einen Außenposten, welcher von Younghusband mit einer Schwadron der 5. Punjab-Kavallerie besetzt war. Die Feinde erreichten gegen Mitternacht Alipur, eröffneten aber Gott sei Dank das Gefecht mit Artillerie. Hätten sie gleich einen Angriff mit Infanterie unternommen, wäre Younghusband mit seinen Leuten schwerlich entkommen. Während des Artilleriefeuers hatten die Reiter jedoch Zeit auf die Pferde zu kommen und auf Rhai, den nächsten Posten 16 Kilom. rückwärts, zurückzugehen, welcher durch die freundlich gesinnten Truppen vom Jhind Raja verteidigt wurde. Als der Geschützdonner im Lager vernommen wurde, machte sich eine Abteilung unter Major Coke fertig, um die Insurgenten zu verfolgen, falls dieselben nach der Trunkstraße vorstoßen sollten, oder sie abzuschneiden, falls sie nach der Stadt zurückkehren wollten. Außer seinem eigenen Korps, der 1. Punjab-Infanterie, wurden Coke noch ein Flügel des 61. Regiments, 6 Geschütze der reitenden und ebensoviele der Feldartillerie, eine Schwadron Karabiniers, eine Schwadron der 9. Ulanen und schließlich die Guidenkavallerie mitgegeben. In allem waren es ungefähr 800 Mann Infanterie, 300 Kavalleristen und 12 Geschütze. Ich begleitete die Kolonne als Offizier beim Stabe.

Es war allgemein bekannt, daß der Feind auf Auslug nach der vom Punjab her zu erwartenden Kriegskasse war. Dieselbe war, wie man wußte, unter der Eskorte von Eingeborenen. Wir hatten daher geglaubt, eine ziemlich lange Jagd hinter dem Feinde her zu haben, und waren sehr erstaunt, sie früh am nächsten Morgen unsere Front auf ihrem Rückwege nach Delhi kreuzen zu sehen.

Die Rebellen marschierten auf etwas erhöhtem Gelände, aber zwischen uns und ihnen lag ein beinahe nicht zu passierender Morast. Derselbe erstreckte sich auf eine ziemliche Entfernung, und es blieb uns demnach nichts übrig, wollten wir keine Zeit versäumen, als ihn zu durchwaten. Unsere Artillerie eröffnete das Feuer auf die schnell zurückweichenden Feinde, und Coke avancierte mit der Kavallerie und Infanterie. Der Sumpf war schwerer zu passieren, als man anfänglich gedacht hatte. Pferde und Mannschaften blieben hilflos darin stecken, und bevor wir noch hindurch waren, hatten die Rebellen Zeit, sich mit den Kanonen aus dem Staube zu machen. Trotzdem waren sie

genötigt gewesen, die von Alipur mitgeführte Beute zurückzulassen. Außerdem fiel uns eine ansehnliche Menge Munition in die Hände. Mein Anteil an der Beute bestand aus einem wunderhübschen inländischen Ponie, welches ich an einem Baum gebunden fand. Ich nahm es sofort mit und war froh, mein eigenes Pferd auf diese Weise schonen zu können. Dies war ein erfreulicher Zuwachs meines Stalles. Die Freude dauerte aber nicht lange, denn einige Tage später meldete sich der rechtmäßige Besitzer, Leutnant Younghusband.

Die Hitze war groß, und da die Soldaten sehr ermüdet waren, sie waren 10 Stunden unter Waffen gewesen, entschloß sich Coke, mit der Infanterie am Ufer des westlichen Jumnakanals zu ruhen, anstatt gleich ins Lager zurückzukehren. Als wir gerade unsere wohlverdiente Ruhe genießen wollten, wurden wir plötzlich durch neue Truppen des Feindes angegriffen, ungefähr 800 Reiter, welche, als sie uns lagern sahen, eiligst aus der Stadt herausgekommen waren. Ich wurde durch heftiges Feuer aus dem Schlafe gerüttelt und erblickte wenige hundert Meter entfernt den avancierenden Feind. Coke formierte seine Infanterie längs des Ufers und schickte einen berittenen Offizier, um die Kavallerie und Artillerie zurückzurufen. Zuerst griff der Feind heftig an, aber das ständige wohlgezielte Feuer unserer Infanterie hielt ihn zurück, und als unsere Kanonen eintrafen, hatten wir keine Mühe, die Rebellen zurückzutreiben. Sie ließen 80 Tote auf dem Platze, während wir nur 3 Tote und 23 Verwundete hatten; einige britische Soldaten starben am Sonnenstich.

Zu Major Cokes großem Schmerz fiel in diesem Gefecht einer von seinen eingeborenen Freunden, ein Häuptling vom Kohatpaß, Mir Mubarak Shah mit Namen. Er war ein Muster eines Khan von der Grenze, und als er hörte, daß die erste Punjab-Infanterie nach Delhi beordert war, sprach er seinen festen Entschluß aus, sie zu begleiten. Er sammelte etwa 80 Mann seiner Gefolgschaft und verließ Kohat am 1. Juni. Am 27. schon überholte er Coke bei Kurnal, nach einer Entfernung von 960 Kilometer. Ein oder zwei Tage später versuchten die Hindustanis vom 2. Punjabregiment und einige eingeborene Offiziere der 9. irregulären Kavallerie eine Annäherung an die Leute Cokes, um diese zur Rebellion zu verleiten. Zuerst wurden bei Mir Mubarak Shah und Mir Jaffir, dem Subadar-Major von der ersten Punjab-Infanterie, Versuche gemacht, welche

sofort Coke in Kenntnis setzten. Sobald das Regiment nach Delhi kam, wurde die Sache untersucht, und die schuldigen Offiziere wurden herausgefunden, verurteilt und erschossen.

Ungefähr um Mittag am 5. Juli hörten wir die Schreckensnachricht, daß General Barnard von der Cholera befallen sei. Die Armee war nie ganz frei von dieser gräßlichen Seuche gewesen, seitdem der kommandierende General am 26. derselben zum Opfer fiel; jetzt ergriff sie seinen Nachfolger und raffte ihn nach wenigen Stunden dahin.

Das Gefühl ehrlicher Trauer um den General war im Lager allgemein. Während der ganzen 6 Wochen, in welchen er das Kommando hatte, dachte er nicht daran, sich zu schonen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er bei der Arbeit, sah überall nach dem Rechten und ließ sich keine Kleinigkeit entgehen. So hatte er nach und nach die Achtung und Liebe aller im Lager erworben.

Wenige Führer sind wohl je in eine unangenehmere Stelle gesetzt worden, als Barnard. Er kam in Umballa an, als die eingeborenen Truppen, von deren Eigentümlichkeiten und Charaktereigenschaften er keine Ahnung hatte, sich aufzulehnen anfingen; und eine Woche, nachdem er das Kommando übernommen hatte, brach der Aufstand los. Ohne irgend eine Kenntnis von indischer Kriegsführung befand er sich plötzlich vor Delhi mit einer Truppenmacht, welche zu dem geplanten Werke viel zu schwach war, und ohne irgend welche Mittel, welche einen Erfolg sichern konnten. Andere hingegen, welche das ungeheure Risiko nicht sahen, ließen nicht ab, über den Aufenthalt zu schreien, welcher ganz unvermeidlich war und wollten den General vorwärts treiben, einer Aufgabe entgegen, die auszuführen eine Unmöglichkeit war.

Barnard wurde nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er seinem eignen Urteile nicht genug vertraute, und sich auf dasjenige anderer Leute stützte in Sachen, wo eigentlich der Kommandierende allein die erste Entscheidung hätte treffen sollen. Aber auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, in was für einer unangenehmen Lage er sich befand, als man ihn auf einen ganz neuen und ungewohnten Posten mit vollständig veränderter Umgebung stellte. Seine verminderte Gesundheit mag auch dazu beigetragen haben, daß der Mann, welcher im Krimkriege als Kommandierender im Generalstabe gedient hatte, sein Selbstvertrauen nach und nach verlor.

Nach dem Ableben General Barnards übernahm General Reed das Kommando. Er war am Tage des Gefechtes bei Badli-ki-Serai zu der Kolonne gestoßen, hatte aber, obwohl älter als Barnard, diesem das Kommando belassen, weil er sich durch die lange Reise in der übergroßen Hitze zu ermattet fühlte.

Für die nächsten Tage hatten wir einigermaßen Ruhe, so daß wir die Zeit zur Verstärkung unseres Rückens verwenden konnten. Die Schnelligkeit und Heimlichkeit, mit welcher der Feind nach Alipur gezogen war, warnte die Autoritäten vor der Leichtigkeit, mit der unsere Kommunikationslinie mit dem Punjab abgeschnitten werden konnte. Baird-Smith sah die Notwendigkeit ein, Abhilfe zu schaffen, und ließ alle Brücken über den westlichen Jumna-Kanal auf mehrere Kilometer zerstören, mit Ausnahme von einer, welche uns dienlich sein konnte. Der Phulchudder Aquädukt, welcher das Kanalwasser in die Stadt führte, und an welchem entlang Reiter zur Rückseite unseres Lagers gelangen konnten, sowie die Bussyebrücke, welche über den Kanal des Najafgarhsumpfes führte, ungefähr 12 Kilom. vom Lager entfernt, wurden in die Luft gesprengt.

Der Feind ließ uns jedoch nicht lange in Ruhe. Am Morgen des 9. Juli kam er aus der Stadt in großer Stärke heraus, und unterhielt für einige Stunden eine unaufhörliche Kanonade auf unsere Front und rechte Flanke.

An diesem Tage bestand die Besatzung des Grabenpiketts aus 2 Geschützen von Tombs Abteilung unter Sekondeleutnant James Hills, und 30 Mann Karabiniers unter Leutnant Stillman. Ein wenig unterhalb dieses Piketts nach rechts stand eine Abteilung der 9. irregulären Kavallerie unter einem eingeborenen Offizier, um die Trunkstraße zu beobachten. Man hielt diese Leute noch für loyal. Das Regiment, dem sie angehörten, hatte einen guten Ruf, und hatte unter dem Namen „Christies Reiter" ausgezeichnete Dienste in Afghanistan geleistet, wo Neville und Crawford Chamberlain im Regimente als Subalterne gedient hatten. Natürlich nahm daher das Grabenpikett an, daß es bei Zeiten von der Annäherung des Feindes in Kenntnis gesetzt werden würde, falls derselbe in der Richtung von der Trunkstraße kommen würde. Deshalb wurden auch einige Reiter, welche sich in der Uniform der 9. Irregulären näherten, gar nicht weiter beachtet. Stillman und Hills

waren gerade beim Frühstück, als ein Sowar von der Abteilung des eingeborenen Offiziers heranritt mit der Meldung, es nähere sich feindliche Kavallerie. Hills befahl dem Manne mit der Meldung zum Hauptquartier zu sprengen und unterwegs Tombs zu warnen. Hierauf ließen Stillman und Hills ihre Leute aufsitzen, da sie ja keine Ahnung hatten, daß die Nachricht mit Absicht zu spät gegeben worden war, so daß für die Truppen keine Zeit zum Sammeln blieb.

Sie dachten natürlich, daß der Sowar im guten Glauben gehandelt und sie bei Zeiten von dem Erscheinen des Feindes benachrichtigt hätte, und während Hills seine Kanonen nach dem Hügel dirigierte, von wo aus er die Trunkstraße beherrschte, ritt Stillman auf den Kamm des Wallgrabens, um sich zu vergewissern, auf was für Gelände der Feind herangeritten kam. Die Abteilung Karabiniers war nun sich selbst überlassen und mußte den ersten Anprall der feindlichen Kavallerie allein aushalten. Die Abteilung bestand aus vornehmlich ganz jungen Soldaten, von denen einige überhaupt noch unausgebildet waren. Sie hielten in ihrer Bestürzung nicht stand und ergriffen die Flucht.

Im Augenblick, als Hills den Feind erblickte, rief er: Angriff in Front! und stürzte sich in der Hoffnung, seinen Leuten Zeit zum Laden zu geben, allein auf den Feind. Er schlug den ersten Mann vom Pferde, versetzte dem zweiten einen Hieb und wurde dann selbst niedergeritten. Da es heftig regnete, hatte er seinen Regenmantel an, der ihm wahrscheinlich das Leben rettete, denn er war von den vielen Hieben ganz zerfetzt. Auch sein Waffenrock und sogar sein Hemd waren durchlöchert.

Sobald der Feind vorüber war, kroch Hills unter seinem Pferde hervor und suchte nach seinem Säbel, den er in der Hitze des Gefechts verloren hatte. Kaum hatte er ihn wiedergefunden, als er von 3 Rebellen angegriffen wurde, von denen 2 beritten waren. Er gab Feuer und verwundete den ersten, dann ergriff er die Lanze des zweiten und stieß ihm seinen Säbel in den Leib. Der erste Angreifer stellte sich ihm wieder, und wurde von Hills niedergehauen. Nun wurde er von dem dritten zu Fuß angegriffen, und diesem gelang es, ihm den Säbel zu entreißen. Hills fiel in dem Handgemenge zu Boden und wäre sicher getötet worden, wenn nicht Tombs, der von dem Sowar wirklich gewarnt worden war, zur rechten Zeit ge-

kommen wäre, um das Leben seines tapferen Untergebenen zu retten. Tombs und Hills erhielten beide für ihre Tapferkeit das Viktoriakreuz, die höchste britische Tapferkeitsauszeichnung.

Trotz dieses tapferen Versuches, die feindliche Kavallerie so lange aufzuhalten, bis die Leute zu Schuß kämen, hatten diese doch nicht Zeit genug gehabt, auch nur einen Schuß zu feuern, bevor der Feind ihnen auf dem Halse saß. Aber es lag scheinbar nicht in der Absicht der Insurgenten, diese 2 Kanonen zu nehmen, sondern sie wollten die eingeborene Artillerie nur bewegen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Sie galoppierten am Pikett vorbei direkt auf die Abteilung Artillerie und riefen der Bedienungsmannschaft zu, die Kanonen in Sicherheit zu bringen. Aber die eingeborene Artillerie benahm sich ausgezeichnet; sie weigerten sich nicht nur der Aufforderung nachzukommen, sondern sie baten sogar die hinter ihnen stehende Infanterie des Piketts, durch ihre Reihen hindurch auf den Feind zu feuern.

Ich hatte keine Ahnung von dem, was vorging, stand vor meinem Zelt und beobachtete meine gerade von Philour eingetroffenen Pferde, wie sie über die Brücke des Kanals geführt wurden, welcher im Rücken unseres Lagers vorbeifloß. Plötzlich galoppierte feindliche Kavallerie über die Brücke, und für wenige Augenblicke schienen die Tiere in größter Gefahr zu schweben. Da die Sowars aber mehr als ein drittel ihrer Leute verloren hatten, waren sie mehr auf ihre Flucht als auf Raub bedacht und ließen meine Leute ungeschoren. Meine Diener schilderten mir nach ihrer Ankunft die vielen Abenteuer und Gefahren, welche sie durchgemacht hatten. Sie übertrieben sicher manches, aber sie hatten mir wirklich sehr gute Dienste geleistet, indem sie meine ganzen Sachen glücklich durch ein unruhiges Gebiet von 300 km hindurch gebracht hatten. Während der ganzen Belagerung haben meine Diener überhaupt mit großer Treue ihre Pflicht getan. Der Tischdiener versäumte es nie, mir mein Essen selbst unter dem heftigsten Feuer zu bringen, und die Pferdewärter waren immer mit den Pferden zur Stelle, wann und wo ich sie brauchte. Es machte auf sie sichtlich keinen Eindruck, wenn die Kugeln um sie herumpfiffen. Im Gegenteil, sie wurden vom kriegerischen Geiste so ergriffen, daß, als ich 1858 im April invalid geschossen wurde, 4 von ihnen sich in die Liste eines Bengal-Kavallerieregimentes einschreiben ließen. Der Tischdiener starb kurz nach dem Aufstande, aber 2 seiner Brüder waren später in meinen

Diensten; einer von diesen war bei mir während der Luschaiexpedition und im ganzen Afghanenkrieg. Er verließ mich nicht eher, als bis ich im Jahre 1893 auf immer von Indien Abschied nahm. Ich habe den getreuen Diener mit größtem Bedauern zurückgelassen.

Aber die Treue meiner Leute stand nicht etwa vereinzelt da; nicht nur die Offiziers-Burschen, auch die zum Gepäck gehörigen Leute, wie Kochjungen und Wasserträger, benahmen sich in der Regel in lobenswertester Weise und waren bis zu einem gewissen Grade tapfer zu nennen. Dies war in solchem Grade der Fall, daß, als man die Leute des 9. Ulanenregiments aufforderte, denjenigen zu nennen, der am ersten das Viktoriakreuz verdient hätte, sie einstimmig den ersten Wasserträger nannten. Wenn man die eigentümliche Lage bedenkt, in der wir uns damals befanden, muß es auffällig erscheinen, daß gerade die Führung der eingeborenen Dienerschaft so ausgezeichnet war. Dies spricht sowohl für die Herren wie für die Diener und ist ein Beweis dafür, daß in der Regel die eingeborenen Diener von ihren Herren gut behandelt werden; freilich habe ich oft das Gegenteil behaupten hören.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Die Kanonade innerhalb und außerhalb der Stadt dauerte unaufhörlich fort, und der Feind mußte immer wieder aus der nächsten Umgebung zurückgedrängt werden. Diese Aufgabe fiel dem General Chamberlain zu, den ich als Offizier des Stabes begleitete. Seine Kolonne bestand aus 800 Mann Infanterie und 6 Geschützen. Einige Leute schlossen sich noch an, als wir die Höhe (Ridge) passierten. Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich zum ersten Male einen Kampf in Gärten und Umwallungen, und es wurde mir klar, wie schwer es für unsere Leute sein mußte, einen Feind, der von seiner Deckung den ausgiebigsten Gebrauch zu machen verstand, aus derselben herauszutreiben. Unsere Soldaten fochten wie gewöhnlich mit großer Entschlossenheit, aber es war harte Arbeit zu tun, und bevor wir noch im stande waren, den Feind zum Weichen zu bringen, hatten wir 1 Offizier und 40 Mann tot und 8 Offiziere und 163 Mann verwundet. Außerdem wurden 11 Leute vermißt; die armen Kerle sind wahrscheinlich elend ermordet worden. Der Feind ließ gegen 500 Leute auf dem Platze und hatte außerdem noch erheblich mehr Verwundete. Die an dem Tage gesammelte Erfahrung bewog General Reed, sich aller Hindustanis

im Lager zu entledigen. Es lag auf der Hand, daß die Abteilung des eingeborenen Offiziers in der Nähe des Wallgrabenpiketts verräterisch gehandelt hatte. Man sah keinen Mann derselben wieder, und es wurde allgemein angenommen, daß sie, nachdem sie durch das Lager gestürmt waren, zum Feinde übergegangen seien. Die anderen eingeborenen Soldaten denunzierten ihre Hindustankameraden als Verräter; infolge dessen wurden sie alle weggeschickt mit Ausnahme einiger Leute vom 4. irregulären Kavallerieregiment. Diesen wurden ihre Waffen und Pferde genommen und sie selbst als Ordonnanzen verwendet. Es war auch die Absicht gewesen, der eingeborenen Abteilung reitender Artillerie die Kanonen zu nehmen. Von dieser Truppe waren nämlich ein paar junge Leute desertiert. Aber die älteren Soldaten blieben schließlich unserer Sache treu und leisteten uns gute Dienste in den Breschenbatterien. Nach dem Gefechte am 9. ließ uns der Feind kurze Zeit in Ruhe, das beste Zeichen für seine großen Verluste. Sobald die Insurgenten Verstärkungen erhielten, konnten wir sicher sein, angegriffen zu werden, waren aber solche nicht eingetroffen, so ließen sie uns ein oder zwei Tage verschnaufen.

Das nächste Gefecht fand am 14. statt. An diesem Morgen kamen die Rebellen in großer Zahl aus der Stadt und griffen das Sabzi-Mandi-Pikett und Hindu Raos Haus an. Sie wurden durch ein heftiges Feuer von den Wällen unterstützt. Eine Zeitlang blieben wir in der Defensive, als aber der Feind immer neue Verstärkungen erhielt und sein Feuer uns unangenehm wurde, formierten wir eine Kolonne, um die Rebellen zu vertreiben. Dieselbe hatte die gewöhnliche Stärke, von ungefähr 800 Mann Infanterie und 6 Geschützen der reitenden Artillerie, außerdem ein kleiner Teil der Guidenkavallerie und der neu errichteten Hodsonreiter. Das Kommando wurde von Showers übernommen, den ich als Generalstäbler begleitete. Am Fuße der Anhöhe schloß sich Reid an mit allen irgend abkömmlichen Leuten, auch Brigadier Chamberlain begleitete die Kolonne.

Wir avancierten unter heftigem feindlichen Feuer, bis wir eine Einfriedigung erreichten, welche vom Feinde dicht besetzt war. Hier stutzten die Truppen einen Augenblick. Als Chamberlain dies gewahr wurde, rief er ihnen zu: „Folgt mir!" Er gab seinem Pferde die Sporen und setzte über den Wall. Die Leute folgten ihm wirklich,

aber Chamberlain wurde bei der Gelegenheit durch die Schulter geschossen.

Wir hatten die größten Schwierigkeiten, die Feinde zurückzuschlagen; jeden Fuß breit verteidigten sie. Die vielen Gärten und Serais gewährten vorzügliche Deckung, aber schließlich konnten sie unseren Truppen nicht mehr widerstehen. Position auf Position wurde dem Feinde abgerungen, bis wir uns dem Lahore-Tor und dem Stadt-Walle gegenüber befanden. In unserem Eifer, den Feind zurückzutreiben, waren wir aber nun doch zu weit gegangen. Hier konnten wir keinesfalls bleiben. Das Musketenfeuer und die schweren Geschosse, welche uns vom Walle aus entgegensausten, taten großen Schaden. Die Leute fielen in allen Richtungen, aber es war ein gefährliches Unternehmen, zurückzugehen. Obgleich der Feind sehr zahlreich war, getraute er sich doch nicht, uns zu widerstehen, solange wir avancierten, aber nur das leiseste Zeichen eines Zurückweichens von unserer Seite mußte für die Rebellen das Signal sein, ihre Deckung zu verlassen und uns bis zum Lager hart zu bedrängen.

Als das Rückzugsmanöver seinen Anfang nahm, befand ich mich bei 2 an der großen Trunkstraße aufgestellten Kanonen. Der Subalternoffizier, welcher das Kommando hatte, wurde schwer verwundet, und gleich darauf fiel auch einer seiner Sergeanten mit einem Schuß im Bein, ein großer schön gebauter Mann. Als ich sah, wie ihn einige Leute in eine am Wege liegende Hütte trugen, rief ich ihnen zu: „Legt ihn nicht dort hinein, sonst wird er dann vergessen. Holt eine Trage, oder legt ihn auf die Protze!“ Aber bei dem unaufhörlichen Feuer mußten mich die Leute nicht verstanden haben, die berstenden Geschosse und das Pfeifen der Granaten durch die Baumkronen machten einen Höllenlärm, so wurde der arme Sergeant mit noch einem Soldaten in die Hütte gelegt und natürlich später von den Rebellen ermordet. Von der Bedienungsmannschaft der beiden Geschütze waren soviele kampfunfähig geworden, und die Pferde, von denen viele verwundet waren, wurden so unruhig, daß es schwer hielt, aufzuprotzen. Ich half gerade den Artilleristen die Pferde ruhig zu halten, als ich plötzlich einen furchtbaren Stoß in den Rücken erhielt. Mir wurde erst schwarz vor den Augen, dann ganz übel, und ich konnte mich beinahe nicht mehr auf dem Pferde halten. Dieses Gefühl der Machtlosigkeit ging indes bald vorüber, und es gelang mir mit einiger

Überwindung, mich auf dem Pferde zu halten, bis wir wieder im Lager waren. Der Schuß saß in der Nähe des Rückgrats und wäre wahrscheinlich tödlich gewesen, wenn meine Mützentasche, in welcher die Feldmütze steckte, nicht zufällig nach hinten gerutscht wäre. Durch sie ging der Schuß hindurch, die Kugel verlor ihre Kraft und drang nur oberflächlich in den Körper ein.

Der Feind verfolgte uns bis zu den Pikett's, und unsere Verluste würden enorm gewesen sein, wenn wir nicht mit völliger Ruhe zurückgegangen wären. Sie waren so schon schwer genug; denn wir hatten 15 Tote, 16 Offiziere und 177 Mann verwundet und 2 Leute wurden vermißt. Die Verluste des Feindes wurden auf 1000 Mann geschätzt. Stundenlang konnten wir beobachten, wie sie ihre Toten auf Karren in die Stadt brachten.

Meine Wunde, obwohl sie leicht war, brachte mich für 14 Tage auf die Krankenliste. Für einen Monat konnte ich nicht aufs Pferd steigen oder meinen Säbelgurt umbinden. Es war ein großes Glück für mich, daß mein Zelt dicht bei dem von John Campell Brown, dem Arzt der Artillerie, lag. Er hatte im ersten Afghanenkriege gedient, war mit Sales Truppen in Jalalabad und in beiden Punjabfeldzügen gewesen und genoß einen großen Ruf als Militärchirurg. Er behandelte mich während dieser Zeit, und ich hätte nicht in besseren Händen sein können.

Die Delhitruppen hatten mit ihren Ärzten Glück. Einige der besten Ärzte der Armee gehörten dazu, und es wurde für die Kranken und Verwundeten in jeder nur möglichen Weise Sorge getragen. Trotzdem war es eine schwere Zeit für die ärmsten. Die wenigen schweren Fälle wurden in 2 oder 3 Häusern des Kantonnements untergebracht, welche der Zerstörung noch entgangen waren. Der größte Teil der Kranken und Verwundeten mußte sich mit dem geringen Schutz begnügen, den ein gewöhnliches Soldatenzelt vor Regen, Sturm und Sonnenbrand gewähren konnte. Diejenigen, welche die Reise vertragen konnten und nur für einige Zeit dienstunfähig waren, wurden nach Meerut und Umballa geschickt; aber trotz dieser Entlastung waren die Spitäler während der ganzen Belagerung von Delhi immer überfüllt. Anaesthetica wurden fleißig angewendet, aber die Antisepsis war damals noch unbekannt. Es starben daher viele der Schwerverwundeten, und nur wenige der Amputierten kamen durch.

Die Lage der Verwundeten wurde durch die kolossale Fliegenplage noch unangenehmer. Delhi ist bekannt, daß es zu jeder Jahreszeit mehr als sein Anteil beträgt, von diesem großen Mißstand des Ostens beherbergt. Aber während der Belagerung waren sie die reine Pest, und in der kurzen Zeit, die ich auf dem Krankenlager zubringen mußte, lernte ich die Qualen begreifen, welche die Kranken und Verwundeten auszustehen hatten. In der Nacht war das Innere meines Zeltes schwarz von Fliegen. Bei dem ersten Morgengrauen oder der leisesten Bewegung flogen sie alle auf, und während des übrigen Tages hatte man überhaupt keine Ruhe. Es war selbst schwer zu essen, ohne ein oder mehrere dieser verdammten Insekten zu verschlucken. Mit der einen Hand mußte man die Fliegen verjagen, während man die Nahrung mit der anderen zum Munde führte, und mehr als einmal mußte ich vom Tische fort, weil eine Fliege sich dem Verschlucktwerden widersetzte.

Sobald ich ein wenig umhergehen, aber doch noch nicht meinen wirklichen Dienst versehen konnte, wurde ich zur Kontrolle der Vorräte im Lager verwendet. Dies war ein unangenehmer, aber für ein so großes Lager sehr wichtiger Dienstzweig. Auch die sanitären Verhältnisse des Lagers hatte ich zu beaufsichtigen. Große Züge von Kamelen und Ochsenwagen trafen fast täglich mit Vorräten und Waren ein und eine beträchtliche Anzahl von Lasttieren mußte immer bereit gehalten werden, um eine Verfolgungskolonne begleiten zu können, falls der Feind sich zu weit aus der Stadt herauswagte.

Da die Tiere oft ohne Nahrung blieben und keinen Schutz vor der Unbill der Witterung hatten, gingen sehr viele derselben ein, und ihre Körper mußten sofort eingegraben werden, wenn nicht der Gestank unerträglich werden sollte. Jedes Auskunftsmittel wurde angesprochen, um diese Plage loszuwerden. Einige der Kadaver wurden verscharrt, andere verbrannt, dann schleifte man sie aus dem Lager hinaus, aber es blieben trotz unserer Anstrengungen doch noch genug übrig, um nach und nach von den Schakalen, deren Geheul die ganze Nacht das Lager umgab, und den Unmengen von Geiern und anderen Aasvögeln, die der Instinkt aus den entferntesten Gegenden Indiens zum Lager geführt hatte, aufgespeist zu werden. „Adjutanten“, welche in normalen Zeiten niemals in höheren Breiten

als Bengalen gesehen wurden, erschienen zu hunderten und taten uns wirklich gute Dienste im Vertilgen der Kadaver.

Zu einer Zeit, in welcher die Fähigkeiten und die Arbeitskraft eines jeden in die Wagschale fielen, waren, wie sich leicht denken läßt, die Anforderungen, welche an den Kommandierenden gestellt wurden, von der aufreibendsten Wirkung. Körper und Geist waren ununterbrochen bei der Arbeit. Zweimal im kurzen Zeitraum von 6 Wochen war der Oberstkommandierende diesen Anstrengungen erlegen, und jetzt war der dritte Oberbefehlshaber am Ende seiner Leistungen angelangt. Generalmajor Reed, dessen Gesundheit niemals sehr stark gewesen war, brach am 17. Juli zusammen.

12 Tage, nachdem er Barnard im Kommando gefolgt war, verließ er als Kranker das Lager.

Kapitel XVI.

Archdale Wilson erhält das Kommando — Der Feind wird in Sabzi Mandi eingeschlossen — Anstrengungen, die Feringhis zu vernichten — Brief von General Havelock — Nachricht von Henry Lawrences Tod — Ankunft der fliegenden Kolonne — Das 61. Infanterieregiment bei Najafgarh.

General Reeds Nachfolger war Brigadier Archdale Wilson, der Offizier, welcher am Anfange des Feldzuges die Meerutkolonne kommandierte und in den Gefechten auf dem Hindun erfolgreich gekämpft hatte. Obwohl Wilson ein Soldat von bescheidenem Können war, galt seine Wahl zum Nachfolger Reeds bei weitem als die beste. Er übersprang hierdurch 3 ältere Offiziere, von denen 2 das Lager verließen, weil man sie übergangen hatte. Der dritte, Longfield, übernahm Wilsons Stelle als Brigadier.

Wilsons Übernahme des Kommandos erleichterte den Truppen ihren Dienst, weil der neue Kommandierende die verschiedenen Dienstzweige in systematischer Weise ordnete. Die verhältnismäßigen Ruhepausen, die er den Truppen gönnte, und seine sanitären Maßnahmen verbesserten den Gesundheitszustand der Truppen erheblich. Wilson benutzte auch vorteilhaft die Verstärkungen, welche eingetroffen waren, um unsere Position zu stärken. So weit als möglich machte er der Verfolgung der Feinde bis zu den Stadtwällen ein Ende, weil diese

Kampfesweise uns schon manches wertvolle Leben gekostet hatte und er war nur darauf bedacht, den Feind aus der nächsten Nähe unserer Außenposten zu vertreiben.

Einen Tag nach Reeds Abreise wurde ein scharfer und andauernder Angriff auf die Höhenbatterien und die Sabzi Mandi-Piketts gemacht; deshalb wurde am Nachmittag eine Kolonne formiert, um den Feind zu vertreiben. Diese bestand aus 4 Geschützen der reitenden Artillerie, 750 Mann Infanterie und der Guidenkavallerie.

Oberstleutnant Jenes vom 60. Regiment kommandierte die Kolonne. Er profitierte von den Erfahrungen, die wir früher gemacht hatten, und hütete sich, zu nahe an den Stadtwall heranzukommen. Er begnügte sich damit, den Feind aus dem Sabzi Mandi zu vertreiben, und bezog dann eine starke Stellung, in welcher er einige Zeit ruhig verblieb. Dieses ungewöhnliche Vorgehen machte den Feind stutzig. Ein großer Teil der Rebellen kehrte in die Stadt zurück, während die übrigen sich nicht so nahe als sonst heranwagten. Trotzdem hatten wir einen Offizier und 12 Mann tot und 3 Offiziere und 66 Mann verwundet, außerdem wurden 2 Mann vermißt.

Die 4 folgenden Tage verstrichen, ohne daß der Feind eine ernste Attacke gemacht hätte; hingegen traf einen Vetter von mir, Hauptmann Greensill von der 24. Infanterie, ein unglücklicher Zufall. Er war einer Ingenieurabteilung attachiert und hatte den Befehl erhalten, nach dem Dunkelwerden eine Rekognoszierung vorzunehmen. Als er sich der feindlichen Stellung näherte, ließ er seine Eskorte halten und ging, um die Aufmerksamkeit des Feindes nicht zu erregen, allein vor, das Gelände zu prüfen. Das Zeichen, welches er für seine Rückkehr ausgemacht hatte, mußte von der Eskorte augenscheinlich mißverstanden worden sein, denn als er sich derselben näherte, feuerte sie und verwundete ihn schwer. Er starb unter den größten Qualen am nächsten Morgen.

Das letzte ernstliche Zusammentreffen mit dem Feinde geschah am 18. in der Sabzi Mandi-Vorstadt; denn es war den unermüdlichen Anstrengungen der Ingenieure endlich gelungen, die Umwallungen der Gärten und Serais, welche dem Feinde zur Deckung dienten, auf einige Entfernung von denjenigen Piketts zu beseitigen, welche die Außenposten in der Vorstadt besetzt hielten. Das „Sammy Haus"-Pikett an der rechten Front von Hindu Raos Haus wurde erheblich

verstärkt, zugleich wurde für die Besatzung Deckung geschaffen. Dies war von großer Notwendigkeit, da das Pikett dem Feuer der Burn- und Moribastion ausgesetzt war, und die feindliche Infanterie sich mit Leichtigkeit in die Nähe schleichen konnte.

Die Verbesserungen, welche wir an unserer Stellung auf dieser Seite machten, waren vom Feinde nicht unbeobachtet geblieben, und als die Rebellen immer und immer wieder vergeblich versucht hatten, uns von dieser Seite auszuheben, beschlossen sie nun zu versuchen, ob wir jetzt nicht auf der anderen Seite leichter anzugreifen wären, als in den ersten Tagen der Belagerung. Wirklich kamen sie früh am 23. aus dem Kaschmirtor heraus, besetzten das Ludlowschloß und seine Nachbarschaft und bombardierten das Metcalfe-Haus, das Stallpikett und das Moscheepikett auf unserer Anhöhe. Da alle Versuche unserer Artillerie, das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen, ohne Wirkung blieben, und die Wahrscheinlichkeit nahe lag, daß der Feind, wenn nicht vertrieben, im Ludlowschloß eine Batterie errichten würde, wurde eine kleine Kolonne unter Showers formiert, welche in einem Einschnitt entlang der Anhöhe zu unserer Linken vorrückte mit der Absicht, im Verein mit dem Metcalfe-Haus-Pikett den rechten Flügel des Feindes aufzurollen und seine Geschütze zu nehmen.

Die Truppen, welche an diesem Manöver teilnahmen, bestanden aus 6 Geschützen der reitenden Artillerie, 400 britischen Infanteristen, 360 Mann vom ersten Punjab-Infanterieregiment und einem Teil der Guidenkavallerie. Hierzu kamen noch 250 Mann des Metcalfe-Haus-Piketts. Der Vormarsch unserer Truppen war augenscheinlich dem Feinde verborgen geblieben, bis wir nahe an ihn heran waren. Die Rebellen eröffneten sofort das Feuer mit Schrapnells, aber unsere Truppen gingen mit Entschlossenheit vorwärts und kamen in ihrem Eifer, die Kanonen zu erbeuten, welche zurückgezogen wurden, zu nahe an die Stadtmauer. Hier wurde Showers verwundet und Oberstleutnant Jones übernahm das Kommando. Er leitete mit großer Umsicht die Rückzugsbewegung. Unsere Verluste waren 1 Offizier und 11 Mann tot und 5 Offiziere und 34 Mann verwundet. Hauptmann Low, mein Reisegefährte auf dem Postwagen, war der getötete Offizier.

Zwischen dem 23. und 31. Juli verhielt sich der Feind verhältnismäßig ruhig. An diesem Tage marschierten die Insurgenten

in großer Stärke aus der Stadt heraus in der Absicht, über den Kanal des Sumpfes, den ich oben beschrieben habe, eine Brücke zu bauen, um unseren Rücken zu bedrohen. Es wurde eine Kolonne unter Coke ausgeschickt, welche die Aufgabe hatte, dem Feinde entgegen zu treten, wenn es ihm gelingen sollte, über den Kanal zu setzen. Zu dieser Kolonne gesellte sich das Kumaonbataillon, 400 Mann stark, welches gerade aus Alipur als Eskorte eines großen Munitionszuges vom Punjab eingetroffen war. Die Truppen brauchten jedoch nicht einzugreifen; denn der Regen, welcher plötzlich niederfiel, veranlaßte ein so schnelles Anschwellen des Kanals, daß die Brücke durch den Strudel fortgerissen wurde, noch ehe sie fertig war. Hierauf zog sich der Feind in die Stadt zurück. Als die Rebellen die Vorstadt erreicht hatten, wurden sie durch eine große Abteilung Infanterie verstärkt und machten nun einen äußerst heftigen Angriff auf unseren rechten Flügel. Dies geschah gegen Sonnenuntergang, und die ganze Nacht hindurch knallten die Gewehre und die Geschütze donnerten, ohne eine Sekunde Pause zu machen.

Am nächsten Tage war der Jahrestag eines großen mohamedanischen Festes, und es war der Brauch, daß an diesem Tage der König auf der Opferstätte betete und opferte zur Erinnerung an das Opfern Ismaels durch Abraham. (Der Mohamedaner glaubt, daß Abraham nicht den Isaak, sondern Ismael geopfert habe.) Für diesmal aber wurde das Opfer aus Rücksicht auf die Hindus unterlassen, und an seiner Statt sollte ein außerordentlicher gemeinsamer Versuch gemacht werden, die Fremden zu vernichten. Den ganzen Morgen des 1. August hindurch waren die Moscheen und Hindutempel von Betenden und Opfernden erfüllt, um für den guten Ausgang der Sache zu bitten. Am Nachmittag eilten die Insurgenten in ungeheurer Anzahl aus den Toren der Stadt und stürzten sich mit der Wut des Fanatismus unter gellenden Kriegsrufen der Moslems auf unsere Befestigungen.

Sie mußten vor unserem vernichtenden Feuer zurückweichen. Aber nur für einen Augenblick, dann formierten sie sich wieder und machten einen erneuten Angriff. Auch diesmal brachte sie unser wohlgezieltes und ruhiges Feuer zum Stehen. Immer und immer wieder sammelten sie sich und warfen sich auf unsere Brustwehren. Es wurde die ganze Nacht hindurch bis weit in den nächsten Tag

hinein gekämpft, und Mittag war vorüber, als die Feinde einsahen, daß ihre Götter sie verlassen hatten, und daß ihre größte Anstrengung uns nicht aus unserer Stellung herausdrängen könne. Die Verluste der Feinde waren sehr schwer, während wir verhältnismäßig wenig gelitten hatten. Unsere Leute hatten mit großer Ruhe gekämpft und waren durch die Brustwehren gut gedeckt. Außerdem durften sie ihre Deckung nur aufgeben, wenn die Feinde zu dicht herankamen. Auf unserer Seite fiel nur ein Offizier und 9 Mann, 36 Leute waren verwundet.

Der Offizier war Leutnant Eaton Travers von der ersten Punjab-Infanterie. Er hatte bei dem Regimente 7 Jahre gedient und beinahe alle Grenzgefechte in dieser Zeit mitgemacht. Er war ein netter braver Soldat und einer meiner besten Freunde. Major Coke traf den Nagel auf den Kopf, als er im Tagesbefehl schrieb: „Dieser tapfere Soldat und treuherzige Ehrenmann wurde geehrt und geliebt von den Offizieren und Soldaten seines Regiments. Sein Verlust ist unersetzlich.“

Der Feind war sehr niedergedrückt, daß die Festattacke (Bakhra Id Attacke), auf welche er soviel Hoffnung gesetzt hatte, fehlgeschlagen war.

Sie begannen daran zu zweifeln, uns aus unserer Stellung auf der Anhöhe vertreiben zu können. 7 Wochen hatten wir uns halten können. Sie hatten vernommen, daß Nicholson mit der fliegenden Kolonne zu unserem Beistande herbeieilte, sie fühlten heraus, daß, falls es ihnen nicht gelänge, vor Ankunft der Verstärkungen einen Entscheidungssieg zu gewinnen, wir aus den Belagerten zu Belagerern werden würden. Die Mißstimmung wuchs hinter den Stadtmauern täglich; nur der Schein einer Autorität wurde durch den alten beinahe machtlosen König gewahrt, während einige seiner Söhne, welche ihre gefährliche Lage einsahen, mit uns Unterhandlungen anzuknüpfen suchten. Viele von den Sepoys kehrten, wie berichtet wurde, krank und müde des unnützen Kampfes, nach ihren Dörfern zurück. Trotzdem war unsere Aufgabe noch weit von ihrer Lösung entfernt. Obwohl nämlich die Feinde durch Tod und Desertion viel Verluste erlitten, waren sie uns gegenüber dennoch in der 8 oder 10fachen Übermacht. Während dieser ganzen Zeit blieb unsere Verbindung mit dem Punjab aufrecht erhalten, und wir

erhielten regelmäßig Briefe und Zeitungen von England über die nördliche Route. Seit einigen Wochen fehlten uns jedoch alle Nachrichten aus dem Süden. Wir hörten zwar gerüchtweise von unglücklichen Kämpfen, aber die Nachricht von dem Gefechte bei Agra, dem Rückzug unserer Truppen und der Flucht aller Residenten in das Fort kam erst in der 2. Woche des Juli zu uns.

Diese Nachrichtbrocken, denn es waren wirklich nur Bruchstücke, wurden immer mit Spannung erwartet.

Sie waren meistens in griechischen Buchstaben geschrieben, einmal in den Haaren versteckt, das andere Mal zwischen die Schuhsohlen genäht, oder in einen Gänsekiel gestopft. Wir erhielten auf diese Weise die erfreuliche Nachricht, daß Allahabad in Sicherheit sei, daß Lucknow sich noch hielt, daß Truppen von Madras, Ceylon und Mauritius in Calcutta angekommen seien, und endlich, daß Lord Elgin, in weiser Erkenntnis der Lage, die für China bestimmte Expedition nach Indien dirigiert habe*). Ein anderer Bote brachte uns die Nachricht, daß 6 britische Regimenter in Cawnpore angekommen seien, und wir hegten die Hoffnung, daß sie zu unserem Beistand nach Delhi geschickt werden würden.

Eigentümlicherweise hatten wir nichts vom Tode Sir Henry Lawrences gehört, auch nicht vom Ableben General Wheelers. Wir wußten selbst nicht genau, ob Cawnpore in die Hände der Insurgenten gefallen war, oder Lucknow belagert wurde; dagegen erhielten wir immer wieder die Nachricht von einem Anmarsche Wheelers auf der Trunkstraße. Da es Norman daran lag, möglichst bald genaue Nachrichten zu erhalten, schrieb er am 15. Juli einen Brief in französischer Sprache an General Wheeler, oder wer immer zwischen Cawnpore und Delhi den Oberbefehl habe. Er berichtete über unsere Lage vor

*) Seitdem ich diese Zeilen geschrieben habe, ist mir berichtet worden, daß die Schnelligkeit, mit welcher die Truppen nach Indien dirigiert wurden, vor allem dem damaligen Gouverneur vom Kap zu danken war. Sir George Grey befahl, als er von dem ernsten Stande der Dinge in Indien Kenntnis erhielt, allen Transportschiffen, welche auf ihrem Wege nach Indien das Kap berührten, anstatt nach Singapur, sofort nach Calcutta weiterzugehen. Auch schickte er soviel Leute von der Kapgarnison, als er entbehren konnte, mit Proviant und Material nach Indien. Es ist deshalb nur recht, daß er das Lob, welches Lord Elgin gespendet wurde, nämlich einer der Wenigen gewesen zu sein, welche sofort die Situation beherrschten, mit diesem teile.

10*

Delhi und gab der Hoffnung Ausdruck, daß man bald im stande sein möge, Verstärkungen nach Delhi zu schicken. Das Schreiben wurde zwei Sepoys von den Guiden anvertraut, welche sich ihrer schwierigen Aufgabe in der geschicktesten Weise entledigten und am 3. August mit einem Antwortschreiben aus der Feder des Generals Havelock im Lager eintrafen. Der Brief war an Generalmajor Reed gerichtet und hatte folgenden Wortlaut:

„Cawnpore, linkes Gangesufer, 25. Juli 1857.

Mein lieber General!

Gestern kam Hauptmann Normans Brief in meine Hände, den er am 15. Juli an General Wheeler von Delhi abgesandt hat. Dieser tapfere Offizier wurde mit seiner ganzen Abteilung am 27. Juni durch gemeinen Verrat vernichtet. Sir Henry Sommerset ist Oberstkommandierender in Indien, und Sir Patrick Grant in Bengalen. Auf Befehl des hohen Gouvernements bin ich hierher geschickt worden, um Ordnung zu schaffen. Ich habe genaue Instruktionen, von denen ich nicht abgehen darf. Ich habe ein Duplikat des Briefes von Hauptmann Norman an Sir P. Grant gesandt. In Wahrheit gesagt habe ich trotz meines heißen Wunsches nach Delhi marschieren zu können, den strikten Befehl Lucknow zu entsetzen. Gott sei Dank habe ich bis jetzt Erfolg gehabt. Ich besiegte den Feind bei Futtehpore am 12. und bei Pandu Naddi am 15. und nahm diesen Platz am 16. wieder ein. Jedesmal eroberte ich alle Geschütze des Feindes. Von England und China kommen ungeheure Verstärkungen an. Sir Patrick Grand wird bald selbst im Felde sein. Lucknow hält sich. Agra ist für den Augenblick frei. Es tut mir leid zu hören, daß Sie nicht ganz wohl sind. Ich bitte Sie, mir fortgesetzt Nachricht zu geben."

Zwei Tage später traf ein zweiter Brief ein; diesmal stammte derselbe vom Oberstleutnant Fraser-Tytler, Generalquartiermeister-adjutant bei Havelocks Truppen. Der Brief war an Hauptmann Earle, Generalquartiermeister-Adjutant in Meerut, gerichtet und lautete:

„Cawnpore, 27. Juli 1857.

General Havelock hat den Fluß überschritten, um Lucknow zu entsetzen. Dies wird in 4 Tagen geschehen sein. Er hat eine starke Truppenmacht unter seinem Befehl, und es ist ihm schon

gelungen, den Nana zu schlagen und gänzlich aufzureiben. Wir werden wahrscheinlich mit 4—5000 Europäern und zahlreicher, allerdings nur leichter Artillerie nach Delhi marschieren. Die Chinatruppen, 5000 Mann, sind in Calcutta. Jeden Augenblick werden mehr Truppen erwartet. Wir werden bald bei Euch sein."

Diese sanguinischen Erwartungen sollten niemals in Erfüllung gehen. Anstatt daß Lucknow in 4 Tagen entsetzt werden konnte, brauchte es hierzu beinahe 4 Monate, und anstatt der Truppen, die von Cawnpore aus zu unserer Hilfe herbeieilen sollten, bildeten die Truppen, welche Delhi belagert hatten, den Hauptbestandteil der Armee, welche Lucknow entsetzte.

Während wir uns noch über die bald zu erwartende Hilfe freuten, warf das Gerücht von Henry Lawrences Tode seinen Schatten ins Lager. Als erster britischer Beherrscher des Punjab, war Lawrence von jedem Manne der Delhi-Feldtruppen geliebt und verehrt, und alle fühlten den schweren Verlust, den sein Ableben für die belagerte Garnison von Lucknow bedeutete. Wir hatten aber keine Zeit zum Nachdenken, denn am Ende der ersten Woche im August machte der Feind wieder einen energischen Versuch uns aus dem Metcalfe-Haus zu vertreiben. Es wurden wieder Geschütze aus dem Kaschmirtor geschafft, und Batterien am Ludlowschloß und dem Kudsiabagh errichtet. Während dessen wurden wir aus dem Jungel, welches vor unserer Front lag, fortwährend von Scharfschützen beschossen. Die Piketts hatten jedoch keine erheblichen Verluste, da für gute Deckung gesorgt war. Die Kommunikationslinien derselben mit unserer Hauptstellung waren sehr exponiert und für die Ablösung äußerst gefährlich. Es war klar, daß dem Feinde nicht gestattet werden durfte, in solcher Nähe von unseren Truppen zu verbleiben, und Showers, welcher sich von seiner leichten Verwundung erholt hatte, erhielt den Befehl mit einer Abteilung die Insurgenten zu vertreiben. Dieselbe setzte sich zusammen aus einem starken Infanteriekörper, bestehend aus Europäern, Sikhs und Gurkhas, einer Abteilung reitender Artillerie, einer Schwadron der 9. Ulanen und der Guidenkavallerie. Das Resultat war ein ausgezeichnetes. Der Befehl lautete diesmal, in aller Ruhe vorzurücken und die Geschütze von Ludlowschloß zu nehmen. Die Kolonne brach im größten Schweigen auf, und das erste, was gegen Abend des 12. August gehört wurde, war der Anruf des feindlichen

Postens: „Wer da?“ Eine Kugel in die Brust war die Antwort. Hierauf folgte eine Salve, welche die schlafende Rotte weckte. Trotzdem gelang es dem Feinde, 2 Geschütze aus dem Gefecht zu schaffen. Ein irischer Soldat, Reegan mit Namen, verhinderte das Feuern der dritten Kanone. Er fiel den Kanonier mit dem Bajonett an, als derselbe gerade den Brand an das Zündloch hielt, und wurde selbst schwer verwundet. Die Rebellenartilleristen blieben mit heroischer Ruhe bei ihren Kanonen, bis sie alle getötet waren. Die Verluste des Feindes waren schwer, er ließ 250 Tote auf dem Platze, und 4 Geschütze wurden erbeutet. Auf unserer Seite wurden 1 Offizier und 19 Mann getötet und 7 Offiziere und 85 Mann verwundet, außerdem 5 Mann vermißt.

Unter den Verwundeten war der tapfere Kommandant der Kolonne und ein andrer tüchtiger Soldat, Major Coke, der Kommandeur der ersten Punjabinfanterie. Die Rückkehr ins Lager war ein unvergeßliches Schauspiel; die erbeuteten Geschütze wurden im Triumph hereingezogen; die Soldaten brüllten begeistert Hurra; die Leute ritten auf den Pferden und hatten noch die Bajonette auf ihren Flinten.

Am nächsten Morgen traf die fliegende Kolonne ein. Nicholson war einige Tage früher angekommen; er erzählte mir alles über seinen Kampf mit den Insurgenten von Sialkot bei Trimmu Ghat, und die verschiedentlichen Vor- und Rückmärsche, die er zu machen hatte, seitdem ich Philour verließ.

Die fliegende Kolonne war für uns ein äußerst willkommener Zuwachs. Sie bestand jetzt aus der 52. leichten Infanterie, einem Flügel des 61. Regiments, einer Feldbatterie, einem Flügel des ersten Baluchregiments und der 2. Punjabinfanterie. Hierzu kamen noch 200 Mann neu errichtete Multanikavallerie und 400 Mann Militär-Polizeitruppen. Dies brachte unseren Effektivbestand auf ungefähr 8000 Mann aller Waffengattungen. (Zu jener Zeit gab es außerdem im Lager 1535 Verwundete und Kranke.) Von Ferozepore befand sich ein Belagerungstrain auf dem Wege nach Delhi, welcher schwereres Geschütz, als wir bis jetzt hatten, mit sich führte; 3 Kompagnien vom 8. Regiment, Abteilungen Artillerie, das 60. Regiment Schützen, die 4. Punjabinfanterie, sowie ungefähr 100 Rekruten der Sikhs wurden im Lager erwartet. Ebenso sollten ein kleines Kontingent von Kaschmir

und einige von den Jhindtruppen in der nächsten Zeit anlangen, nach deren Ankunft keine weiteren Verstärkungen aus dem Norden zu erwarten waren.

Auch vom Süden konnten wir auf keine Hilfe hoffen, denn wir besaßen seit dem 25. Juli keinerlei Nachricht von Havelock, und das Gerücht verbreitete sich, daß er, nachdem es unmöglich erschien, nach Lucknow vorzudringen, auf Cawnpore zurückgegangen sei.

Jeder hatte daher das Gefühl, daß, wenn Delhi überhaupt genommen werden solle, dies gleich geschehen müsse, ehe unsere Streitmacht erst wieder durch Krankheit und Verluste gemindert würde. Der Feind kannte unsere Lage genau so gut wie wir, und da er wußte, was für eine große Hilfe für uns der Belagerungszug sein würde, versuchte er den Train aufzuheben. Einige Tage zuvor war er von Hodson daran gehindert worden, unsere Kommunikation mit dem Punjab zu unterbrechen, und deshalb gedachten die Rebellen diesmal den Erfolg dadurch zu sichern, daß sie eine enorme Streitmacht zu dieser Expedition verwendeten. Dieselbe marschierte am 24. August aus Delhi fort und wandte sich in der Richtung nach dem Najafgarhsumpf.

Am nächsten Morgen brach Nicholson bei Tagesanbruch mit 16 Geschützen, 1600 Mann Infanterie und 450 Mann Kavallerie auf, mit dem Befehl, den Feind zu überholen und zum Kampfe zu zwingen. Ich hatte gehofft, mit dabei sein zu dürfen, aber Nicholsons Ersuchen, mich als seinen Stabsoffizier mitnehmen zu dürfen, wurde nicht entsprochen, da ich noch auf der Krankenliste stand, obwohl ich meine Wunde eigentlich als geheilt betrachtete.

Der Marsch erwies sich als sehr schwierig. Es regnete in Strömen, und die Straßen glichen einem Sumpfe. Auf den ersten 15 Kilometern mußten 2 Sümpfe überschritten werden. Als Nicholson dieselben kreuzte, erhielt er die Nachricht, daß die Insurgenten in Najafgarh, 20 Kilometer entfernt seien. Er beschloß weiter vorzurücken und traf um 4 Uhr nachmittags auf den Feind, der eine starke, 3 Kilometer lange Stellung inne hatte. In der Front lag ein Serai, welcher mit Infanterie und 4 Geschützen besetzt war. Auf beiden Seiten und im Rücken des Serais lag ein Dorf, welches auch stark besetzt war. Rund um den Rücken des Feindes lief ein breiter Drainierungsgraben, welcher durch den unaufhörlichen Regen stark

angeschwollen war. Über diesen Graben führte gerade im Rücken des Feindes eine Brücke. Nicholson avancierte von einer Nebenstraße, welche ihn an den rechten Flügel des Feindes brachte, sodaß der Kanal zwischen beiden blieb. Selbst an der Furt ging uns das Wasser bis an die Schultern, und es dauerte geraume Zeit, bis wir den schwierigen Übergang bewerkstelligt hatten, währenddessen überschüttete uns das feindliche Feuer. Es wurde schon spät und Nicholson hatte gerade noch Zeit, eine schnelle Rekognoszierung vorzunehmen. Er beschloß zuerst den Serai anzugreifen, den Feind heraus zu treiben, sich dann nach links zu wenden, entlang seiner Linie nach der Brücke zu stürmen und diese zu besetzen.

Als die Infanterie sich zum Vormarsch anschickte, hielt Nicholson an die Leute folgende Ansprache: „Leute vom 61. Regiment! Erinnert euch an die Worte, welche Sir Colin Campell bei Chilianwala gesprochen hat. Ihr habt ja selbst gehört, wie er dasselbe zu seinen tapferen Hochländern an der Alma sprach. Ich richte heute an euch wie an die Leute vom 1. Bengalfüsilierregiment dieselbe Bitte: Feuert nicht, bis ihr 60—80 Meter vom Feinde entfernt seid; dann gebt Feuer, stürmt vorwärts: und der Serai ist euer!"

Unsere tapferen Leute befolgten diese Instruktionen auf das Wort, avancierten unter Deckung unserer Artillerie und eroberten den Serai. Hierauf wurde die Front gewechselt, wie vorher abgemacht, unsere Leute stürmten längs der feindlichen Verteidigungslinie und trieben die Rebellen vor sich in wilder Flucht über die Brücke. Die Insurgenten verloren über 800 Mann und ließen außerdem in unseren Händen 13 Feldgeschütze, eine große Menge Munition und das ganze Lager mit der gesamten Ausrüstung, dem Proviant, Kamelen und Pferden. Unsere Verluste waren 2 Offiziere und 23 Mann tot und 3 Offiziere und 68 Mann verwundet; 2 von den Offizieren waren tödlich, der dritte gefährlich verwundet.

Da der Feind der Meinung war, daß wir bei dieser Expedition den größten Teil unserer Leute herangezogen hätten, griff er uns in großer Stärke am nächsten Morgen auf der Anhöhe an, wurde aber von den Piketts zurückgeschlagen, mit dem verhältnismäßig geringen Verluste auf unserer Seite von 8 Toten und 13 Verwundeten.

Kapitel XVII.

Wilsons Schwierigkeiten — Nicholsons Entschluß — Vorbereitungen für den Sturm — Konstruktion der Breschenbatterien — Nicholson drückt seine Zufriedenheit aus — Befehl zum Sturm — Zusammenziehung der stürmenden Kolonnen.

Am 6. September waren alle Verstärkungen, welche erwartet werden konnten, eingetroffen, einschließlich des Belagerungstrains, bestehend aus 32 schweren Geschützen und reichlicher Munition, und der Zeitpunkt war nun für Wilson gekommen, sich zu entscheiden, ob ein Sturm auf die Stadt gemacht, oder der Plan aufgegeben werden sollte. Die Truppen waren der enormen Hitze und dann wieder dem unaufhörlichen Regen schon zu lange ausgesetzt. Krankheiten wurden immer häufiger und am 31. August gab es 2368 Kranke im Spital, welche Zahl sich in 4 Tagen zur erschreckenden Höhe von 2977 steigerte.

Norman, auf dessen Bericht man sich verlassen kann, teilt mit, daß an jenem Tage die Effektivstärke aller Waffengattungen, die neu errichteten Truppenteile und die Rekruten eingerechnet, 8748 Mann betrug.

Die Anzahl der britischen Truppen belief sich auf 3217 Mann und setzte sich aus 580 Artilleristen, 443 Kavalleristen und 2294 Infanteristen zusammen. Die Infanterieregimenter waren zu reinen Skeletten zusammengeschrumpft, das stärkste zählte 409 Mann in Reih und Glied. Das 52. Regiment, welches erst vor 3 Wochen mit 600 Leuten eingetroffen war, hatte nur noch 242 dienstüchtige Leute.

Die oben erwähnten Zahlen schließen das Kaschmirkontingent nicht mit ein, das 2200 Mann mit 4 Geschützen zählte, und welches Delhi zu diesem Zeitpunkte erreichte. Dann kamen noch einige 100 Jhindtruppen hinzu, welche vorher in nützlichster Weise zur Aufrechterhaltung unserer Kommunikation mit Kurnal verwendet worden waren. Diese durften auf des Rajas eigenstes Ersuchen den Ruhm der Erstürmung Delhis mit unseren Truppen teilen, und der Raja begleitete sie in eigener Person.

Niemand wußte besser, als der Kommandierende der Delhifeldtruppen, daß keine weitere Hilfe zu erwarten stand, und daß seine kleine verfügbare Truppenmacht jeden Tag durch Krankheit gemindert würde.

Aber Wilson hatte niemals sanguinische Hoffnung gehegt, daß es ihm gelingen werde, ohne Hilfe vom Süden Delhi zu erobern. In einem Brief an Baird-Smith vom 20. August entwickelt er des langen und breiten seine Gründe, daß er nicht die geringste Hoffnung hege den Platz einzunehmen, wenn ihm keine Truppen von da geschickt würden. Jetzt sah er ein, daß er keinerlei Hilfe aus dem Süden zu erwarten hatte, und Sir John Lawrence hatte ihm klar und deutlich mitgeteilt, daß er ihm den letzten entbehrlichen Mann aus dem Punjab geschickt habe. Am 29. August schrieb Lawrence an Wilson: „Es scheint mir Grund genug vorhanden zu sein, den Sturm möglichst bald zu wagen. Jeder Tag, den man zögert, bringt erneute Gefahren mit sich. Jeden Tag breitet sich die Empörung und Mißstimmung mehr aus. Jeder Tag erhöht die Gefahr, daß die eingeborenen Fürsten gegen uns Partei ergreifen.“ Aber es war für Wilson nicht so leicht, sich für den Sturm zu entschließen. Er war krank. Verantwortlichkeit und die schlechten Aussichten der Zukunft hatten ihn arg mitgenommen. Er war nervös und wankelmütig geworden, und je länger er den Sturm hinausschob, um so unausführbarer erschien ihm der Plan. Glücklicherweise hatte Wilson damals Männer um sich, die mehr als er verstanden, daß wir keinesfalls auf dem Flecke stehen bleiben durften. Sie begriffen, daß entweder Delhi genommen werden oder die Armee zurückgezogen werden müßte. Der Mann, an den sich der Kommandierende zuerst in dieser Sache um Rat wandte, Baird-Smith von den Bengalingenieuren, zeigte sich seiner hohen und verantwortlichen Stellung würdig. Auch er war krank. Natürlich hatten die Entbehrungen und die Witterung auf seine schwächliche Konstitution einen schlechten Einfluß gehabt, und sein Leiden wurde durch eine Verwundung verschlimmert, welche er gleich nach seiner Ankunft erhalten hatte. Er verschloß sich nicht den großen Gefahren, welche ein Sturm augenscheinlich mit sich bringen mußte, aber er war der Meinung, daß eine Verzögerung von noch größerem Nachteil für uns sein würde. Ob durch die Argumente Baird-Smiths überführt oder nicht, Wilson schloß sich der Ansicht seines Ingenieuroffiziers an und ersuchte ihn, einen Plan für den Sturm zu entwerfen.

Baird-Smith wurde energisch von Nicholson, Chamberlain, Daly, Norman und Alex. Taylor unterstützt. Diese waren ja in ständiger

Berührung mit den Behörden im Punjab geblieben, und sie wußten ganz genau, daß, wenn Delhi nicht genommen würde, dies nicht nur die britische Herrschaft im Punjab, sondern überhaupt den Aufenthalt von Europäern in diesem Distrikt in Frage stellen würde.

Unsere Lage war in dieser Provinz wirklich eine äußerst kritische. Im Murreedistrikt war eine Verschwörung der mohamedanischen Stämme entdeckt worden und in Gogaira hatte eine Empörung stattgefunden. Diese beiden Ereignisse waren einfach Versuche, das britische Joch abzuschütteln, dessen letzte Stunde man gekommen glaubte. Diese Meinung teilten nicht nur die Mohamedaner, sondern sie erstreckte sich auf sämtliche Klassen und Rassen im ganzen Punjab, wo man deutlich das Zunehmen der Unruhe und Mißstimmung beobachten konnte. Selbst die loyalsten Leute spekulierten auf unsere Chancen, aushalten zu können, und waren im Zweifel, ob es rätlich sei, mit uns gemeinsame Sache zu machen. Auf seiten der Sikhs vom Manjha, einem Landstrich zwischen dem Sutlej und Ravifluß, war ein gewisser Ungehorsam und Widerwille zu bemerken; aus dieser Klasse Leuten waren bis nach dem Fall von Delhi keine guten Rekruten zu erhalten.

Unter diesen kritischen Umständen wurde ein Kriegsrat gehalten, in welchem der entscheidende Beschluß gefaßt werden sollte, ob der Sturm stattzufinden habe oder nicht.

Nicholson war kein Freund von Intimitäten, aber es war mir, seinem Stabsoffizier, doch gelungen seine Freundschaft zu erwerben. Ich war immer um ihn, und auch diesmal saß ich mit ihm im Zelt, kurz bevor er zum Kriegsrat gehen wollte. Er hatte mit mir in vertraulicher Weise über persönliche Angelegenheiten gesprochen und teilte mir noch mit, daß er, im Falle der Kriegsrat den Beschluß des Sturmes nicht fassen würde, willens sei, einen recht ungewöhnlichen Schritt zu tun. „Delhi muß genommen werden“, sagte er, „und es ist klar, daß dies sogleich geschehen muß, und wenn Wilson sich heute dagegen erklärt, so habe ich die Absicht den Vorschlag zu machen, daß er abgesetzt werde“. Ich war nicht wenig bestürzt über diese Mitteilung und machte ihn darauf aufmerksam, daß er dann den Oberbefehl zu übernehmen haben würde, weil ja auch Chamberlain kampfunfähig sei. Er lachte und erwiderte: „Diese Tatsache habe ich nicht übersehen. Ich werde den Herren natürlich klar zu verstehen geben,

daß ich unter diesen Umständen den Oberbefehl nicht übernehmen kann, und werde den Vorschlag machen, daß Campell vom 52. Regiment ihn erhält, unter dem ich für diese Zeit zu dienen bereit bin. Auf diese Weise kann mir niemand den Vorwurf machen, ich hätte mich durch persönliche Interessen leiten lassen".

Glücklicherweise brauchte Nicholson diesen ungewöhnlichen Schritt nicht zu tun. Ich begleitete ihn zum Zelte des Hauptquartiers und wartete in großer Aufregung auf das Ergebnis des Kriegsrates. Als Nicholson aus dem Generalszelt herauskam, erzählte er mir zu meiner großen Befriedigung, daß Wilson dem Sturme zugestimmt habe. Daß Nicholson seine Absicht ausgeführt haben würde, wenn der General nicht zum Sturme zu bewegen gewesen wäre, daran zweifle ich nicht einen Augenblick. Ebenso fest glaube ich, daß sich niemand Nicholsons Ratschlag widersetzt haben würde. Ob eine solche Handlungsweise recht oder unrecht gewesen sein würde, ist wieder eine andere Frage, über welche man verschiedener Meinung sein kann. Damals hatte ich das Gefühl, daß Nicholson recht hatte. Die Umstände waren eben so eigenartige; Wilson würde durch sein Zurückweichen nur bewiesen haben, daß er von unserer Lage nichts verstand und ihr bei weitem nicht gewachsen war, und die Folgen eines weiteren Hinausschiebens wären so ungeheuer schwere gewesen, daß ich selbst jetzt, nachdem viele Jahre vergangen sind, und ich gerade über diese Angelegenheit mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten gesprochen habe, meine Meinung nicht geändert habe.

In Erwartung eines Sturmes auf Delhi wurden anfangs September Vorbereitungen getroffen. Eine der ersten war die Herstellung eines Grabens links vom „Sammy Haus", und an dessen Ende die Errichtung einer aus 4 9-Pfündern und 2 24-Pfündern bestehenden Batterie. Der Zweck dieser Haubitzbatterie war 1) Ausfälle aus den Lahore- und Kabultoren zu verhüten, wodurch der Feind unseren Rücken hätte bedrohen können, und 2) mitzuwirken, um die Moribastion zum Schweigen zu bringen. Außerdem sollte diese Batterie den Feind in dem Glauben lassen, wir wollten ihn vom rechten Flügel angreifen, während in Wirklichkeit beschlossen war, dies von unserem linken Flügel aus zu tun, wo wir näher unter Deckung an die Stadtmauer herankommen konnten, und wo unsere Flanke durch den Fluß vollständig geschützt war. Die Ingenieure hatten es fertig gebracht,

etwa 10000 Faschinen und ebensoviele Schanzkörbe herzustellen, außerdem noch 100000 Sandsäcke, dazu Feldmagazine, Strickleitern und Reserveplattformen.

Am 7. September gab Wilson den Befehl, daß die Vorbereitungen zum Sturm sofort zu beginnen hätten. Er besprach die Entbehrungen, welche die Offiziere und Mannschaften zu erdulden gehabt hätten, und gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß sie für ihre Mühe belohnt werden würden, und daß es ihnen gelingen möge, die bevorstehenden noch größeren Strapazen mit ebenderselben Ruhe und Entschlossenheit zu ertragen.

Er erinnerte die Truppen an die Gründe, weshalb sie in diesen tödlichen Kampf verwickelt wären, und ersuchte sie, mit Leib und Seele an dem schweren Werke sich zu beteiligen.

An jenem Abend begannen die Vorbereitungen. Unglücklicherweise konnte Baird-Smith nicht selber die Errichtung der Batterien leiten, aber er hatte einen tüchtigen Stellvertreter in Gestalt von Alex. Tailor, der, ein durchgebildeter Ingenieur, nicht nur selbst zu arbeiten verstand, sondern auch aus anderen Arbeit herausbrachte. Immer aufgeweckt und frisch war er von allen seinen Untergebenen verehrt und geliebt und gerade der Mann, welcher auf einen so verantwortungsreichen und gefährlichen Posten gehörte.

Die erste Batterie, welche Nr. 1 hieß, wurde in einer Entfernung von 2000 Metern von der Moribastion in zwei Teilen errichtet, die rechte Hälfte sollte das Feuer der Moribastion zum Schweigen bringen, während die andere mit den 24-Pfünder-Haubitzen ihr Augenmerk auf das Kaschmir- und Lahoretor richten sollte.

Die ganze Nacht hindurch arbeiteten die Ingenieure an der Batterie, und obgleich die Hauptarbeit bei Tagesanbruch getan war, konnte doch erst kurz vor Sonnenaufgang die Feuerbereitschaft hergestellt werden. Der Feind versäumte natürlich nicht, aus diesem Umstand Vorteil zu ziehen. Sie schickten uns Salve nach Salve hinüber und verursachten uns schwere Verluste. Ihr Feuer wurde schwächer, als unsere Kanonen nach und nach ins Gefecht eingriffen, und am Nachmittag hatten wir die feindlichen Geschütze zum Schweigen gebracht. Von der Moribastion blieb nichts als ein Haufen Trümmer übrig.

Die Batterie Nr. 1 wurde von Major James Brind kommandiert,

dem tapfersten der Tapferen. Es wurde von ihm erzählt, daß er niemals schlafe, und Reid, der Held von Hindu Raos Haus, schreibt über ihn: „Bei allen Anstrengungen war dieser ausgezeichnete Soldat unermüdlich. Er war immer dort zu finden, wo seine Gegenwart am meisten vonnöten war, und das Beispiel, das er seinen Offizieren und Leuten gab, war über alles Lob erhaben."

Batterie Nr. 2 wurde vor dem Ludlowschloß errichtet und lag vom Kaschmirtor ungefähr 1500 Meter entfernt. Wie Nr. 1 war auch diese Batterie in 2 Abteilungen geteilt, die 1. unter Major Kaye war mit 7 schweren Haubitzen, darunter 2 18=Pfündern, und die andere links unter Major Campell war mit 9 24=Pfündern bestückt. Alle diese Geschütze hatten die Aufgabe, eine Bresche in die Kaschmirbastion zu schießen, wo der Hauptsturm stattfinden sollte.

Bis zu diesem Augenblick war der Feind in der Meinung gewesen, daß wir den Sturm von unserem rechten Flügel aus machen würden, und die Insurgenten wurden vollständig überrascht, als wir am Abend des 8. September Ludlowschloß besetzten.

Baird=Smith hatte sein Geschick gerade dadurch gezeigt, daß er den Sturm von dieser Seite vornehmen ließ, obwohl die Entfernung von diesem Teile unserer Stellung bis zum Stadtwalle größer war. Hier konnte der Feind keine Gegenattacke machen und das verhältnismäßig offene Gelände zwischen der Kaschmir= und Moribastion erlaubte uns auch, die stürmenden Kolonnen besser zu decken.

Sobald der Feind seinen Irrtum sah, tat er sein Möglichstes, um den Bau der Batterie zu hintertreiben. Aber die Ingenieure ließen sich nicht schrecken. Am Morgen des 11. wurde Batterie Nr. 2 fertig, armiert und demaskiert. Nun wurden Batterie 3 und 4 in dem Kudsiabagh markiert. Nr. 3 wurde für 6 18=Pfünder unter Major Scott und 12 16 cm=Mörsern unter Hauptmann Blunt eingerichtet. Norman erzählt in seinem Bericht: „Die Errichtung von Major Scotts Batterie in einer Entfernung von 550 Metern vom Stadtwall entfernt, zu deren Bestückung die schweren Geschütze von den Mannschaften unter fortgesetztem feindlichen Feuer herangeschafft werden mußten, war eine Leistung wie sie schwerlich wieder im Kriege vorkommen wird. Während der ersten Nacht wurden bei der Arbeit 39 Mann getötet und verwundet, aber mit seltenem Mute hielten die Ingenieure bei der schweren Arbeit aus. Sie waren beinahe unbe=

waffnet; aber mit einer für Eingeborene so charakteristischen passiven Tapferkeit weinten sie wohl einen Augenblick über einen eben getöteten Kameraden, hoben ihn auf und legten ihn in die Reihe seiner toten Genossen, gingen aber dann zu ihrer Arbeit zurück.

Batterie Nr. 4 war mit 10 schweren Mörsern armiert und stand unter dem Kommando von Major Tombs. Dieselbe wurde unter dem Schutze eines alten Gebäudes ungefähr halbwegs zwischen Batterie 2 und 3 errichtet. Ich erhielt meinen Posten auf der linken Hälfte von Nr. 2, wo ich den Befehl über die beiden rechten Geschütze übernahm. Um 8 Uhr begannen wir das Feuer auf das Kaschmirtor und die angrenzenden Kurtinen, und als die Schüsse anfingen zu sitzen, und die Steine in die Luft flogen, ertönte lautes Hurra von den Artilleristen und einigen Leuten der Karabiniers und der 9. Ulanen, die sich freiwillig gemeldet hatten, in den Batterien mit zu helfen. Der Feind hatte die richtige Entfernung unserer Geschütze mit unglaublicher Genauigkeit geschätzt; denn sobald eines der rechten Geschütze demaskiert wurde, kam auch schon eine Runde durch die Schießscharte und warf 3 oder 4 von uns zu Boden. Als ich wieder auf meinen Füßen stand, sah ich, daß der eine junge reitende Artillerist, welcher das Zündloch bediente, während ich zielte, den rechten Arm verloren hatte. Am Abend desselben Tages, als wir uns von der harten Arbeit und der großen Hitze hinter dem Schutzwall der Batterie ein wenig ausruhen wollten, bekamen wir auf einmal einen wahren Kugelregen ab. Der Kommandeur Campell wurde schwer verwundet, so daß seine Stelle von Edwin Johnson eingenommen werden mußte. Wir verließen die Batterie nicht bis zum Tage des Sturmes, außer um der Reihe nach in Ludlowschloß unsere Mahlzeiten einzunehmen. Tag und Nacht wurde das vernichtende Feuer fortgesetzt, und der unaufhörliche Donner der Geschütze und der Kugelregen zeigten den Rebellen, daß ihre Bestrafung vor der Türe stehe. Trotzdem erlaubten die Insurgenten uns nicht, ganz nach unserem Belieben zu handeln. Nicht im stande von den Bastionen, welche wir beschossen, auch nur einen Schuß zu feuern, brachte der Feind seine Geschütze in offenes Gelände und bestrich unsere Batterien. Sie schickten Granaten von ihren Martellotürmen in die Luft und unterhielten ein rasendes Infanteriefeuer von den vorgeschobenen Posten und von den Stadtwällen aus. Kein Winkelchen unserer Angriffs-

linie ließen sie unbeschossen, und obwohl eine dreimonatliche Praxis unsere Leute gelehrt hatte, auch die geringste Deckung zu nutzen, waren unsere Verluste doch erhebliche. Im ganzen wurden 327 Offiziere und Mannschaften in der Zeit zwischen dem 7. und 14. September getötet und verwundet.

Am Abend des 13. September kam Nicholson, um zu sehen, ob wir Kanoniere unsere Arbeit vollständig getan hätten, damit der Sturm am nächsten Morgen stattfinden konnte. Er war augenscheinlich mit dem Gesehenen zufrieden, denn als er zu unserer Batterie kam, sagte er: „Ich muß euch allen die Hand schütteln, denn ihr habt alle euer Bestes getan, mir meine Aufgabe morgen zu erleichtern.“

In Begleitung von Nicholson befand sich Tailor, welcher sich zu überzeugen hatte, ob die Breschen wegsam seien. Zu diesem Zwecke befahl er vier Subalternoffizieren von den Ingenieuren, zu den Wällen zu gehen, sobald es dunkel geworden sei, und über den Zustand der Breschen zu berichten. Greathed und Home sollten zur Wasserbastion gehen, und Medley und Lang die Bresche der Kaschmirbastion untersuchen. Lang frug, ob er nicht am Tage gehen dürfe, was von Taylor erlaubt wurde. Mit einer Eskorte von 4 Mann vom 60. Regiment kroch er vorwärts, stieg am Rande der Deckung in den Kudsiabagh hinunter und rannte das Glacis hinauf. Er setzte sich ein paar Sekunden auf die Kontreeskarpe und studierte den Graben und die beiden Breschen. Bei seiner Rückkunft berichtete er, daß die Breschen benutzt werden könnten. Da es jedoch notwendig erschien, sicher zu wissen, ob Leitern nötig sein würden, wurde er in Begleitung von Medley nach dem Dunkelwerden nochmals ausgeschickt. Sie nahmen eine Leiter und einen Maßstab mit und wurden von einem Offizier und 24 Schützen begleitet. Von diesen ließen sie alle außer 6 unter Deckung im Kudsiabagh zurück. Lang schlüpfte in den Graben hinein, welchen er 4 Meter tief fand. Medley reichte ihm die Leiter und das Maß und folgte ihm mit 2 Leuten; die anderen 4 blieben oben, um den Rückzug zu decken. Mit Hilfe der Leiter erstiegen sie die andere Seite und maßen die Höhe des Walles. Zwei Minuten länger, und sie würden den obersten Teil der Bresche erreicht haben, aber obwohl sie sich ganz ruhig verhalten hatten, mußten ihre Bewegungen den Feind aufmerksam gemacht

haben; denn sie hörten einige Rebellen nach der Bresche laufen. Die ganze Gesellschaft stieg so schnell als möglich aus dem Graben und warf sich in atemloser Ruhe auf das Gras in der Hoffnung, die Sepoys würden wieder weggehen und ihnen einen zweiten Versuch ermöglichen. Die Rebellen aber machten keine Anstalten, sich zurückzuziehen, und da Lang und Medley alle notwendige Information erhalten hatten, beschlossen sie, um ihr Leben zu rennen. Es wurde ihnen eine Salve nachgefeuert, aber niemand wurde verletzt. Greathed und Home waren ebenso erfolgreich gewesen, und um Mitternacht konnte Baird-Smith dem General Wilson melden, daß beide Breschen für den Sturm geeignet seien.

Baird-Smith drang darauf, daß der Sturm nicht länger verzögert werde. Er bedeutete, daß es unmöglich sei, den Hochdruck, mit welchem beinahe jeder Mann der Delhi-Truppen für die letzten Tage gearbeitet hatte, fortzusetzen. Die Spannung sei zu stark, um lange anhalten zu können, und jede Stunde Zögern müßte für uns einen Verlust und für den Feind einen Gewinn bedeuten.

Beinahe jeder Mann hatte Dienst. Der tägliche Bestand der verschiedenen Regimenter muß dem nachstehenden vom 75. Regiment sehr ähnlich gesehen haben.

Täglicher Bestand
von
Ihrer Majestät 75. Regiment.
Lager vor Delhi, 13. September 1857.

	Sergeanten	Trommler	Reih und Glied
Zum Ausrücken bereit . .	1	5	37
Im Dienst	29	6	361

Getreue Kopie. E. Cortenay
R. Barter, Sergt.-Major, 75. Regiment.
Leutnant und Adjut. 75. Reg.

Der Liebenswürdigkeit von Mrs. Barter, der Witwe meines tapferen Freundes und Kameraden, General Richard Barter, welcher bei dem Aufstand im 75. Regimente diente, habe ich sowohl die oben erwähnte Tagesliste, als auch das nachfolgende Bruchstück aus seinem Tagebuch zu danken:

„Am Abend wurde der Befehl zum Sturme ausgegeben, und zwar sollte derselbe ein wenig vor Tagesanbruch des 14. September

beginnen. Jeder von uns prüfte, ob die Pistolen geladen waren, füllte seine Feldflasche und trug für möglichst gute Kopfbedeckung Sorge, da unsere Köpfe beim Ersteigen der Mauer auf den Leitern wahrscheinlich viel auszuhalten haben würden. Ich wand um meine alte Feldmütze zwei Turbane, mit dem letzten Brief aus dem Gebirge darinnen (Mrs. Barter war damals in Kassauli im Himalaya) und empfahl mich einem gütigen Geschick. In dieser Nacht wurde nicht viel geschlafen. Ich nickte wohl hie und da ein, aber niemals für lange Zeit. So oft ich aufwachte, sah ich in beinahe jedem Offizierszelte Licht und hörte, wie die Leute sich im Flüsterton unterhielten. Das Schnappen eines Gewehrschlosses oder das Niederfallen eines Ladestockes tönte laut in die stille Nacht hinein und erzählte von den Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Ringen. Ein wenig nach Mitternacht stellten wir uns auf, und beim Scheine einer Laterne wurde den Leuten der Befehl zum Sturm vorgelesen. Der Inhalt war ungefähr folgender: „Jeder Offizier oder Soldat, welcher verwundet wird, soll liegen gelassen werden; keiner darf aus Reih und Glied treten, um ihm zu helfen, da keiner von den Leuten entbehrt werden kann. Nachdem der Sturm gelungen ist, werden die Verwundeten auf Tragbahren oder in Leiterwagen zum nächsten Verbandplatz gebracht werden. Wenn wir kein Glück haben, sollen sich Verwundete und Gesunde darauf gefaßt machen, das Schlimmste zu ertragen. Geplündert darf nicht werden, sondern alle Beute solle hintennach gerecht verteilt werden. Es dürfen keine Gefangenen gemacht werden, weil wir keine Leute haben, sie zu bewachen, und es soll aufgepaßt werden, daß keiner Frau und keinem Kinde etwas zu Leide getan werde.“ Bei diesem Absatze riefen die Leute sogleich: „Das ist selbstverständlich.“ Nun schworen die Offiziere bei ihrem Säbel, daß diesen Befehlen gewissenhaft nachgekommen werden sollte, und die Leute versprachen ihrem Beispiele zu folgen. In diesem Augenblicke, gerade als das Regiment abmarschieren wollte, kam Vater Bertrand in seinem Priestergewand herzu. Er bat den Obersten, das Regiment segnen zu dürfen, und sagte: „Wenn wir auch vielleicht nicht alle im Glauben einer Meinung sind, kann der Segen eines alten Mannes und Priesters doch nur Gutes tun.“ Der Oberst war sofort einverstanden, Vater Bertrand hob seine Hände gen Himmel, gab dem Regimente in

ergreifendster Weise seinen Segen und bat Gott, uns Erfolg zu verleihen und sich derjenigen in Gnaden anzunehmen, welche bald vor seinem Thron erscheinen würden.

Bevor Wilson und Baird-Smith auseinander gingen, wurde der Befehl erlassen, daß der Angriff am nächsten Morgen, und zwar bei Tagesanbruch stattzufinden habe. Es wurde beschlossen, 4 Sturmkolonnen und eine Reservekolonne zu formieren.

Die 1., 2. und 3. Kolonne, welche auf unserer Linken operieren sollten, standen unter dem Oberbefehle des Generalmajors Nicholson, welcher Nr. 1 persönlich führte. Dieselbe bestand aus

	Mann
Ihrer Majestät 75. Regiment	300
1. Bengal-Füsilieren	250
2. Punjabinfanterie	450
Summa	1000

und hatte die Aufgabe, die Bresche beim Kaschmirtore zu stürmen.

Nr. 2 unter Brigadier Jones vom 61. Regimente setzte sich zusammen aus

	Mann
Ihrer Majestät 8. Infanterie	250
2. Bengal-Füsilieren	250
4. Sikhs	350
Summa	850

und war für den Sturm der Wasserbastionbresche bestimmt.

Nr. 3 unter Oberst Campell vom 52. Regiment leichter Infanterie bestand aus

	Mann
Ihrer Majestät 52. leichtes Infanterie-Regiment	200
Kumaonbataillon	250
1. Punjabinfanterie	500
Summa	950

und hatte den Auftrag, durch das Kaschmirtor nach dessen Sprengung einzudringen.

Nr. 4 sollte auf unserer Rechten operieren. Diese Kolonne wurde vom Major Reid kommandiert und setzte sich zusammen aus der Guideninfanterie und denjenigen eingeborenen und europäischen Leuten von den Pikettss, welche dort entbehrt werden konnten. Ihre

Stärke betrug 860 Mann, außer 1200 Mann von dem Kaschmirkontingent; sie hatte den Befehl, die Vorstädte Kisenganj und Paharipur anzugreifen und die Hauptattacke dadurch zu unterstützen, daß sie durch das Kabultor in die Stadt zu dringen versuchte.

Die Reservekolonne unter Brigadier Langfield vom 8. Regiment hatte Befehl das Resultat des Sturmes abzuwarten, und wo immer nötig, Hilfe zu bringen. Sie bestand aus:

Ihrer Majestät 61. Regiment	250	Mann
4. Punjabinfanterie	450	"
einem Flügel vom Baluchbat	300	"
Summa	1000	Mann

Hierzu kam noch das 300 Mann starke Jhindkontingent.

Außerdem waren noch 200 Mann von den 60. Schützen, welche die Aufgabe hatten, den Vormarsch von Nicholsons Kolonnen zu decken und nach dem Sturme zur Reserve zu stoßen.

Um diese 5 Kolonnen, im ganzen 5000 Mann, zusammenzusetzen, wurde jeder Mann, der nur Waffen tragen konnte, herangezogen. Die Piketts wurden bis zu einem gefährlichen Grade geschwächt, und viele von den Kranken und Verwundeten, welche ins Spital gehörten, mußten das Lager mit schützen helfen.

Kapitel XVIII.

Delhi wird gestürmt — Situation am Kaschmirtore — Tapfere Gegenwehr der Artillerie und Kavallerie — Nicholson verwundet — Ein letztes Wiedersehen mit Nicholson — Wilson zaudert — Die Wälle von Delhi bleiben in unseren Händen.

Es war, wie ich schon erwähnte, beabsichtigt gewesen, den Sturm vor Tagesanbruch zu beginnen, aber viele Mannschaften, die zu den Sturmkolonnen gehörten, hatten die ganze Nacht hindurch bei den Piketts Dienst getan, und es verging natürlich einige Zeit, bis sie sich eingefunden hatten. Eine weitere Verzögerung entstand durch einige Reparaturen, welche der Feind trotz unseres unaufhörlichen Feuers in der Nacht an den Breschen zu machen im stande war, und die erst wieder von uns zusammengeschossen werden mußten.

Während wir diese Arbeit taten, wurde der Infanterie befohlen,

unter Deckung sich hinzulegen. Als ich auf der Zinne des Walles stand, welcher Ludlowschloß von der Straße trennt, sah ich Nicholson an der Spitze seiner Kolonne stehen und hätte gern gewußt, was ihm durch den Sinn ging. Dachte er über die Zukunft nach, oder zogen an ihm seine Heldentaten vorüber, die er in den letzten 4 Monaten vollbracht hatte? In Peschawar war er Edwardes' rechte Hand gewesen. Als Führer der fliegenden Kolonne hatte er die Ruhe im Punjab erhalten und bei Delhi fühlte ein jeder, daß Nicholson trotz seines kurzen Hierseins unser Leitstern geworden, und daß es vor allem seiner Gegenwart im Lager zu danken war, wenn der Sturm wirklich vor sich ging, der sonst niemals stattgefunden haben würde. Er war im wahrsten Sinne des Wortes „eine Säule der Stärke." Jedes Gefühl des Unbehagens, unter einem Offizier der ostindischen Kompagnie zu dienen, verschwand sehr rasch durch den tiefen Eindruck, den seine Person machte. Jeder Soldat der Delhitruppen, vom General bis zum Gemeinen, erkannte, daß dies der richtige Mann sei, dem die wilden Grenzstämme gehorcht hatten, und von dem ein wenig früher Edwardes an Lord Canning schrieb: „Sie können sich darauf verlassen, wenn es mal irgendwo in Indien eine verzweifelte Sache zu verfechten gibt, so ist Nicholson der geeignete Mann dazu". Der Glaube an diesen Führer war unbegrenzt, und jeder Mann war bereit für ihn zu siegen oder zu sterben.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als plötzlich die Breschenbatterien ihr Feuer einstellten, und jeder Soldat fühlte, daß er nur noch einen Augenblick zum Aufatmen habe. Nicholson gab das Signal. Mit lautem Hurra schwärmten die Leute vom 60. Regiment aus, und beinahe zur selben Zeit wurden die Köpfe der 1. und 2. Kolonne von dem Kudsiabagh sichtbar, und die Reihen bewegten sich unaufhörlich gegen die Breschen.

Sobald die Rebellen der Sturmkolonnen ansichtig wurden, überschütteten sie dieselben mit einem Kugelregen, und Offiziere und Mannschaften fielen in dichten Reihen auf dem Glacis. Nur einen Augenblick standen die Soldaten unter dem heftigsten Kugelregen vor dem Graben. Es waren nur ein oder zwei Leitern herangebracht, da die meisten Leiterträger gefallen waren. Auf der Bresche drängten sich die Feinde, warfen Steine auf unsere Leute und drohten ihnen.

Jetzt kamen mehr Leitern heran. Sie wurden in den Graben geworfen und von unseren Leuten auf der anderen Seite wieder angestellt. Nicholson war an der Spitze eines Teiles seiner Kolonne der erste, welcher die Bresche in der Kurtine erreichte. Der übrige Teil der Kolonne hatte sich ein wenig nach rechts gewendet, um die Bresche der Kaschmirbastion zu ersteigen. Hier waren die Leutnants Barter und Fitzgerald, vom 75. Regiment, die ersten, aber der letztere fiel tödlich verwundet. Die Breschen füllten sich rasch mit Toten und Verwundeten, aber die Rebellen wurden zurückgetrieben, und die Wälle, welche uns so lange widerstanden hatten, waren unser.

Die Bresche an der Wasserbastion wurde durch die zweite Kolonne genommen. Kaum wurde die Spitze dieser Abteilung, wie sie aus ihrer Deckung beim alten Zollhaus herausging, dem Feinde sichtbar, als sie auch mit einer ungeheueren Musketensalve empfangen wurde. Beide Ingenieuroffiziere, Greathed und Hovenden, welche die Kolonne führten, fielen schwer verwundet, und von den 39 Mann, die Leitern trugen, wurden 29 in ebensoviel Sekunden getötet oder verwundet. Die Leitern wurden den Toten sofort aus der Hand genommen, und es gelang den neuen Trägern, nach ein oder zwei vergeblichen Versuchen, sie gegen die Eskarpe zu stellen. Dann stiegen die Soldaten unter einem Stein- und Kugelregen hinauf, rannten nach der Bresche und trieben die Feinde vor sich her vom Walle herunter.

Nr. 3 war unterdessen gegen das Kaschmirtor vorgegangen und hielt dort. Die Leutnants Home und Salkeld mit 8 Sappeuren und Mineuren und einem Hornisten vom 52. Regiment machten sich daran, das Tor zu sprengen.

Der Feind war über die Kühnheit dieses Unterfangens augenscheinlich so erstaunt, daß er für eine Minute nur geringen Widerstand leistete. Aber die Rebellen sahen bald, daß das Häuflein nur klein war und erkannten auch den Zweck seines Kommens. Sie eröffneten ein tödliches Feuer auf die Tapferen von der Zinne des Tores und von der Mauer aus.

Die Brücke über den Graben vor dem Tore war zerstört, und es war nicht leicht, über den einzigen Balken, der geblieben war, hinüber zu balanzieren. Home und die Leute mit den Pulversäcken

kamen zuerst hinüber. Als die Säcke an dem Tore befestigt waren, fiel Sergeant Carmichael tot und Havildar Madhoo verwundet. Die übrigen schlüpften nun in den Graben, um der Feuerabteilung unter Salkeld Platz zu machen.

Bei dem Versuche die Zündschnur anzubrennen, wurde Salkeld durch Arm und Bein geschossen. Er übergab die Schnur dem Korporal Burgeß, welcher tödlich verwundet wurde. Trotzdem gelang es ihm, die Explosion zu bewirken.

Sobald die Explosion erfolgt war, blies der Hornist Howthorne den Befehl zum Vorrücken für sein Regiment. Als er keine Antwort erhielt, blies er zum zweiten Male. Der Lärm des Feuers und Schreiens war so toll, daß die Explosion und das Signal vom Regiment nicht gehört werden konnte. Nachdem aber Campell der Mineurabteilung, wie er meinte, genügend Zeit gelassen hatte, um ihre Pflicht zu tun, gab er den Befehl zum Vormarsch. Hauptmann Crosse vom 52. Regiment war der erste, der das Tor erreichte. Dicht hinter ihm kam Korporal Taylor von seiner Kompagnie und Campells Brigadeadjutant, Hauptmann Synge, vom selben Regiment. Im Gänsemarsch gingen sie über den schmalen Balken. Im Graben sahen sie die Leute von der Mineurkolonne liegen. Sie krochen durch das Pförtchen, welches allein der Explosion nicht hatte widerstehen können, und fanden das Innere des Torweges von einem 18-Pfünder blockiert, unter welchem die Leichen von 2 oder 3 Sepoys lagen, die wahrscheinlich durch die Explosion zerschmettert waren. Der Rest der Kolonne folgte so schnell, als es das Überschreiten des schmalen Balkens erlaubte, und als Campell die Innenseite des Torweges erreichte, befand er sich Nicholsons und Jones Kolonnen gegenüber, welche, nachdem sie die 3 Breschen erstiegen hatten, sich auf den offenen Raum ergossen, der zwischen dem Kaschmirtor und der Kirche liegt.

Kolonne Nr. 4 avancierte vom Sabzi Mandi gegen Kisenganj und Paharipur. Der Kommandeur Reid war unglücklicherweise früh am Tage verwundet worden. Einige andere Offiziere fielen oder wurden verwundet, und für kurze Zeit herrschte in der Kolonne eine gewisse Unordnung, weil man sich nicht einig werden konnte, ob der Oberbefehl auf den ältesten Offizier der regulären Truppen, oder auf den politischen Beamten des Kaschmirkontingentes, welcher wie Nicholson und Edwardes auch Offizier war, übergehen sollte. Der Kampf

war bitter ernst. Der Feind stand in starker Stellung und großer Anzahl an dem Ufer des Kanals, und einmal schien es wirklich, als wenn er in unser schlecht bewachtes Lager einbrechen und unsere linke Flanke aufrollen wollte. Die Geschütze von Hindu Raos Haus verhinderten jedoch eine solche Katastrophe, indem sie die feindlichen Reihen mit Schrapnellfeuer überschütteten. Gerade im kritischen Augenblicke brachte Hope Grant die Kavalleriebrigade heran, welche bis dahin den Sturm gedeckt hatte. Die reitende Artillerie galoppierte zur Front und eröffnete das Feuer auf den Feind. Aus den Gärten und Häusern von Kisenganj, welche nur 6—800 Meter entfernt lagen, überschütteten die Insurgenten unsere Leute mit einem mörderischen Kleingewehrfeuer, und vom Lahoretor brachte uns die feindliche Artillerie empfindliche Verluste bei. Wegen der schlechten Bodenverhältnisse konnte die Kavallerie nicht attackieren. Wären sie zurückgewichen, so würden die Geschütze genommen worden sein; und wurden diese zurückgezogen, so war unsere Stellung verloren. Zwei Stunden lang saßen die Reiter in Reih und Glied bewegungslos auf ihren Pferden, während sich ihre Reihen durch das enorme Feuer immer mehr lichteten. Keiner zuckte auch nur mit einer Wimper. Hope Grant und 4 seiner Stabsoffiziere wurden die Pferde erschossen. 2 von den Offizieren wurden verwundet, Hope Grant erhielt eine erschöpfte Kugel. In Tombs' Abteilung der reitenden Artillerie wurden von 50 Leuten 25 verwundet und 17 Pferde wurden teils getötet, teils verwundet. Von den Ulanen fielen 38, und sie verloren 71 Pferde.

„Niemand zuckte", schreibt Hope Grant. „Diese Tapferen hielten ihre gefährliche Stellung mit Geduld und Ausdauer. Als ich sie dafür lobte, erklärten sie ihre Bereitwilligkeit, solange es mir beliebe, im Feuer zu bleiben. Das Betragen der eingeborenen Kavallerie war ebenso bewunderswürdig. Man könnte sich keine standhafteren Leute und besseren Soldaten denken".

Der energische Widerstand, welchen die reitende Artillerie und die Kavalleriebrigade leisteten, gab der 4. Kolonne Gelegenheit, sich in aller Ordnung hinter Hindu Raos Haus zurückzuziehen, und half auch dem Kaschmirkontingent bei seinem Rückzug von der Opferstätte, wo es mit Verlust von zwei Geschützen besiegt worden war. Die Niederlage dieser Kolonne trug erheblich mit zu den Schwierig-

keiten bei, welche wir bei dem schrecklichen Kampfe in der Stadt hatten, weil hierdurch viele hundert von unseren Leuten uns nicht zu Hilfe eilen konnten.

Unterdessen hatten die drei Sturmkolonnen sich auf dem Walle festgesetzt. Die Geschütze von der Kaschmir- und Wasserbastion wurden gegen die Rebellen gerichtet, und die nächste Vorwärtsbewegung vorbereitet. Nicholson hatte Befehl sich nach dem Ajmirtor längs der Wallstraße zu wenden und den Wall von den Insurgenten zu säubern. Jones sollte nach dem Kabultore, und Campell nach dem Jama Masjid vorrücken. Diese 3 Kolonnen formierten sich innerhalb des Kaschmirtores von neuem, sodaß die 1. und 2. Kolonne in Wirklichkeit zu einer wurden. Nicholson, welcher für kurze Zeit von seiner Kolonne getrennt wurde, ging mit Campells Kolonne vor, an der Kirche vorbei, in der Richtung nach dem Jama Masjid, während die zusammengesetzte Kolonne unter Jones' Führung die Wallstraße entlang am Kabultore vorbei, wo Jones eine britische Flagge hissen ließ, vordrang und unterwegs alle Kanonen, deren sie habhaft werden konnten, mitnahm. Sie hatte keinen Widerstand zu überwinden, bis sie zur Burnbastion kam, wo einige Hitzköpfe den anderen voraus stürmen wollten. Hier stand der Feind plötzlich, als er sah, daß er es nur mit einem kleinen Häuflein zu tun hatte. Sie brachten ein Geschütz heran, und indem sie alle Gebäude und den Wall in der Nähe besetzten, feuerten sie einen solchen Hagel von Geschossen auf unsere Leute, daß ein Rückzug nach dem Kabultore notwendig wurde.

Hier traf Nicholson mit seiner Kolonne wieder zusammen. Bei seinem Stolz war es ihm nicht möglich, die Idee eines Rückzuges zu erfassen. Wie wenig die Rebellen auch stand halten würden, er wußte, daß sie hierdurch ihr Selbstvertrauen wiedergewännen, das sie jetzt verloren hatten, und da Nicholson der Meinung war, daß es für tapfere Männer nichts gäbe, was zu schwer zu vollbringen sei, beschloß er sofort, einen neuen Versuch zu machen, die Burnbastion zu nehmen. Die Gasse, welche nun nochmals durchschritten werden mußte, war ungefähr 600 Meter lang. Zur Rechten lief der Stadtwall, auf der anderen Seite standen flach gedeckte Häuser, welche, mit Brustwehren versehen, den feindlichen Scharfschützen gute Deckung gewährten.

Als die Truppen durch diese Gasse avancierten, eröffneten die

Rebellen ein mörderisches Feuer auf sie. Immer wieder mußten sie weichen, und von neuem sammelten sie sich, um wieder vorzugehen. In dieser Gasse war es, wo Major Jakob, der tapfere Kommandeur der ersten Bengalfüsiliere, tödlich verwundet niederstürzte. Seine Leute wollten ihn zurücktragen, er aber wies ihre Hilfe ab und befahl ihnen, weiter vorzurücken, und sich um ihn nicht zu kümmern. Die Offiziere, welche ihren Leuten weit vorangingen, wurden einer nach dem andern niedergeschossen, und als die Leute sie alle fallen sahen, begannen sie zurückzuweichen. Hierauf sprang Nicholson vor und forderte die Leute auf, ihm zu folgen. Er wurde sofort durch die Brust geschossen. Jetzt wurde ein zweiter Rückzug nach dem Kabultore unvermeidlich, und dort übernachtete alles, was von der ersten und zweiten Sturmkolonne übrig geblieben war.

Campells Kolonne, geführt von Sir Theophilus Metcalfe, welcher durch seine Stellung mit der Stadt sehr vertraut war und die Kolonne durch die am wenigsten exponierten Gassen führen konnte, erzwang sich den Weg bis zur Nachbarschaft vom Jama Masjid. Dort verblieb sie eine halbe Stunde in der Hoffnung, daß die anderen zu ihrer Hilfe herankämen. Diese hatten aber, wie wir gesehen, selbst genug zu tun, als daß sie noch an andere hätten denken können; und als Campell, welcher selbst verwundet war, keinen Vorteil vom weiteren Verbleiben sah — er hatte weder Artillerie noch Pulversäcke, um die Tore des Jama Majid zu zertrümmern — zog er sich langsam auf die Kirche zurück. Hier traf er mit dem Rest der Reservekolonne zusammen, welche nach und nach, weil sie an den verschiedenen Stellen Hilfe gebracht hatte, so zusammengeschrumpft war, bis sie nur noch aus dem 4. Punjab-Infanterieregiment bestand. Während dies alles geschah, befand ich mich selbst bei General Wilson.

Edwin Johnson und ich hatten, als unsere Tätigkeit bei den Breschen-Batterien nicht mehr notwendig war, den Befehl erhalten unseren Dienst beim Stabe wieder zu versorgen, und deshalb trafen wir mit dem General am Ludlowschloß zusammen. Er war dort eingetroffen, kurz bevor die Sturmkolonnen die Deckung vom Kudsiabagh verließen.

Wilson beobachtete den Sturm von der Zinne eines Hauses, und als er sich überzeugt hatte, daß derselbe gelungen war, ritt er durch das Kaschmirtor in die Stadt, wo er bei der Kirche den ganzen Tag über verblieb.

Er war krank und todmüde, und als der Tag fortschritt und er immer mehr entmutigende Berichte erhielt, wurde er immer ängstlicher und gedrückter. Er hörte von Reids Mißerfolg, und daß Reid selbst verwundet sei; dann kam die Schreckensnachricht, daß Nicholson gefallen sei; dann hieß es Hope Grant und Tombs seien gefallen, was sich glücklicherweise nicht bestätigte.

Alles dies machte auf den General einen tiefen Eindruck, sodaß er schließlich die Möglichkeit ins Auge faßte, die Stadt zu verlassen und nach der Anhöhe zurückzuweichen.

Ich erhielt den Befehl, die Richtigkeit dieser Meldungen zu prüfen und vor allem zu erkunden, was aus der Kolonne Nr. 4 und der Kavallerie zu unserer Rechten geworden sei.

Als ich gerade meine Irrfahrt antreten wollte, sah ich beim Kaschmirtore eine Tragbahre ohne Träger stehen und glaubte darinnen einen Verwundeten zu erblicken. Ich stieg vom Pferde, um zu sehen, ob ich dem Insassen einen Dienst erweisen könnte, als ich zu meiner größten Bestürzung John Nicholson erblickte. Der Tod stand ihm auf dem Antlitze geschrieben. Er sagte mir, daß die Träger die Bahre verlassen hätten, um zu plündern; er hätte große Schmerzen und möchte zum Spital gebracht sein. Er lag auf dem Rücken; von einer Wunde war nichts zu sehen und außer der Aschfarbe seines Gesichtes ließ nichts auf Schmerzen schließen, welche er sicher haben mußte. Als ich die Hoffnung aussprach, daß es keine ernste Verwundung sein werde, erwiderte er: „Ich sterbe; für mich ist keine Hoffnung mehr." Der Anblick dieses großen Mannes war beinahe mehr als ich ertragen konnte. Andere Männer waren täglich um mich herum gefallen, ich hatte viele Freunde und Kameraden verloren, aber niemals habe ich den Verlust so gefühlt wie diesmal. Nicholson zu verlieren, schien mir in dem Augenblick gleichbedeutend mit alles verlieren.

Ich suchte nach den Trägern, welche in Gesellschaft mit anderen Lagerleuten die Häuser und Läden in der Nachbarschaft plünderten und alles wegschafften, was nicht niet- und nagelfest war. Mit großer Mühe gelang es mir, 4 Mann zusammenzutreiben. Ich stellte sie unter den Befehl eines Sergeanten vom 61. Regiment, dessen Namen ich mir aufschrieb. Ich sagte ihm, wer der Verwundete sei, und befahl ihm, den Kranken sofort nach dem Feldlazarett zu tragen. Ich sollte Nicholson nicht wieder sehen. Zwar fand ich die Zeit, öfters

nach dem Hospital zu reiten, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber man ließ mich nicht zu ihm.

Als ich meinen Ritt fortsetzte, kam ich bald zur Brigade Hope Grants. Sie war kurz vorher aus ihrer unangenehmen Lage von der Guideninfanterie und einem Detachement vom Baluchbataillon befreit worden. Ich war hoch erfreut, Tombs wohlauf zu finden, und er erzählte mir, was für ein gepfeffertes Gefecht sie bestanden hätten. Hodson war auch da mit seinem neuerrichteten Regiment, dann noch einige Offiziere vom 9. Ulanenregiment und Dighton, Probyn, Watson und Younghusband von der Punjabkavallerie. Probyn war voller Begeisterung; er hatte zeitweilig den Befehl über seine Schwadron erhalten, da Charles Nicholson, der jüngere Bruder von John Nicholson, zum Nachfolger Cokes' bei der ersten Punjabinfanterie ernannt war. Er behielt dieses Kommando während des ganzen Feldzuges, denn Charles Nicholson wurde an demselben Morgen verwundet, als er seinem Regimente tapfer voran eilte. Sein rechter Arm wurde gerade amputiert, als man seinen sterbenden Bruder in das nächste Bett legte.

Es erschien mir sehr wichtig, den General sogleich davon in Kenntnis zu setzen, daß Hope Grant und Tombs am Leben seien, daß die Kavallerie aus ihrer gefährlichen Lage befreit, und daß kein Grund zur Besorgnis über Reids Kolonne vorhanden wäre, und ich galoppierte nach der Kirche zurück, so schnell als ich konnte.

Die Nachricht, welche ich dem General überbringen konnte, festigte seine Stimmung für den Augenblick, aber seine trüben Gedanken wurden hierdurch doch nicht ganz beseitigt. Das Mißgeschick von Campells Kolonne, welcher gerade zu der Zeit auf die Kirche zurückfiel, die Aussichtslosigkeit des Aufkommens von Nicholson, und vor allem die große Verlustliste, welche er schon überblickte, schienen jeden Funken von Entschlossenheit in ihm zu ersticken. Seine Entmutigung wuchs, und er gab sich immer mehr der Überzeugung hin, daß die einzige Rettung im „Zurück!“ bestehe.

Er würde, glaube ich, auch diesen Plan ausgeführt haben, obwohl derselbe im schroffen Gegensatz zu der Meinung seiner sämtlichen Offiziere vom Stabe stand, wenn nicht ein Mann bei ihm gestanden hätte, welcher den Mut der Überzeugung hatte und nicht mit seiner Ansicht zurückhielt. Dieser Mann war Baird-Smith. Er widersprach,

als man ihn auf die Krankenliste setzen wollte, und zeigte niemals seinen unbändigen Mut mehr als in diesem Augenblick. Als sich Wilson an ihn um Rat wandte, ob ein Rückzug gemacht werden sollte, gab er seine Antwort: „Wir dürfen nicht zurück!“ in solch schroffer Weise, daß damit die Diskussion dieser Frage ein Ende hatte. Dabei war er todkrank, und seine Wunde verursachte ihm heftige Schmerzen.

Auch Neville Chamberlain gab ähnlichen Rat. Obwohl er noch an seiner Verwundung litt und gerade nur mit Mühe umhergehen konnte, hatte er bei Hindu Raos Haus Aufstellung genommen, von wo aus er, soweit es seine Kräfte erlaubten, eine gewisse Kontrolle über die Ereignisse ausübte, welche rechts von der Anhöhe vor sich gingen.

In seiner Begleitung befanden sich Daly und ein tüchtiger eingeborener Offizier von den Guiden mit Namen Khan Sing Rosa, welche beide auch durch Verwundungen kampfunfähig waren. Von dem Dache auf Hindu Raos Haus beobachtete Chamberlain den Sturm in allen seinen Einzelheiten. Er sah, wie unsere Kolonnen zuerst erfolgreich waren, wie sie dann aber zum Stehen gebracht wurden, wieder avancierten und sich zurückzogen. Dort erhielt er im Laufe des Tages zwei Schreiben von Wilson. Im ersten, welches nach dem Mißglücken des Angriffes auf den Jama Masjid und das Lahoretor geschrieben war, bat der General um die Zurücksendung des Baluchbataillons, welches auf Chamberlains Ersuchen der Kolonne Reid zu Hilfe geschickt war, und sprach die Hoffnung aus, daß es uns gelingen würde, das zu behalten, was wir gewonnen haben. In dem zweiten Brief, der um 4 Uhr nachmittags geschrieben ist, fragt er Chamberlain, ob dieser etwas von Hindu Raos Haus zur Unterstützung tun könne und fügt hinzu: Unsere Reihen sind in erschreckender Weise gelichtet, und wir haben so viele ältere Offiziere verloren, daß die Kontrolle über die Mannschaften schwierig wird. Wenn das Hindu Raos-Pikett nicht zu uns stoßen kann, bezweifle ich, ob wir uns werden halten können.

Chamberlain las sofort aus Wilsons zweiter Note heraus, daß der General die Absicht hege, die Stadt aufzugeben. Danach faßte er seine Antwort ab. In derselben wies er auf die unbedingte Notwendigkeit hin bis zum äußersten auszuhalten. Er beleuchtete die schon errungenen Erfolge, und wie durch dieselben der Feind demoralisiert sei. Auch der sterbende Nicholson schloß sich dieser Ansicht

an. Er war so aufgeregt und wütend, als er die Absicht General Wilsons erfuhr, daß er ausrief: „Gott sei Dank, ich habe noch genug Kraft, um ihn zu erschießen, wenn es nötig ist“. Einer so allgemeinen Stimme des Widerspruchs war nicht zu widerstehen, und Wilson gab den Gedanken an einen Rückzug vollständig auf. Während des Nachmittags am 14. besichtigten Norman, Johnson und ich, auf Wunsch des Generals, sämtliche Stellungen, die wir innerhalb der Umwallung innehatten. An einigen Stellen herrschte große Verwirrung: Mannschaften ohne Offiziere, und Offiziere ohne Mannschaften; alle ohne Instruktion und ohne Kenntnis von dem, was in ihrer nächsten Nachbarschaft vor sich ging. Alles dies war die Folge des zu raschen Avancierens. Wir taten unser möglichstes zur Aufklärung und konnten Wilson die Meldung machen, daß unsere Truppen in genügender Stärke den Wall von der Wasserbastion bis zum Kabultore besetzt hielten. Aber das war das einzige Beruhigende, was wir ihm sagen konnten. In Wirklichkeit war an diesem Morgen viel zu viel auf einmal angestrebt worden. Wir hätten zufrieden sein sollen, wenn es uns gelang, die Wasser- und Kaschmirbastion zu erobern und uns innerhalb der Stadtmauer fest zu setzen. Dies war, was drei so schwache Kolonnen hätten versuchen können. Mehr zu verlangen war ein Unsinn. Niemand, der bei dem Kampfe mit dabei war und etwas von der Sache versteht, würde je wieder versuchen, von Sturmkolonnen derartige Unmöglichkeiten zu verlangen.

Als wir weiterritten, Norman, Johnson und ich, wurden wir plötzlich von einer Anzahl Rebellen überfallen, welche in einer Seitengasse auf eine Gelegenheit gewartet hatten. Es entspann sich ein heftiger Kampf. Wir hatten nur eine kleine Begleitmannschaft mit uns, aber das Feuern wurde von einem nahen Pikett vernommen, welches uns zu Hilfe eilte. Mit vereinten Kräften gelang es uns, die Feinde zu vertreiben, aber nicht, ohne daß meine arme Stute erschossen wurde. Der Verlust dieses treuen Tieres kam mich seinerzeit hart an.

Am Abend des 14. September befand sich nur ein kleiner Teil des Walles in unseren Händen. Die dicht bevölkerte Stadt mußte noch erobert werden. Das Magazin, der Palast und das stark befestigte Fort war immer noch in Feindeshand. Das kleine Fleckchen Erde, das wir gewannen, hatte uns schwere Verluste

gekostet. 3 von den 4 führenden Offizieren waren außer Gefecht gesetzt und 66 Offiziere und 1104 Mann waren getötet oder verwundet.

Die Nacht vom 14. verbrachte der General und sein Stab im Skinnerhaus, welches dicht bei der Kirche lag.

Das Haus gehörte der Familie Skinner und wurde von James Skinner erbaut, einem Eurasier, welcher unter dem Moghul Kaiser sich Ende des 18. Jahrhunderts große Auszeichnung erwarb. Als Lord Lake die Macht des mohamedanischen Fürsten vernichtete, trat Skinner in den Dienst der ostindischen Kompagnie ein und wurde Major. Er besaß auch den Bathorden und errichtete die berühmte Skinner Reiterei, jetzt erstes Bengal-Kavallerieregiment. Sein Vater stand als Offizier in einem britischen Infanterieregiment und heiratete nach einer von Lord Clives Schlachten eine Rajputdame aus guter Familie, welche mit ihren Eltern gefangen genommen war. Skinner selbst heiratete eine Mohamedanerin, so daß er ein Interesse an allen drei Religionen hatte. Einmal, als er schwer verwundet war, tat er ein Gelübde, daß er, wenn er mit dem Leben davonkommen werde, 3 Opferstätten erbauen wolle, eine Kirche, eine Moschee und einen Hindutempel. Er hielt seinen Schwur und baute einige Jahre später zu Delhi die Kirche, in deren Nähe den Tempel und die Moschee.

Ruhe war für alle Leute der Delhitruppe bitter nötig, nachdem dieselben seit einer Woche so gut wie ununterbrochen hart gearbeitet hatten. Glücklicherweise ließen uns die Feinde diese Nacht in Ruhe, sei es, weil sie ebenso müde waren wie wir, oder, daß sie Vorbereitungen zu weiterem Widerstand trafen. Als der Tag anbrach, fühlten wir uns alle erfrischt und zu erneutem Kampfe bereit. Einmal gegen Abend schien es, als wolle der Feind uns angreifen, aber da spielte die Regimentsmusik des 4. Punjab-Infanterieregiments gerade „Hurra, Jungens, Hurra!“ und die Leute des Regiments schrien aus Leibeskräften. Der Ruf pflanzte sich auf die anderen Regimenter fort, und das lustige Hurragebrüll brachte wohl den Feind außer Fassung und verschaffte uns so die Nachtruhe.

Kapitel XIX.

Einnahme der Burnbastion — Die 60. Schützen stürmen den Palast — Hodson nimmt den König von Delhi gefangen — Nicholson stirbt — Tapferkeit der Truppen — Lord Cannings Tod.

Am Morgen des 15. wurde unsere Lage nochmals erörtert, und man traf Vorbereitungen zur Einnahme der Stadt. Die Ordnung wurde bei den verschiedenen Truppenteilen wieder hergestellt, welche, wie ich erwähnte, bei dem Straßenkampfe etwas demoralisiert waren. Regimenter und Brigaden wurden zusammengebracht. Streifzüge wurden veranstaltet und jede Flasche Wein, Bier oder Schnaps zerschlagen.*) Ein Teil davon wäre ohne Zweifel dem Spital sehr gelegen gekommen, aber es gab kein Fuhrwerk, um die Flaschen fortzuschaffen, und der General meinte deshalb in weiser Vorsicht, daß es besser sei, den Leuten nicht Gelegenheit zu geben. Kanonen und Geschütze wurden in Position gebracht, um die Stadt und den Palast zu beschießen, und einige Häuser in der Nachbarschaft, wo sich die feindlichen Scharfschützen festgesetzt hatten, wurden genommen und besetzt.

Bald aber gaben wir es auf, derartige Stellungen anzugreifen, da der Straßenkampf uns mehr Leute kostete, als wir entbehren konnten. Das Beste war, die Soldaten bei dem Vormarsch gut unter Deckung zu halten. Im Schulgarten wurde eine Batterie errichtet, welche den Selimgarh und einen Teil des Palastes beherrschte, und eine Bresche wurde in den Wall des Magazins geschossen, welches am nächsten Morgen mit geringen Verlusten genommen wurde.

Am 16. und ebenso am 18. übernahm Chamberlain das Kommando über die Truppen innerhalb der Stadt, während sich der General ein wenig ausruhte; denn Wilson war, wie er Chamberlain in einer Note mitteilte, „vollständig fertig.“

*) Es wurde ein Bericht umhergeschickt, daß einige Leute den feindlichen Ladenbesitzern in die Falle gegangen seien, indem sie sich an dem frei umherstehenden Schnaps arg betrunken hätten. Ich hörte, daß einige Leute durch die große Hitze und die harte Arbeit der Versuchung nicht hätten widerstehen können; aber ich habe am Tage des Sturmes auch nicht einen einzigen betrunkenen Soldaten gesehen, und besuchte doch, wie ich erzählt habe, jede von uns besetzte Stellung, innerhalb des Stadtwalles.

Jetzt begannen die Feinde ihre Linien zusammen zu ziehen. Sie räumten die Vorstädte, und als wir durch den Sabzi Mandi, Kisenganj und Paharipur ritten, starrten wir mit erstaunten Gesichtern auf die Größe und Stärke der Befestigungen, welche die Rebellen gegen uns errichtet, bei deren Angriff wir solche kolossale Verluste erlitten hatten, und vor denen die 4. Kolonne am Tage des Sturmes hatte zurückweichen müssen.

Je kleiner der Raum wurde, welcher noch zu verteidigen war, desto dichter drängten sich unsere Feinde vor uns und machten uns jeden Zentimeter auf dem Wege durch die Stadt streitig Aber unser Vormarsch war, wenn auch langsam, so doch stetig, und wenn man bedenkt, was für eine Übermacht uns entgegen stand, und mit wie großem Geschicke sich die Insurgenten der Artillerie auf kurze Entfernungen bedienten, konnten unsere Verluste als verhältnismäßig geringe gelten.

Ich war dem Leutnant Taylor unterstellt worden, Baird-Smith' unermüdlichem Offizier, welcher den Sturm auf das Lahoretor zu leiten hatte. Wir arbeiteten uns durch Häuser und Höfe hindurch, bis wir uns am Nachmittag des 19. im Rücken der Burnbastion befanden. Der Versuch, dieselbe zu erobern, hatte am 14. dem tapferen Nicholson und so manchen anderen das Leben gekostet. Wir waren im ganzen 50 Europäer und ebensoviel eingeborene Soldaten, deren Führer, als ältester Offizier, Hauptmann Gorden vom 75. Regiment war. Ein einziges Tor trennte uns von der Gasse, welche zu der Burnbastion führte. Lang, von dem Ingenieurkorps, sprengte es in die Luft, und heraus stürmte die kleine Abteilung. Wir rannten die Gasse entlang zur Rampe hinauf, überraschten die Wache vollständig und nahmen die Bastion, ohne einen Mann zu verlieren.

Früh am nächsten Morgen, als wir noch immer unseren Weg nach dem Lahoretor durch alle möglichen Häuser, Hinterhäuser und Höfe suchten, stießen wir plötzlich in einem Hofe auf 40—50 Getreidehändler und Geldverleiher, welche sich an einanderdrängten, und sich wahrscheinlich ebenso vor den Sepoys wie vor uns fürchteten. Die Leute hätten diese Händler bei einem Haare erschlagen, wenn nicht unsere Offiziere noch rechtzeitig dazwischengetreten wären. Jedem Soldaten, ob Europäer oder Eingeborenem, galten sämtliche Männer innerhalb der Stadt Delhi als Rebellen, welche den Tod verdienten. Diese Leute waren aber unbewaffnet und man brauchte keinen scharfen

Blick zu haben, um zu erkennen, daß sie niemandem etwas zuleide tun würden. Wir glaubten jedoch, daß ein bißchen Furcht ihnen keinen Schaden tun und uns vielleicht von Nutzen sein könnte, und ließen sie deshalb für kurze Zeit in dem Glauben, daß sie in unseren Augen Verräter seien, ließen aber durchblicken, daß sie sich retten könnten, wenn sie uns zu einem Platz führten, von wo aus wir beobachten könnten, wie das Lahoretor bewacht würde. Nach langem Hin- und Herreden zeigten sich 2 von ihnen bereit, Lang und mich zu führen, während die anderen als Geiseln bei den unseren zurückbleiben sollten. Es wurde ausgemacht, daß, wenn wir nicht zu einer bestimmten Zeit zurück wären, die Geiseln erschossen werden sollten.

Unsere zitternden Führer gingen mit uns durch Häuser, Höfe und einsame Gassen, ohne daß wir ein lebendes Wesen antrafen, bis wir uns in dem oberen Zimmer eines Hauses befanden, von wo aus wir einen Ausblick auf den Silberbasar hatten, die Hauptstraße Delhis, in welcher sich damals wie noch heute alle besseren Läden der Juweliere und Tuchkaufleute befinden, und von wo das Lahoretor nur 150 Meter entfernt ist.

Von dem Fenster dieses Zimmers konnten wir unter uns die Sepoys herumliegen sehen. Einige reinigten ihre Flinten, andere machten sich sonst zu schaffen. Ein paar gingen langweilig auf und ab und fungierten als Schildwachen des Tores und der beiden Kanonen, welche auf den Sabzi Mandi und die Gasse, die hinter dem Walle nach der Burnbastion und dem Kabultore führte, gerichtet waren. Ich konnte an der Nummer auf ihren Mützen erkennen, daß diese Sepoys zum 5. eingeborenen Infanterieregimente gehörten. Nachdem wir uns so von der Leichtigkeit überzeugt hatten, das Lahoretor von der Rückseite zu nehmen, machten wir uns auf den Rückweg.

Die beiden Banias benahmen sich sehr gut, aber sie waren in solcher Furcht, es könnte uns etwas zustoßen, daß sie uns nicht erlaubten, die Deckung eines Hauses zu verlassen, bis sie sich versichert hatten, daß das nächste Haus vom Feinde unbesetzt sei. Dies hatte so viel Zeit in Anspruch genommen, daß unsere Freunde auf dem Punkte waren uns aufzugeben, und sich eben anschickten die Geiseln ins Jenseits zu befördern, als wir auf der Bildfläche erschienen.

Wir berieten nun, was geschehen sollte, und beschlossen, dasselbe Manöver wie bei der Burnbastion zu wiederholen. Die Truppen

wurden denselben Weg geführt, den wir eben zurückgelegt hatten, und hinter einem Torweg nächst dem Hause, von dem aus wir die Feinde beobachtet hatten, aufgestellt. Das Tor wurde aufgebrochen und wir stürmten auf der Straße hinter dem Tore.

Die Kanonen wurden erbeutet, und die Sepoys zum Teil niedergemacht oder in die Flucht geschlagen, ohne daß wir einen Mann verloren.

Dies war ein wichtiger Schritt vorwärts; denn wir waren nun im Besitz des Haupteinganges der Stadt, und die Straße führte vom Lahoretor direkt nach dem Jama Masjid und dem Palaste. Wir rückten auf dieser Straße vor, zuerst langsam, dann aber, als wir sahen, daß die Straße vollständig leer, und die Häuser an beiden Seiten unbesetzt waren, schneller bis zur Bank von Delhi. Hier wurde gefeuert, und wir erhielten eine Salve von einigen Kanonen, welche außerhalb des Königspalastes aufgestellt waren. Aber dies war augenscheinlich die letzte Kraftanstrengung, die vom Feinde gemacht wurde. Die große mohamedanische Moschee war gerade von einer Abteilung unter Major James Brind besetzt worden; während Fähnrich Mc Queen vom 4. Punjabregiment mit einem seiner Leute entschlossen bis zum oberen Torweg des Palastes rekognoszierte und den Bericht brachte, daß nur noch wenige Leute innerhalb des Mogulforts seien.

Die Ehre, diese letzte Feste zu stürmen, wurde mit Recht dem 60. Regimente vorbehalten, welches das erste war, das mit dem Feinde 4 Monate vorher am Hindusflusse kämpfte, und das sich während der ganzen Belagerung nur ausgezeichnet hatte.

Home, der Held vom Kaschmirtor, avancierte zuerst mit einigen Sappeuren nach dem äußeren Tore und sprengte es in die Luft. Diesem letzten Waffengange der Einnahme von Delhi wollte ich auch beiwohnen und schloß mich zu diesem Zwecke einer Abteilung des 60. Regiments unter Fähnrich Alfred Heathcote an. Sobald der Rauch von der Explosion verflogen war, sprangen die 60., unterstützt von der 4. Punjabinfanterie, durch den Torweg; aber wir kamen nicht weit; denn da war ein zweites wohl verrammeltes Tor, welches wir nur mit Mühe öffnen konnten. Nun stürzten wir uns in den Vorhof. Die Nischen in dem langen Gange, welcher zum Palaste führte, waren überfüllt mit Verwundeten; aber wir hatten nur wenig Widerstand

zu überwinden, da nur noch einige Fanatiker aushielten. Einer von diesen, ein mohamedanischer Sepoy, in der Grenadieruniform vom 37. eingeborenen Infanterieregiment, stand ungefähr 150 Meter entfernt in der Passage, mit der Flinte an der Seite. Als wir uns näherten, hob er langsam seine Waffe und schickte dem Fähnrich Mc Queen eine Kugel durch den Helm. Dann stürzte sich der tapfere Mann auf unsere Kolonne, wurde aber natürlich niedergeschossen. So endete der 20. September, ein Tag, den ich in meinem Leben wohl nicht vergessen werde.

Am 21. bei Sonnenaufgang wurde der Königssalut gefeuert, welcher anzeigte, daß wir Herren der Stadt seien, und daß zum zweiten Male im selben Jahrhundert eine englische Streitmacht die große Stadt Delhi eingenommen hatte.

Später am Tage schlug Wilson sein Hauptquartier im Dewan-i-khas auf, in den Privatgemächern des Königs, wo er seine Audienzen abhielt, und wie es nach Lage der Dinge nur gerechtfertigt war, besetzten die 60. Schützen und das Sirmurbataillon der Gurkhas*) als erste europäische Truppen den Palast der Moghuldynastie, in welchem das schreckliche und verräterische Massakre von englischen Männern, Frauen und Kindern stattgefunden hatte.

Von Chamberlain wurde nun der General auf die Wichtigkeit aufmerksam gemacht, die der Ergreifung der männlichen Mitglieder der Moghuldynastie beigemessen werden mußte. Chamberlain und Hodson erklärten, daß der Sieg ein unvollständiger sein würde, wenn man sich nicht des Königs und seiner Familie versicherte. Wilson wollte absolut nicht, daß eine Abteilung dem König nachgeschickt werde, und nur mit großem Widerwillen gab er zu, daß Hodson mit einigen seiner eignen Leute allein auszog, um das schwierige Unternehmen zu vollbringen. Der letzte der Moghulkaiser hatte im Humayuns Grab Zuflucht gesucht, welches ungefähr 10 Kilom. von Delhi entfernt liegt.

Am Nachmittag des 21. ergab er sich, nachdem ihm Hodson sein Leben und das seiner Favoritin und ihres Sohnes zugesichert

*) Die Gurkhas hatten während der Belagerung mit dem ersten Bataillon der 60. Schützen so Freundschaft geschlossen, Bewunderung tapferer Männer für tapfere Männer, daß sie ein Bittgesuch einreichten, dieselbe Uniform wie ihre Brüder und Kameraden tragen zu dürfen. Dieser Bitte wurde entsprochen, und die kleinen Gurkhas waren sehr stolz auf ihre Schützenabzeichen.

hatte. Hodson brachte sie alle nach Delhi und ließ sie in einem Hause im Chandni-Chauk durch europäische Soldaten überwachen. Auf diese Weise reihte er den vielen Heldentaten eine neue an. Am nächsten Morgen ging ich mit noch vielen anderen, um mir den alten König anzusehen. Der alte Mann sah vollständig gebrochen aus, und da es ihm augenscheinlich unangenehm war, so angestarrt zu werden, machte ich schleunigst, daß ich fortkam. Auf meinem Rückwege war ich ziemlich bestürzt, auf der Steinplattform des Kotwali die 3 leblosen Körper von des Königs beiden Söhnen und eines seiner Enkel zu erblicken. Als ich Erkundigungen einzog, hörte ich, daß Hodson nochmals zu dem Grabe gegangen sei, um dort die Prinzen gefangen zu nehmen, und daß er sie auf dem Rückwege mit eigener Hand erschossen hätte. Diese Tat, ob berechtigt oder nicht, hat den guten Ruf Hodsons beeinträchtigt. Seine eigene Erklärung war, er hätte verhindern wollen, daß die Prinzen von der Menge befreit würden, was, wenn es geschehen wäre, für uns ein großes Unglück bedeutet haben würde. Es herrschte damals unter den englischen Soldaten ein solches Gefühl von Haß und Rache, wegen der innerhalb der Stadt begangenen Scheußlichkeiten, daß es jeder als einen Akt der Gerechtigkeit ansah, daß die Prinzen erschossen wurden. Männer, deren Ansicht im Lager sehr viel galt, waren der Meinung, daß ein Entweichen der Prinzen für uns von so schwerwiegenden Folgen gewesen sein würde, daß allein von diesem Gesichtspunkte aus das Vorgehen Hodsons gerechtfertigt erschien.

Was meine eigene Meinung in dieser Sache betrifft, so konnte ich mich nie eines Gefühles des Bedauerns erwehren, daß ein so ausgezeichneter Soldat sich in solcher Weise der öffentlichen Kritik aussetzte. Außerdem meine ich, er hätte die Exekution nicht selbst vornehmen dürfen; und sie so schnell auszuführen, wäre nur berechtigt gewesen, wenn wirklich der Versuch vom Pöbel gemacht wäre, die Prinzen zu retten. Auf der anderen Seite muß gesagt werden, daß Hodson sein Wort nicht gebrochen hat, da er den Prinzen von Anfang an keine Hoffnung gemacht hat. Ohne Zweifel trug er durch dieses Vorkommnis dazu bei, daß man ihn einen blutdürstigen nannte, und seine Feinde zögerten nicht, diese neue Waffe gegen ihn auszuspielen.

Die Nachricht, daß wir in Besitz der Stadt und des Palastes seien, war ein Trost für Nicholson auf seinem Totenbett. Zuerst war

geringe Hoffnung gewesen, daß man sein wertvolles Leben retten könne. Er war bewußtlos ins Spital getragen worden, wahrscheinlich wegen eines inneren Blutverlustes, und er hatte unter furchtbaren Schmerzen zu leiden. General Chamberlain schreibt: „Während der 9 Leidenstage ertrug er seine Schmerzen mit edlem Gleichmut. Nicht eine Klage, nicht ein Seufzer kam über seine Lippen.“ Alle seine Gedanken waren bis zum letzten Augenblick dem Dienste seines Vaterlandes gewidmet, und noch zuletzt unterstützte er die militärischen Autoritäten durch sein weitblickendes Urteil und seine klugen Ratschläge. Seine letzten Worte waren ein herzliches Lebewohl für seine alte Mutter, welcher er sagen ließ, sie möge seinen Tod geduldig ertragen, und für seinen alten und besten Freund Herbert Edwardes. Nach seinem Tode erhielten einige Grenzhäuptlinge und eingeborene Offiziere der Multani-Reiterei die Erlaubnis, ihn zu sehen, und es wurde mir erzählt, daß es über alle Beschreibung ergreifend gewesen sei, zu sehen, wie diese wetterharten Männer wie die Kinder an der Leiche dieses von ihnen über alles geliebten Mannes geweint hätten.

So endete die Belagerung von Delhi und niemandem konnte diese Freudennachricht willkommener sein als dem obersten Bevollmächtigten des Punjab. Obwohl Sir Lawrence zuerst die Stärke dieser befestigten Stadt und die Schwierigkeiten, unter denen General Anson zu leiden gehabt hatte, sehr unterschätzte, sah er seinen Irrtum doch später ein, und tat sein Möglichstes, selbst indem er seine Provinz in gefährlichem Grade von Truppen entblößte, uns die Mittel zur Einnahme in die Hand zu geben. Daher fühlte die Armee vor Delhi sich auch dem Bevollmächtigten zu großem Danke verpflichtet.

Bevor ich meine Erzählung der Belagerung von Delhi beschließe, möchte ich nicht unterlassen, wie auch Norman in seiner Beschreibung, den Truppen noch ein Wort des Lobes und Dankes zu sagen, welche diese Strapazen in der aufopferndsten und tapfersten Weise Monate lang ertrugen und uns den schweren Dienst, soviel in ihren Kräften stand, dadurch leicht zu machen suchten, daß sie alles taten, was sie uns an den Augen absehen konnten. Ihre Führung war während des ganzen Feldzuges über alles Lob erhaben, ihre Standhaftigkeit bewundernswert, und ihre Tapferkeit lag offen am Tage. In 32 verschiedenen Gefechten waren sie siegreich, indem sie die größten Schwierigkeiten überwanden, manchmal stundenlang dem feindlichen

Feuer ausgesetzt waren, und gegen einen Feind fochten, der ihnen zehnfach überlegen war, und außer der Übermacht der Anzahl viel bessere Artillerie zur Verfügung hatte, von der besseren Deckung gar nicht zu reden. Die Leute arbeiteten ein jeder, als wenn der Erfolg des Tages allein von der Anstrengung des einzelnen abhängig wäre. Sie ertrugen lange Zeit willig, ja freudig alle Entbehrungen und Gefahren, denen nur wenige Armeen ausgesetzt gewesen sind. Drei Monate lang mußte jeder Mann den größten Teil des Tages Dienst tun, und dies in der Sonnenglut eines indischen Sommers, welche noch viel schwerer zu ertragen ist, als das unaufhörliche und vernichtende feindliche Feuer. Sie sahen täglich ihre Kameraden wie die Fliegen an Cholera, Sonnenstich und Dysenterie dahinsterben, viel schlimmer als die Verluste in der Schlacht. Sie mußten ruhig zusehen, wie die Rebellen täglich neue Verstärkungen erhielten, während ihr Häuflein von Tag zu Tag mehr zusammenschmolz. Aber immer wieder faßten sie sich ein Herz, und als es zuletzt bekannt wurde, daß man keine weiteren Verstärkungen mehr erwarten dürfe, und daß, wenn die Stadt genommen werden sollte, dies sogleich geschehen müsse, gingen sie mit frischem Mut und solchem Vertrauen auf einen guten Ausgang zum Sturme vor, wie es sonst nur begeisterte Truppen am Anfange eines Feldzuges tun. Dabei waren sie nur ein Überrest einer durch 12 Wochen lange Entbehrungen und Leiden ermatteten und jeder Hoffnung beraubten Armee, welche vergeblich und lange auf Hilfe gewartet hatte, die niemals kam. In geringer Schußweite wurden Batterien errichtet, eine heroische Tat, welche einzig dasteht. Und endlich stürmte diese kleine Schar, auf welche England wirklich für immer stolz sein sollte, eine Festung, die von 30000 verzweifelt kämpfenden Männern verteidigt wurde, die alle Mittel zur Hand hatten, um einen Sturm unmöglich zu machen.

Die Liste der Toten und Verwundeten zeigt am besten die Tapferkeit dieser Soldaten von allen Waffengattungen. Die wirkliche Streitmacht vor Delhi war niemals 10000 Mann. Von diesen wurden 992 getötet und 2845 verwundet, außer den Hunderten, welche an Krankheit oder infolge der Hitze starben. Wo alle sich tapfer gezeigt haben, ist es schwer, im einzelnen zu loben. Ich hoffe aber, es wird nicht als Gehässigkeit angesehen werden, wenn ich die

Aufmerksamkeit des Lesers vor allem auf die 4 Korps lenke, welche beinahe die ganze Zeit vor dem Feinde waren, die 60. Schützen, das Sirmurbataillon der Gurkhas, die Guiden, und die 1. Punjab-Infanterie. Immer an der Front unserer Stellung stehend, waren sie konstant dem feindlichen Feuer ausgesetzt, und ihre Verlustliste redet eine beredte Sprache von den Taten, die diese Braven vollbracht haben. Die 60. Schützen verließen Meerut 440 Mann stark; einige Tage vor dem Sturm erhielten sie eine Verstärkung von 200 Mann, das macht im ganzen 640; ihre Verluste betrugen 389 Mann. Das Sirmurbataillon begann den Feldzug mit 450 Mann und erhielt eine Verstärkung von 90 Mann; seine Gesamtstärke betrug demnach 540 Leute; die Verluste des Bataillons betrugen an Toten und Verwundeten 319 Mann. Die Stärke der Guiden betrug, als sie nach Delhi kamen, an Kavallerie und Infanterie 550 Mann; sie verloren 303 Mann. Das 1. Punjab-Infanterieregiment langte in Delhi mit 3 britischen Offizieren und 664 Eingeborenen aller Rangklassen an. Von den britischen Offizieren wurden 2 getötet und einer schwer verwundet, während von den Eingeborenen 8 Offiziere und 200 Mann getötet und verwundet wurden.

Unter den eingeborenen Offizieren, welche getötet wurden, befand sich Subadar Ruttun Sing, welcher auf dem Glacis tödlich verwundet niederfiel. Er war ein Patiala Sikh, und war invalid geworden. Als das 1. Punjab-Infanterieregiment sich Delhi näherte, sah Major Coke den alten Mann mit zwei umgehängten Schwertern auf der Straße stehen. Er bat, wieder in Dienst gestellt zu werden, und als Coke ihn abwies, sagte er: „Was? mein altes Regiment will in Delhi ohne mich kämpfen? Ich hoffe, ihr werdet mich meine alte Sikhkompagnie in die Schlacht führen lassen! Ich will diese beiden Schwerter für eure Sache zerbrechen!“ Coke erfüllte den Wunsch des alten Mannes, und während der ganzen Belagerung zeigte der Alte einen unglaublichen Mut. Bei der großen Attacke auf das „Sammy Haus“, am 1. und 2. August, als Leutnant Travers von seinem Regimente getötet wurde, sprang Ruttun Sing trotz des Kugelregens gegen die Brustwehr und schrie dem Feinde, welcher das Pikett stürmen wollte, zu: „Wenn einer kämpfen will, so komme er her und stehe nicht dort und schieße wie ein Feigling! Ich bin Ruttun Sing von Patiala!“ Dann sprang er über die Brustwehr hinweg mitten in die

Feinde hinein und trieb sie, von seinen Leuten gefolgt, unter schweren Verlusten in die Flucht.

Am Tage des Sturmes war das Regiment zum Rendezvous bei Ludlowschloß links aufmarschiert. Während die Artillerie noch einige wenige Schüsse auf die Breschen abgab, setzten sich die Leute hin, und als sich die Leute wieder aufstellten, standen sie in „Rechts aufmarschiert". Ruttun Sing kam nun zu Leutnant Charles Nicholson und sagte zu ihm: „Wir sollten links aufmarschiert zum Treffen vorrücken!" wodurch seine Kompagnie die Führung bei dem Sturme übernommen hätte. Wenige Minuten später war Ruttun Sing tödlich verwundet. Dal Sing, der Jemadar seiner Kompagnie, ein Mann von ebenso großem Mute wie Ruttun Sing, aber nicht von so leicht erregbarer Natur, wurde auf derselben Stelle getötet.

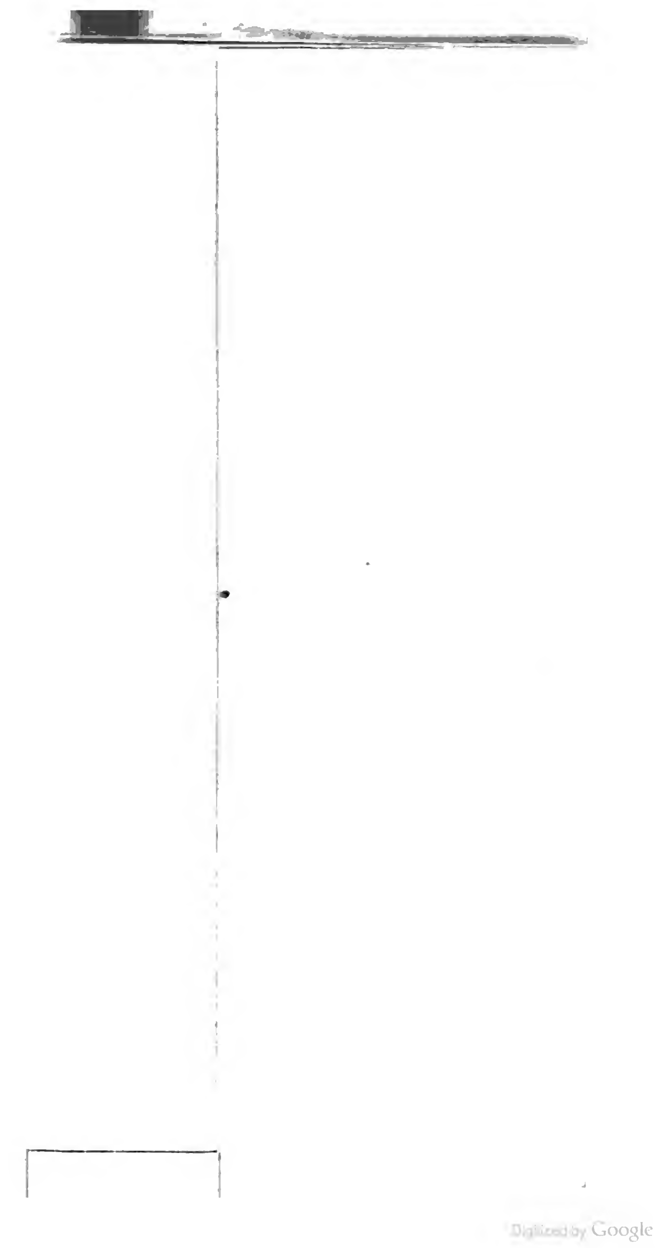
Von den britischen Offizieren, die vor Delhi dem Regimente attachiert waren, blieb einer tot und 4 wurden verwundet. Weiterhin ist es für mich eine große Freude, der Dienste Erwähnung zu tun, welche die Artillerie und das Ingenieurkorps geleistet haben. Die ersteren zählten von ihrer geringen Anzahl 365 getötet oder außer Gefecht gesetzt, während die letzteren zwei Drittel ihrer Offiziere und 293 Mann verloren. Ich kann dieses Kapitel nicht besser schließen, als durch Wiedergabe der Worte, welche Lord Canning, der Generalgouverneur von Indien, der Veröffentlichung der Depeschen von Delhi hinzufügte: „Im Namen der beleidigten Menschheit, eingedenk des unschuldigen Blutes, das so schändlich vergossen wurde, und in Anerkennung an die erste fühlbare Strafe, welche dem gemeinsten Verrate, der je zu stande kam, zuteil wurde, spricht der Generalgouverneur vor versammeltem Rate dem Generalmajor Wilson und den tapferen Truppen von Delhi seine Dankbarkeit aus. Er tut dies in der sicheren Überzeugung, daß ihnen derselbe Tribut nicht nur in England, sondern überall gezollt werden wird, wo die Nachricht von dem Triumphe zivilisierte Gegenden erreicht."

Kapitel XX.

Notwendigkeit weiterer Handlung — Abmarsch von Delhi — Gefecht bei Bulandshahr — Tod von Leutnant Homes — Ein umherirrender Ritter — Kampf bei Aligarh — Agra appelliert — Zusammenbruch der Verwaltung — Überrascht vom Feinde — Gefecht bei Agra — Aufregende Jagd — Der Taj Mahal.

Der Fall Delhis wurde überall mit großem Jubel begrüßt; die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch Indien der Länge und Breite nach und war für alle Europäer eine Erleichterung. Am meisten fühlten sich die Europäer im Punjab wie von einem Alp befreit, da sie wußten, daß die loyale Gesinnung der Bevölkerung nicht weit her war, und daß, wenn die Einnahme Delhis mißglückt wäre, der ganze Punjab, und auch die Sikhs aufgestanden sein würden. Überall wurden auf den Stationen Freudensalven abgefeuert, aber die eingeborene Bevölkerung wollte zuerst garnicht glauben, daß es der kleinen Armee, die sie noch vor einigen Monaten hatten durchmarschieren sehen, gelungen sein sollte, die große, gut befestigte Stadt Delhi einzunehmen. Selbst damals hatte ihnen die Anzahl zu gering geschienen, und jetzt hatten die Truppen noch durch Krankheit und vor dem Feinde große Verluste gehabt. Wirklich konnten sie nicht eher von der Richtigkeit dieser Nachricht überzeugt werden als bis ein eingeborener Pferdewärter, der zur Belagerungstruppe gehört hatte, ihnen in Gestalt von Beute, die er nach Hause brachte, den Beweis lieferte, daß wir wahrhaftig gesiegt hatten.

Da Sir John Lawrence nur zu wohl die Schwäche unserer Lage im Punjab erkannte, wenn man dagegen die Stärke der Sikhs betrachtete, bat er General Wilson, sobald er von der Einnahme hörte, ihm als offengültigen Beweis seines Triumphes ein britisches Regiment zu schicken. Aber obgleich die Stadt genommen war, blieb noch so manches zu tun, bis auch nur ein einziger Mann entbehrt werden konnte. Vor allem war es notwendig, die Verbindung mit Cawnpore und Lucknow herzustellen, um sich über den wahren Stand der Dinge in jener Gegend genau zu orientieren. Wir hatten wohl davon gehört, daß Havelock Lucknow nicht hatte erreichen können und schließlich gezwungen war nach Cawnpore zurückzukehren, um Verstärkungen zu erwarten; was wir aber nicht wußten, war, ob er diese



Verstärkungen erhalten hatte, und wie lange sich Lucknow noch zu halten vermöchte.

Es wurde in Delhi keine Zeit versäumt. Am 21. September, an demselben Tage, an welchem der Palast eingenommen wurde, beschloß man, eine Abteilung nach Cawnpore zu schicken; aber wegen der außerordentlichen Anstrengungen, welche die ganze Armee vor Delhi durchgemacht hatte, war es schwer eine Auswahl zu treffen. Die Gesamtstärke des Korps, welches schließlich zusammengestellt wurde, belief sich auf 750 britische und 1900 eingeborene Soldaten, mit 16 Feldgeschützen. Es waren folgende Truppenteile: 2 Abteilungen reitende Artillerie mit je 4 Geschützen und 1 Haubitze unter den Hauptleuten Remmington bezw. Blunt; eine Feldbatterie mit 6 Geschützen unter Hauptmann Bourchier; ein britisches Kavallerie-Regiment, die 9. Ulanen, zu 300 Mann zusammengeschmolzen, unter Major Ouvry; 2 britische Infanterie-Regimenter, das 8. und das 75., befehligt von Major Hinde und Hauptmann Gordon (ungefähr 450 Mann); Detachements von 3 Punjab-Kavallerie-Regimentern, dem 1., 2. und 5., kommandiert von den Leutnants John Watson, Dighton Probyn und George Younghusband, im ganzen 320 Mann; ein Detachement der Hudson-Reiterei, 180 Mann, unter Leutnant Hugh Gough; 2 Punjab-Infanterie-Regimenter unter dem Kommando der Hauptleute Green und Wilde, ungefähr 600 Mann; außerdem 200 Sappeure und Mineure unter den Leutnants Home und Lang.

Da kein hervorragender hoher Offizier abkömmlich war, hätte das Kommando eigentlich dem ältesten Regimentskommandeur gegeben werden sollen. Dies war Oberst Hope Grant von den 9. Ulanen. Aber aus irgend einem Grund wurde Oberstleutnant Greathed vom 8. Infanterieregiment von General Wilson ausgewählt. Hauptmann Bannatyne vom selben Regiment wurde zu seinem Brigadeadjutanten ernannt, und ich ging mit der Kolonne als stellvertretender General-Quartiermeister-Assistent. Nach der Einnahme Delhis kehrte der ganze Stab des Hauptquartiers nach Simla zurück, außer Henry Norman, dem der Soldateninstinkt riet, bei der Kolonne zu bleiben, damit er jederzeit bereit sei, sich dem eben in Indien angelangten neuernannten Oberkommandierenden, Sir Collin Campell, anzuschließen.

Gerade als wir von Delhi bei Tagesanbruch des 24. September wegmarschierten, fand Nicholsons Begräbnis statt. Es war für mich

außerordentlich schmerzlich, dem Manne, den ich über alles geliebt und verehrt hatte, nicht die letzte Ehre erweisen zu können, aber ich konnte die Kolonne nicht verlassen. Der Marsch durch Delhi im frühen Morgen war grausig. Unser Weg führte uns vom Lahoretor bis zur Chandni Chauk-Vorstadt durch eine wahre Totenstadt. Man vernahm keinen Ton, nur das regelmäßige Fallen unserer Schritte; kein lebendes Wesen war zu sehen. Tote Körper lagen überall verstreut, in allen möglichen Stellungen, wie sie der Todeskampf mit sich brachte, und in allen Stadien der Verwesung. Wir verhielten uns ganz ruhig, oder sprachen unfreiwillig im Flüsterton, als ob wir fürchteten, die Ruhe der Toten zu stören. Was wir an jenem Morgen sahen, war furchtbar und ekelerregend zugleich. Hier nagte ein Hund an einem entblößten Fuß, dort scheuchten wir einen Raubvogel von seinem scheußlichen Mahle weg, aber er war zu voll, um fliegen zu können, und flatterte nur in sichere Entfernung. Oft waren die Stellungen der Körper ganz wie im Leben. Einige hielten ihre Waffen hoch gehoben, als wenn sie winken wollten, wahrhaftig! es war ein schrecklicher Anblick. Unsere Pferde schienen sich ebenso zu entsetzen wie wir, sie schüttelten sich, und schnaubten vor Abscheu. Die Luft war in furchtbarer Weise verpestet, sodaß den meisten übel wurde. Man kann sich kaum die Freude denken, die wir empfanden, als wir die frische reine Landluft atmeten. Aber unberührt sollten wir nicht davon kommen. An jenem Tage hatten wir mehrere Fälle von Cholera; eines der Opfer war Hauptmann Wilde, der Kommandeur des 4. Punjab-Infanterieregiments. Er wurde, wie man dachte, in hoffnungslosem Zustand nach Delhi zurückgesandt, erholte sich aber zu unserer Freude von der Krankheit und tat bis zum Schlusse des Feldzuges an der Spitze seines schönen Regiments ausgezeichnete Dienste.

Nach einem Marsche von 18 Kilometer kamen wir nach Ghazi-uddin-nagar und fanden den Platz leer. Dort blieben wir den ganzen nächsten Tag. Die Lasttiere waren durch die lange Ruhepause vor Delhi ganz außer Gewohnheit gekommen, und es wurde nötig das Gepäck zu reduzieren; vor allem wurde der unnütze Plunder zurückgelassen, den die Lagerfolger mitgenommen hatten. Wir wurden von einigen unternehmenden Zivilisten begleitet, welche sich einen Tag nach der Einnahme des Palastes dort eingefunden hatten. Unter ihnen

befand sich Alfred Lyall, ein Schulkamerad von mir. Er war auf dem Wege, um seine Stelle als Magistratsassistent in Bulandshahr einzunehmen, wo er stationiert war, als der Aufstand ausbrach. Als wir zusammen ritten, erzählte er mir in sehr interessanter Weise von seinen persönlichen Erlebnissen in den ersten Tagen des Aufstandes bis zu dem Zeitpunkt, da der Aufstand das ganze Land ergriff, so daß er Schutz in Meerut suchen mußte. Ich würde die Geschichte meinen Lesern gern wiederholen, aber ich fürchte, sie würde nur verlieren, unterlasse es daher lieber und gebe mich der Hoffnung hin, daß Lyall eines Tages sich auch bewogen fühlt, seine Geschichte in der pittoresken und anziehenden Sprache zu erzählen, durch welche er dem gebildeten Publikum in England schon lange bekannt ist. Früh am nächsten Morgen, am 28., kamen Norman, Lyall und ich, als wir mit Watsons Kavallerie etwa 5 Kilometer vor der Hauptkolonne ritten, an einen Kreuzweg, dessen eine Straße nach Bulandshahr und die andere nach Malagarh führte, zu einem Fort, das einem Mohamedaner gehörte, dem Walidad Khan, der, als die englische Herrschaft fürs erste vorüber zu sein schien, von dem Distrikt im Namen des Kaisers von Delhi Besitz nahm. Wir hielten an, und nachdem wir unsere Posten ausgestellt hatten, legten wir uns hin und warteten auf den Abend. Nach Informationen, welche die Zivilbeamten der Kolonne erhalten hatten, war es nicht unwahrscheinlich, daß sich der Feind in großer Anzahl in der Nähe befand.

Der Feind ließ uns nicht lange darüber im Zweifel, daß unsere Befürchtungen richtig waren; denn bald wurden wir ungestüm durch das Knattern der Schüsse aus dem Schlafe geweckt, welche zwischen unsern und den feindlichen Posten gewechselt wurden. Es wurde sofort der Vorhut und unserem Kommandeur Meldung gemacht, und wir bemühten uns unterdessen die genaue Stellung des Feindes zu erkunden. Wir fanden sie bei Bulandshahr und waren also von der Hauptmacht nur einige Kilometer entfernt.

Als wir vorrückten, retirierte die feindliche Kavallerie, und sobald wir unter das Feuer der feindlichen Kanonen kamen, griff unsere reitende Artillerie in das Gefecht ein. Nun kam auch unsere Infanterie heran und fand den Feind in einer außerordentlich starken Stellung. Die Rebellen lagen hinter den Mauern des Gefängnisses und eines Serais am Eingange der Stadt. Ihre linke Flanke wurde

durch die Umwallungen der Gärten und durch Häuserruinen von verlassenen Gouvernementsgebäuden gedeckt, in denen auch große Truppenansammlungen stattgefunden hatten. Von diesen Punkten wurden sie durch die 75. vertrieben, welche einen sehr entschlossenen Angriff machten und 2 9-Pfündergeschütze erbeuteten; ein drittes wurde von der Kavallerie genommen. Nun begannen die Rebellen den Rückzug und wurden von einer kleinen Abteilung Kavallerie unter Drysdale von den 9. Ulanen verfolgt. Es gingen außerdem noch Sarel vom selben Regiment, August Anson von der 84. Infanterie und ich mit der Kolonne. Wir mußten durch ein Labyrinth von engen Gassen hindurch, fanden uns aber schließlich doch zurecht und gelangten ins Freie. Wir kamen zu einem Torweg, welcher aus der Stadt führte und mit fliehenden Städtern, Ochsenkarren und berittenen und unberittenen Rebellen erfüllt war. Dort hatten wir ein hitziges Gefecht; Sarel wurde verwundet, als er gerade einem Sepoy seinen Säbel durch die Brust rannte; es wurde ihm der Zeigefinger der rechten Hand durch eine Kugel abgerissen, welche dann noch durch seinen Arm ging. Anson war von einer Schar Aufständischer umgeben und vollbrachte Wunder der Tapferkeit, wofür er auch das Viktoriakreuz erhielt. Ich ritt ein Waziripony, welches Nicholson gehört hatte. Da das Pferd sein Liebling war, beauftragte ich einen Freund, das Tier für mich beim Verkauf von seinen Effekten zu erstehen. Der Ponie war natürlich sehr unruhig und aufgeregt durch das Feuern und das Geschrei um uns herum, sprang hin und her, stieg und schlug. Es war an dem Tage nicht leicht das Pferd zu reiten, aber es rettete mir dadurch das Leben. Inmitten des Wirrwarrs sah ich einen Sepoy, welcher auf mich anlegte. Ich konnte ihn leider nicht erreichen, weil der Menschenknäuel zwischen mir und ihm mich daran verhinderte. Er schoß; mein aufgeregtes Pferd stieg in dem Augenblick und erhielt den Schuß, der für mich bestimmt war, in den Kopf. Obwohl das Pferd schwer verwundet war, erholte es sich doch wieder und hat mir noch lange gute Dienste geleistet.

Die Arbeit fiel an diesem Tage hauptsächlich der Kavallerie und reitenden Artillerie zu. Major Ouvry, der sie kommandierte, muß sich diesen Tag stolz gefühlt haben; denn sie benahmen sich ausgezeichnet. 2 von Blunts Kanonen unter dem Befehle eines meiner Freunde von Addiscombe, mit Namen Cracklow, taten sich sehr hervor.

Die 9. Ulanen unter Drysdale verrichteten Wunder; und die 3 Schwadronen der Punjabkavallerie, befehligt von ihren tapferen jungen Führern: Probyn, Watson und Younghusband, sowie die Schwadron Hudson-Reiterei unter der Führung Hugh Goughs zeigten, aus was für gutem Stoff sie gemacht waren. Unsere Verluste betrugen 6 getötete, 6 verwundete Offiziere und 35 verwundete Mannschaften. Der Feind verlor 300. Es fiel eine Unmenge Munition und Gepäck in unsere Hände, darunter viele Sachen, die von europäischen Männern und Frauen stammten.

Nach dem Gefecht marschierte unsere Kolonne durch die Stadt und schlug ihr Lager 2 Kilometer unterhalb derselben an dem Ufer des Kali Naddi auf.

Am selben Nachmittag wurde in der Richtung nach Malagarh rekognosziert, welcher Platz aber verlassen gefunden wurde. Dies war ein erfreuliches Resultat des Morgengefechtes; denn wenn das Fort verteidigt worden wäre, hätte es uns viel Schwierigkeiten gemacht. Walidad Khan hatte wahrscheinlich gehofft, eine Rolle spielen zu können; denn er hatte begonnen, Kanonenlafetten zu bauen, und wir fanden roh gegossene Kanonenrohre auf den Drehbänken fertig, um gebohrt zu werden. Es wurde beschlossen, das Malagarh-Fort, in dem wir eine Unmenge von Artikeln fanden, welche von englischen Residenten stammten, zu zerstören. Seine Demolierung nahm aber Zeit in Anspruch, und da wir nicht weiter marschieren wollten, bis Wagen für den Verwundetentransport von Meerut eingetroffen waren, verblieben wir in Bulandshahr 4 Tage.

Am Nachmittag des 1. Oktober wurde das Fort gesprengt; unglücklicherweise kam bei der Sprengung der überwachende Leutnant Home um, derselbe Offizier, welcher bei der Sprengung des Kaschmirtores so wunderbar davongekommen war. Für diese Heldentat war derselbe für das Viktoriakreuz in Vorschlag gebracht worden. Die Mine war gelegt worden, und die Zündschnur angebrannt; da die Explosion auf sich warten ließ, ging Home zu der Mine, um die Zündschnur, die er verlöscht meinte, wieder anzuzünden. In dem Moment flog die Mine auf und Home war eine Leiche. Sein Tod wurde uns allen im Lager umso fühlbarer, als er zu einer Zeit erfolgte, wo alle Aufregung des Gefechtes vorüber war.

Wir verließen Bulandshahr am 3. Oktober und sagten Lyall ein

herzliches Lebewohl; wir hatten das Gefühl, daß er in eine ziemlich verzweifelte Lage versetzt war, da er, auf sich selbst angewiesen, nur die allgemeine Instruktion hatte, die Autorität der britischen Regierung in dem Distrikte wiederherzustellen. Er wurde jedoch glücklicherweise nicht belästigt, und einige Tage nachher stieß eine kleine Abteilung aus Meerut zu ihm. Während des darauffolgenden Monats hatte er mit dem Feinde einige hitzige Treffen zu bestehen; denn Rohilkand, ein großer Landstrich östlich von Bulandshahr, war noch bis zum nächsten Frühling von den Rebellen besetzt, und Lyalls Distrikt wurde ständig von Sepoys auf ihrem Durchmarsch berührt.

Am Nachmittag desselben Tages erreichten wir Khurja, eine mittelgroße mohamedanische Stadt, aus der einige unserer Kavalleristen stammten. Das erste, was uns in die Augen fiel, als wir ankamen, war ein Skelett, welches ostentativ gegen das Geländer der Brücke gelehnt war, wo man nach unserem Lagerplatz ging. Es wurde von mehr als einem europäischen Arzte erklärt, daß das Skelett, dessen Kopf fehlte, und dessen Knochen teils zerhackt, teils zerbrochen waren, einer Europäerin angehört haben mußte. Dieser Anblick machte die Soldaten wütend; sie verlangten nach Rache, und für einen Augenblick schien es, als wenn die Stadt Khurja für das begangene Verbrechen bestraft werden solle. Später aber beruhigten sich die Gemüter etwas. Die Einwohner beschworen ihre Unschuld und sprachen ihre Bereitwilligkeit aus, unsere gehorsamen Diener zu sein. Es kam ihnen schließlich zu gute, daß man ihnen nichts nachweisen konnte, und sie gingen frei aus. Einige Soldaten hingegen, die zu revoltierenden Regimentern gehörten und sich in der Stadt aufhielten, wurden verurteilt, gehängt zu werden, oder freigesprochen, je nachdem man ihnen Missetaten nachweisen konnte oder nicht.

Ein Fakir erregte einiges Aufsehen, als wir das Lager erreichten. Er saß unter einem Baume dicht bei unseren Zelten. Der Mann stand wahrscheinlich unter einem Eid des Schweigens; solche Eide werden oft von frommen Hindus geschworen, um Sünden zu büßen, oder sich einen besseren Platz im Himmel zu sichern. Als wir ihn ansprachen, zeigte der Mann auf eine Schüssel aus Holz. Solche Schüsseln wurden damals allgemein benutzt, um das Essen zu mischen, und zuerst schien uns an dieser Schüssel gar nichts Auffälliges; als wir aber näher zusahen, erkannten wir, daß auf dem Boden ein

Stück Holz abzunehmen ging. Nachdem wir es herausgenommen hatten, kam ein doppelter Boden zum Vorschein, in welchem ein Stück Papier lag. Es war ein Schreiben des Generals Havelock in griechischen Buchstaben und enthielt die Mitteilung, daß er auf seinem Wege nach Lucknow sei, und die Bitte an den Kommandeur einer Kolonne, in dessen Hände das Schreiben zufällig gelangen würde, so schnell wie möglich vorzurücken, da er Verstärkungen bitter nötig habe. Er besitze keinen Wagen, und habe viel zu wenig Leute. Daher entschloß sich Greathed, ohne den geringsten Zeitverlust nach Cawnpore aufzubrechen.

Gerade als wir von Bulandshahr wegmarschieren wollten, berichtete mir ein Spion, daß in einem Dorfe einige Kilometer entfernt eine Engländerin gefangen gehalten werde, welche um Hilfe bäte. Nach einem Kreuzverhör, das ich mit dem Manne vornahm, schien mir irgend ein Haken an der Sache zu sein, und ich sagte deshalb dem Manne, daß ich erst an die Wahrheit eines Berichtes glauben könne, wenn er mir einen Beweis für die Anwesenheit der Dame in jenem Dorfe brächte. Als die Kolonne in Khurja anlangte, kam der Mann wieder zu mir und überbrachte mir einen Zettel mit den geschriebenen Worten „Miß Martindale". Nun war ich der Meinung, die Sache müsse untersucht werden, und bat den Brigadier um Erlaubnis, einen Umweg nach dem Dorfe machen zu dürfen. Der General sagte zu, und wir machten uns auf den Weg. In meiner Begleitung befanden sich Watson und Probyn mit ihren beiden Schwadronen Kavallerie. Wir richteten unseren Marsch so ein, daß wir kurz vor Sonnenuntergang das Dorf erreichen mußten. Die Kavallerie umzingelte es, und wir begaben uns nach dem Hause, in dem, wie der Führer angab, die Dame sich aufhalten sollte. Das Haus war nicht nur ganz leer, sondern mit Ausnahme von einigen alten und gebrechlichen Leuten befand sich im ganzen Dorfe keine Menschenseele. Das gab mir sehr zu denken, denn ich war der Meinung, alles getan zu haben, um die Sache heimlich zu machen, aus Furcht, die Leute würden, wenn sie etwas von unserem Plane merkten, die Dame schnell fortschaffen. Bei Tagesanbruch untersuchten wir die Umgegend und fanden einige Dorfbewohner und Rebellen versteckt. Sie schworen einer wie der andere, daß an der ganzen Geschichte nicht ein wahres Wort sei, und da es ein unnötiger Zeitverlust schien, noch weiter zu suchen, wollten wir uns eben auf den

Rückweg machen, als jemand von unseren Leuten rief: „Hier ist die Dame!“ Es erschien ein düster aussehendes Mädchen in der Kleidung der Eingeborenen, ungefähr 16 Jahre alt. Wir hatten einige Schwierigkeiten, das junge Mädchen zum Sprechen zu bringen. Nachdem wir ihr die Versicherung gegeben hatten, daß den Leuten, bei denen sie wohne, kein Leid geschehen solle, erzählte sie, die Tochter eines Angestellten im Bureau des Bevollmächtigten in Sitapur zu sein. Ihre ganze Familie sei in den ersten Tagen des Aufstandes getötet und sie von einem eingeborenen Soldaten nach seinem Hause gebracht worden. Wir frugen, ob sie mit uns kommen wolle. Nach einigem Zögern sagte sie nein, und setzte hinzu, der Soldat hätte sie nach mohamedanischem Brauche geheiratet. Da sie keine Verwandten mehr hätte, zu denen sie zurückkehren könne, wolle sie lieber hier bleiben, weil sie gut behandelt würde. Als wir frugen, warum sie denn nach uns geschickt habe, erklärte sie, zuerst hätte sie mit uns gehen wollen, sei aber nun anderer Meinung geworden. Nachdem wir noch eine Weile versucht hatten, sie zum Mitkommen zu bewegen, ritten wir davon und ließen sie mit ihrem Soldaten allein, welchen sie allem Anschein nach ganz gern hatte. Einige Jahre später schrieb sie an das Zivilgouvernement des Distriktes und beklagte sich in so mitleiderregender Weise über die schlechte Behandlung, die sie erfuhr, daß sie nach Calcutta geschickt wurde, wo einige gütige Damen sich um ihr Fortkommen kümmerten. Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß man uns weidlich auslachte, als das Resultat unserer Expedition im Lager bekannt wurde.

In Somna, wo wir die Nacht verbrachten, erhielten wir die Nachricht, daß mohamedanische Insurgenten, aus den Gefängnissen befreite Sträflinge und rebellische Rajputs aus der Nachbarschaft sich anschickten, unserem Vormarsch gegen Aligarh Widerstand entgegenzusetzen, und daß dieselben hofften, von Delhirebellen große Unterstützung zu erhalten. Wir erreichten Aligarh kurz vor Tagesanbruch am 5. Oktober.

Unser Vormarsch wurde durch eine buntscheckige Menschenmenge aufgehalten, welche vor dem Walle aufgestellt war und in allen Tonarten schrie und lärmte, Trompeten blies, die Trommel rührte und uns mit den einladendsten Hindustanausdrücken bedachte. Aber so weit wir sehen konnten, befanden sich keine Sepoys unter ihnen. Als

die reitende Artillerie näher kam, flüchteten diese tapferen Krieger eiligst in die Stadt, schlossen die Tore und ließen zwei Geschütze in unseren Händen. Da sie der sicheren Meinung waren, wir würden die Stadt angreifen und nehmen, liefen sie zur anderen Seite aus den Toren wieder heraus und eilten, das offene Feld zu gewinnen.

Aber wir hatten genug von den früheren Straßenkämpfen. Wir teilten unsere Kavallerie und berittene Artillerie in 2 Abteilungen, welche, die eine rechts um den Wall, die andere links herum, die Feinde verfolgen sollten, sobald sie sich auf der entgegengesetzten Seite wieder vereinigt hätten. Wir verfolgten sie auf mehrere Kilometer. Aber einige der Insurgenten hatten sich in den Feldern versteckt und wurden erst von der Kavallerie bemerkt, als dieselbe nach dem Lager zurückritt. Ouvri formierte eine lange Linie und ließ sie durch die Felder reiten. So töteten die Reiter noch eine ganze Anzahl der Feinde, einen nach dem andern, während unsere Verluste geringfügig waren.

Die Einwohner von Aligarh schienen unter dem Rebellenregiment keine allzufröhliche Zeit gehabt zu haben; denn sie waren augenscheinlich über unsere Morgenarbeit sehr erfreut und brachten auch bereitwilligst alles herbei, was wir von ihnen verlangten, wie Futter, Nahrung für die Truppen u. s. w.; sie zeigten uns auch deutlich, wie gern sie bereit waren, uns zu helfen.

So wenig wir eine Verminderung unserer kleinen Streitmacht eigentlich vertragen konnten, sahen wir doch ein, daß die Unordnung in dem Distrikte nicht so weiter gehen könnte, und ließen deshalb 2 Kompagnien Punjabsoldaten in Aligarh, welche zugleich dem jungen, über den Distrikt gesetzten Beamten zur Wache dienen sollten. 20 Kilometer von Aligarh entfernt, auf dem Wege nach Cawnpore, wohnten 2 Rajputs-Zwillinge, welche eine solche hervorragende Rolle in dem Aufstande gespielt hatten, daß von den britischen Behörden Preise auf ihre Köpfe gesetzt waren. Für den zukünftigen Frieden der Provinz wurde es nötig befunden, sie gefangen zu nehmen. Um sie ganz und gar zu überraschen, wurde ausgesprengt, die Kolonne marschiere nach Agra, von wo aus man beunruhigende Nachrichten erhalten hatte; der heimliche Marschbefehl lautete aber nach Cawnpore. Die Kavallerie ritt voraus und umzingelte noch in der Dunkelheit das Dorf Akrabad, in dem die Brüder wohnten. Als diese zu entfliehen versuchten, wurden

sie beide getötet. In ihrem Hause fanden wir 3 kleine Kanonen, geladen und fertig zum Abfeuern, aber wir waren zu unverhofft gekommen, als daß sie gegen uns hätten gebraucht werden können. Außerdem fanden wir noch eine Menge Sachen, die europäischen Damen gehört haben mußten, Kleider, Bücher, Photographien und allerhand Kleinigkeiten, und wir hatten das Gefühl, daß die beiden ihr Schicksal redlich verdient hatten.

Wir hielten am 7. Oktober und marschierten am 8. quer durch das Land nach Bryjgarh, einem nett unter einem befestigten Hügel gelegenen Dorfe, mit der Absicht, näher an Agra zu kommen, von wo die Berichte uns große Sorge gemacht hatten. Außerdem beabsichtigten wir eine Stellung einzunehmen, die uns gestattete, die Aufständischen von Rohilkand, welche die Garnison von Lucknow verstärken wollten, abzufangen.

Wir waren eben erst nach Bryjgarh gekommen, als wir die Nachricht erhielten, daß das Detachement, welches wir in Aligarh zurückgelassen hatten, bald Arbeit bekommen werde, und zur selben Zeit kam die Bitte um schleunige Hilfe von Agra, wo die Insurgenten von Gwalior, Mhow und Delhi einen gemeinsamen Angriff machen wollten. Sofort wurden 50 Leute von Hodsons Reiterei unter einem europäischen Offizier und genügende Infanterie nach Aligarh zurückgesandt, welches im ganzen jetzt eine Garnison von 200 Mann hatte. Es war ohne Zweifel, daß man auch sofort der Bitte von Agra entsprechen mußte, da die Hauptstadt der Nordwest-Provinz ein wichtiger Punkt war.

Die Truppen und Residenten waren für mehr als 3 Monate ununterbrochen in der Festung eingeschlossen gewesen, und die Briefe, welche einander in schneller Weise folgten, zeigten, daß die Behörden in größter Besorgnis schwebten. Wir fühlten daher, daß es unsere Pflicht sei, zuerst unsere Schritte nach Agra zu lenken, obwohl es uns 80 Kilometer aus unserem Kurs brachte, und wir dann natürlich fürs erste noch nicht daran denken konnten, Havelock und Lucknow Hilfe zu bringen.

Die Kolonne brach um Mitternacht am 8. Oktober auf, und die Kavallerie und reitende Artillerie, welche ich begleitete, ging so schnell als möglich voraus. Als wir 50 Kilometer zurückgelegt hatten, kam von Agra die beruhigende Nachricht, wir brauchten uns nicht so zu

eilen, die Feinde hätten von unserem Anmarsch gehört und zögen sich zurück. Wir waren natürlich nicht abgeneigt und warteten, bis die Infanterie uns eingeholt hatte.

Früh am 10. Oktober erreichten wir Agra. Als wir den Jumna auf einer Schiffbrücke überschritten hatten, mußten wir unter den Wällen des alten pittoresken Forts vorbei, welches vor 300 Jahren vom Kaiser Akbar erbaut wurde.

Die Europäer, welche solange hinter den Wällen hatten aushalten müssen, strömten überwältigt von Freude zu uns hinaus, um uns zu bewillkommnen und zu danken, daß wir ihnen endlich die Freiheit gebracht hatten. Wir machten, glaube ich, einen sehr schmutzigen und unordentlichen Eindruck im Vergleich zu den tadellos gekleideten Damen und den sauber und gut aussehenden Truppen, welche uns begrüßten; denn es wurde die Bemerkung einer Dame gehört, welche, als sie uns sah, ausrief: „Hat man je eine schmutzigere Bande gesehn?" Unsere Kleider waren wirklich in keinem sehr guten Zustande und unsere Gesichter waren bronzefarben, so daß man den Engländer nur mit Mühe vom Eingeborenen unterscheiden konnte.

Auf unsere Fragen, was aus dem Feinde geworden sei, der, wie man uns erzählt, bei unserer Ankunft sich zurückgezogen hätte, wurde uns die Versicherung gegeben, daß wir uns nicht im geringsten zu sorgen brauchten. Die Rebellen wären über den Kari Naddi, 20 Kilom. von Agra, gegangen und seien im vollen Rückzuge auf Gwalior begriffen. Es war nicht unschwer, die Unglaubwürdigkeit einer vollständigen Zerstreuung der bedeutenden feindlichen Streitkräfte durch unsere Ankunft einzusehen, nachdem allein ihr gerüchtweise gemeldeter Anmarsch eine derartige Bestürzung bei den Behörden in Agra hervorgerufen hatte, daß ein Bote nach dem anderen geschickt werden mußte, um uns zur Eile anzutreiben.

Unseren Zweifeln wurde mit überlegenem Lächeln begegnet. Es wurde uns gesagt, die Rebellen hätten nicht vermocht, ihre Kanonen auf die Agraseite des Stromes zu bringen, und da sie sich ohne die Geschütze unserer Kolonne gegenüber machtlos wähnten, wären sie so schnell als möglich abmarschiert. Wir wurden mit deutlichen Zeichen des Unwillens gefragt, ob wir den Behörden nicht soviel zutrauten, daß sie durch tüchtige und getreue Leute die ganze Umgegend hätten untersuchen lassen. Man habe nicht eine Spur vom Feinde entdecken

können. Sie gaben uns die Versicherung, wir könnten unsere langentbehrte Ruhe in Frieden genießen. Es wurde uns außerdem von den Leuten, welche für richtige Informationen verantwortlich waren, wiederholt, daß diese Nachrichten vollständig glaubwürdig seien, und daß es gänzlich unnötig sei den Feind zu verfolgen, bevor sich die Truppen gehörig erholt hätten.

Wir hatten damals nicht die leiseste Ahnung von dem, was sich nur zu bald herausstellte, nämlich, daß man sich sowohl auf die Informationen, wie die Meinungsäußerungen der Behörden in Agra nicht im geringsten verlassen konnte. Die Verwaltung in Agra war wirklich eine Null; es gab keine Kontrolle, und die Krisis hatte keinen Mann in verantwortlicher Stellung gefunden, der verstanden hätte, die Tragweite der Krisis auch nur annähernd zu schätzen. Endloses Hin- und Herreden hatte schließlich, wie immer, unglücklicherweise Unentschiedenheit und Furchtsamkeit gezeitigt.

Wir konnten natürlich nicht ahnen, daß die Regierung einer solchen wichtigen Provinz in Händen von Leuten war, die vollständig außer stande waren, mit der Krisis fertig zu werden, gerade weil sie in Friedenszeiten dem Staate sehr gute Dienste geleistet hatten und allgemein geachtet waren.

Daß dies der Fall war, kann ohne Zweifel bewiesen werden; aber ich halte dies noch nicht für eine Entschuldigung dafür, daß wir uns vom Feinde gänzlich überrumpeln ließen. Wir hätten selbstverständlich das umliegende Gelände selbst untersuchen und unsere Wachen ausstellen sollen, wie es sonst üblich war. Keinesfalls hätten wir uns verführen lassen sollen, diese unumgänglichen militärischen Maßnahmen zu vernachlässigen wegen der Versicherungen, die wir von seiten der Autoritäten in Agra erhielten.

Der Brigadier befahl, das Lager aufzuschlagen, sobald die Zelte nachkommen würden, aber er erkannte nicht die Notwendigkeit, Posten auszustellen, bis der Abend hereingebrochen war. Ich markierte deshalb den Lagerplatz auf dem Paradefelde der Brigade, welches sich als der zum Lager geeignetste Platz erwies, ein mit Gras bewachsenes Stück offenes Gelände, 2 Kilometer vom Fort entfernt. Zur Linken und im Rücken lagen die Baracken der beiden eingeborenen Infanterieregimenter, welche entwaffnet worden waren und die Ruinen der an-

gezündeten Häuser ihrer europäischen Offiziere. Zur Rechten und in der Front waren die Felder bebaut, und die Ernte stand so hoch, daß sie jeden Augenblick hätte eingeheimst werden können; sie versperrte jede Aussicht auf das Gebiet unterhalb.

Da das Gepäck und die Zelte nicht sogleich erwartet werden konnten, erhielten Watson, Norman und ich Urlaub, um mit noch einigen anderen im Fort zu frühstücken. Wir hatten uns kaum hingesetzt, um zum ersten Male nach langer Zeit mit Damen uns zu Tisch zu setzen, als wir durch einen Schuß aufgescheucht wurden, dem bald ein zweiter und dritter folgte. Wir waren sofort auf den Beinen und riefen wie aus einem Munde: „Was soll das bedeuten? Sicher kann es nicht der Feind sein", setzte ein anderer von uns hinzu. Aber es war eben doch der Feind, wie wir zu unserer Bestürzung von dem Gastgeber erfuhren, welcher aus einem der Fenster sich davon überzeugt hatte. Derselbe kam in banger Hast zurück und teilte uns mit, daß unten gekämpft werde.

Weil wir zur Kolonne gehörten, sprangen wir die Treppen hinunter, bestiegen eiligst unsere Pferde und jagten, was wir konnten nach dem Kampfplatz.

Wir waren kaum auf halbem Wege, als wir durch eine schreiende Menschenmenge aufgehalten wurden, welche in Todesangst das Fort zu erreichen suchte. Sie bestand aus Männern, Frauen und Kindern, weißen und farbigen, und stürmte vorwärts wie vom Teufel besessen.

Die Flüchtlinge, welche in dem Fort seit 3 Monaten eingeschlossen waren, hatten von der Ankunft der Kolonne Vorteil gezogen, und weil sie sich nun ganz sicher wähnten, waren sie aus der Stadt gekommen, um sich die Eroberer von Delhi anzusehen (niemand glaubte noch recht an diese Tatsache) und zuzuschauen, wie das Lager aufgeschlagen wurde. Wieder andere statteten, durch die Anwesenheit unserer Truppen sicher gemacht, ihren verlassenen Wohnstätten Besuche ab. So fanden sich ungefähr zwei Drittel der gesamten 150000 Seelen zählenden Bewohnerschaft außerhalb der Stadt. Diese Unmenge von Menschen stürzte im ersten Schrecken nach dem Fort und der Stadt. Mitten auf dem Wege kamen ihnen die Gepäckwagen, welche zum Lager fuhren, entgegen. Im Handumdrehen griff die Panik auf die Elefanten, Kamele, Pferde, Träger, welche die Verwundeten trugen, und die Ochsen, die an schwere Wagen gespannt waren, über.

Alles machte Kehrt und schloß sich dem Wirrwarr an. Elefanten, welche genau so erschrocken waren, wie ihre Führer, wackelten, schreiend und Trompetentöne ausstoßend, dahin. Ochsentreiber kniffen die Ochsen mit noch größerer Herzlosigkeit und Energie als sonst in die Schwänze, um sie in Galopp zu bringen, was ihnen übrigens nicht gelang; und den Kamelen wurden beinahe die Nüstern aufgerissen, um sie aus ihrem gemessenen Tempo heraus zu bringen.

In dieses ganze Gedränge kamen wir hinein, und für einige Zeit war absolut nicht vorwärts zu kommen. Endlich aber gelang es uns durch Püffe, Drohungen und Gebrüll uns einen Weg zu bahnen und das Gefechtsfeld zu erreichen. Das war ein Anblick, den ich nie im Leben vergessen werde. Über den ganzen Paradeplatz wurde einzeln gekämpft. Dort attackierten einige Kavalleristen, hier fochten ein paar Bajonette gegen einige Säbel. Dann griffen einige berittene Rebellen eine von Blunts Kanonen an und konnten dieselbe auch eine Strecke weit fortschaffen. Gerade in der Front bildete eine Abteilung des 75. Regiments Karree, um den Angriff feindlicher Kavallerie abzuschlagen; die meisten der Infanteristen fochten in Hemdärmeln. Ein wenig rechts von den 75. hatten die Batterien Remmington und Bourchier der reitenden Artillerie vom Artilleriepark aus das Feuer eröffnet, ohne sich erst anzuziehen, und während der Zeit sattelten die eingeborenen Fahrer die Pferde. Noch weiter links sattelten die 9. Ulanen und Goughs Schwadron Hodson-Reiter eiligst ihre Pferde und stellten sich auf. Auf dem rechten Flügel machten sich das 8. Infanterieregiment und das 2. und 4. Punjab-Regiment eiligst fertig, während die 3 Schwadronen Punjabkavallerie unter Probyn dem Feinde in die Flanke zu kommen suchten.

Watson eilte davon, um das Kommando über die Punjabkavallerie zu übernehmen, während Norman und ich in verschiedener Richtung galoppierten, um den Brigadier zu suchen. Als ich hiermit beschäftigt war, wurde ich durch einen pferdelosen Reiter aufgehalten; mit einer Hand schwang er seinen Turban vor den Augen meines Pferdes hin und her, während er mit der anderen sein Schwert zückte. Ich konnte mein geängstigtes Pferd nicht nahe genug bekommen, um meinen Säbel zu gebrauchen, und meine Pistole, ein Deane und Adams Revolver, versagte; ich war daher dem Mann gegenüber machtlos. Da sah ich ihn zu meiner großen Beruhigung fallen; ein

Ulan, der meine Verlegenheit bemerkt hatte, stieß ihm seine Lanze durch die Brust.

Da es mir unmöglich war, den Brigadier aufzufinden, schloß ich mich dem nächsten höheren Offizier an, Major Frank Turner, der die Artillerie befehligte. Nach und nach wurde der Feind zurückgetrieben und die Truppen machten sich zur Verfolgung bereit.

Jetzt erschien Greathed auf der Bildfläche.

Mit weniger erfahrenen Truppen würde uns diese Überraschung, und es war eine komplette Überraschung, teuer zu stehen gekommen sein. Die meisten von den Leuten hatten unter den wenigen Zelten, die schon eingetroffen waren, oder im Schatten anderweitig in der Nähe geschlafen als zuerst eine Salve ins Lager kam. Sodann eröffnete eine Batterie, welche im Getreide versteckt aufgestellt war, ihr Feuer direkt ins Lager hinein. Während dessen ritten ein halbes Dutzend Rebellen, von denen einer die Kesselpauke der Eingeborenen schlug, ruhig zur Quartierwache der 9. Ulanen heran und machten den Posten nieder. Da sie wie Probyns Leute gekleidet waren, hielt man sie für solche, und es gelang ihnen, ganz nahe an die Wache heranzukommen. Hierauf machte die feindliche Kavallerie eine gemeinsame Attacke, und zu dieser erschienen wir gerade auf dem Kampfplatz. Der Kommandeur war nirgends zu finden, und keiner wußte, wer der älteste anwesende Offizier war. Daher mußte jedes Regiment und jede Batterie nach eigenem Gutdünken handeln.

Die Truppen machten sich in unglaublich kurzer Zeit fertig, und nun ging es sofort an die Arbeit, den Feind zu vertreiben. Die Artillerie antwortete den feindlichen Kanonen, aber die Infanterie wurde in ihrer Bewegungsfreiheit dadurch gehindert, daß sie annehmen mußte, durch ihr Feuer den Freunden mehr Schaden zuzufügen als den Rebellen. So fiel die Hauptarbeit der Kavallerie zu.

Die 9. Ulanen machten eine Reihe brillanter Attacken. Eine Abteilung zeichnete sich vor allem dadurch aus, daß sie das Geschütz von Blunt zurückholte. Der Rittmeister French wurde hierbei getötet, und sein Leutnant Johnes stürzte, aus vielen Wunden blutend, tödlich getroffen zusammen. Watson, Probyn und Younghusband säuberten mit ihren Schwadronen die rechte Flanke und erbeuteten dabei zwei Geschütze und einige Standarten. Hugh Gough tat dasselbe auf der anderen Seite.

Probyn zeichnete sich bei dieser Gelegenheit außerordentlich aus. In einem der Angriffe wurde er von seinen Leuten getrennt und war von Rebellen umzingelt, von denen er zwei niederschlug. Bei einer anderen Attacke eroberte er eine Standarte. Für diese und viele andere Taten der Tapferkeit im Aufstande erhielt der allbeliebte Offizier zu unserer aller Freude das Viktoriakreuz.

Als Greathed ankam, wurde der Befehl zur allgemeinen Verfolgung gegeben. Wir wollten uns gerade hierzu aufmachen, als das 3. europäische Regiment und eine Batterie Feldartillerie unter Oberstleutnant Cotton aus dem Fort anlangte. Da dieser Offizier im Range der ältere war, übernahm er das Kommando, und es verging kostbare Zeit, bis er sich über alles hatte Bericht erstatten lassen. Nachdem er seinen Wissensdurst befriedigt hatte, gab er schließlich seine Zustimmung zu dem Befehle Greatheds, und wir brachen von neuem auf. Wir überholten die retirierenden Feinde bald, welche alle Augenblicke fruchtlose Versuche machten stand zu halten.

Nachdem wir ungefähr 6 Kilom. zurückgelegt hatten, erreichten wir ihr Lager. Es nahm einen enormen Platz ein und muß sehr viel Zeit und Mühe gekostet haben, ein Umstand, welcher die Unkenntnis der Autoritäten in Agra, in Bezug auf die Nähe des feindlichen Lagers noch unbegreiflicher erscheinen läßt.

Unsere Infanterie hatte jetzt genug. Sie war mit ganz kurzen Zwischenräumen beinahe 60 Stunden auf den Beinen gewesen, und das 3. Europäer-Regiment war durch den langen Aufenthalt im Fort nicht mehr an den langen Marsch gewöhnt; außerdem hatten diese Truppen ihre dicke Scharlachuniform an. Es durfte aber dem Feinde keinesfalls gestattet werden, seine Kanonen mitzunehmen. Wir verfolgten also mit der Kavallerie und reitenden Artillerie die Feinde weiter und überließen der Infanterie die Ernte in dem Feindeslager. Es war eine sehr aufregende Jagd. Eigentum von aller Art fiel uns in die Hände, und bevor wir noch den Kari Naddi erreicht hatten, eroberten wir 13 Kanonen, darunter einige von großem Kaliber, und eine große Menge Munition. Der Feind verlor bei diesem Streifzuge nicht viele Leute, da die eingeborenen Truppen ein außerordentliches Geschick haben sich aufzulösen und zu verbergen, vor allem, wenn die Ernte noch auf den Feldern steht.

Als ich einige feindliche Kavalleristen beobachtete, welche auf dem anderen Ufer ihre Flucht fortsetzten, bemerkte ich, wie einige Leute, die zum 2. und 4. Punjab-Infanterieregiment gehörten, ihren Durst im Kari Naddi zu löschen suchten. In der Aufregung hatten sie bei der Verfolgung mit der Kavallerie Schritt gehalten und niemals daran gedacht, daß sie den ganzen langen Weg nach Agra wieder zurück machen mußten. Sie waren bei ihrer Rückkunft im Lager 100 Kilom. ohne Unterbrechung marschiert und hatten dabei noch ein Gefecht mit dem Feinde gehabt, der sehr in der Überzahl war.

Unsere Verluste waren gering. 12 Offiziere und Mannschaften waren getötet und 54 verwundet worden; außerdem wurden 2 Mann vermißt. Im Lager waren noch 20 Lagerfolger getötet und verwundet worden. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Rebellen genau so überrascht waren wie wir. Sie wußten, daß wir auf dem Marsche von Aligarh seien und hatten, wie wir später erfuhren, mit den Einwohnern der Stadt ausgemacht, daß diese die Schiffsbrücke zerstören sollten, damit wir nicht über den Fluß könnten. Unser Vormarsch war aber so schnell erfolgt, daß sie keine Zeit gehabt hatten, ihren Plan in Wirklichkeit umzusetzen; und obwohl man den Insurgenten gemeldet hatte, daß wir wirklich über den Fluß gesetzt seien, glaubten sie nicht an diese Nachricht, sondern hängten den Boten auf, der sie brachte. Ihr Zweifel wurde noch größer, als sie unser kleines Lager sahen, weil die meisten Zelte ja noch nicht angelangt waren. Dies alles bestärkte sie in der Meinung, daß dieses Lager für die Agragarnison bestimmt wäre. Sie hatten demnach auf einen leichten Sieg gehofft. Ihr Erstaunen wurde uns erst bekannt, als sie durch die 75. zurückgeschlagen wurden. Man hörte, wie sie einer dem anderen zuriefen: „Ho, Ho, Bruder! das sind doch die Leute von Delhi!"

Wir hielten in Agra den 11., 12. und 13. Oktober, einesteils, um unseren Leuten und den Transporttieren Ruhe zu gönnen, aber vor allem, weil es seine Schwierigkeiten hatte, aus den Krallen der Regierung des Nordwest-Distrikts herauszukommen. Die lokalen Behörden hatten keine Lust, auf ihren eigenen Füßen zu stehen. Unsere Verwundeten wurden zum Fort gebracht und in die Perlmoschee gebettet, einem wunderbaren kleinen Gebäude, das ganz in ein Spital umgewandelt wurde. Die Leute wurden außerordentlich gut von den

Damen gepflegt, welche überhaupt gar nicht genug für die Delhitruppen tun konnten.

Zum erstenmal sah ich die wunderbare weltberühmte Taj, das schönste Denkmal, das eines Gatten unendliche Liebe seiner verstorbenen Gattin errichtet hat. Es ist unmöglich für mich, das Unbeschreibliche zu beschreiben. Weder Worte noch Bilder können einem Leser, selbst wenn er mit größter Einbildungskraft ausgestattet ist, auch nur im entferntesten eine Idee von der überwältigenden Schönheit und Reinheit dieses einzigartigen Standbildes geben. Denjenigen, die es noch nicht gesehen haben, möchte ich zurufen: „Geht nach Indien! Die Taj allein ist die Reise wert".

Kapitel XXI.

Torheit der Autoritäten von Agra — Eine Reihe von Unglücksfällen — Resultat des Wankelmutes und der Unfähigkeit.

Während unseres dreitägigen Aufenthaltes in Agra erzählte man uns, was alles sich seit dem Beginne des Aufstandes bis zu unserer Ankunft ereignet hatte. Es war ein betrübender Bericht von Unfähigkeit und von zum Handeln verlorenen Gelegenheiten.

Der Gouverneur, ein sonst tüchtiger und erfahrener Beamter, hatte leider keinen festen Charakter und kein Selbstvertrauen. Anstatt nach eigenem Gutdünken zu handeln, stützte er sich auf das Urteil seiner Umgebung, welche keine Ahnung vom Charakter der Eingeborenen und von der Tatsache hatte, daß das Verhalten der Eingeborenen ein vollständig anderes geworden war, seit wir das Land nicht mehr unter militärischer Kontrolle hatten.*) Gegen alle Warnungen von seiten derjenigen, welche die Größe der Gefahr erkannten, weigerte sich der Gouverneur auf den Maharaja Scindia zu hören,

*) Sie betrachteten den Aufstand als eine Militärrevolte und die Unruhen auf dem Lande als das Werk des Pöbels. Die große Masse der Eingeborenen, davon waren sie fest überzeugt, war durchaus loyal und hing an unserer Regierung, sowohl aus Dankbarkeit, als auch wegen ihres eigenen Vorteils. Da sie diese Ansicht hegten, verstanden sie natürlich die Tragweite der Krisis keineswegs. Ihrer Unwissenheit sind viele Menschenleben und unzählige Summen zum Opfer gefallen.

welcher, beeinflußt durch den weisen Ratgeber und hervorragenden Minister Dinkar Rao, ihm mitteilte, daß die gesamte Armee der Eingeborenen unloyal sei, daß selbst seine eigenen Leute, das Gwaliorkontingent*), kein Vertrauen mehr verdienten. Die Autoritäten erlaubten den Frauen und Kindern der Europäer nicht, zur Sicherheit von Gwalior nach Agra zu gehen. Sie erklärten sich gegen Vorbereitungen, welche zur Aufnahme von Nichtkombattanten innerhalb der Wälle des Forts gemacht wurden, weil sie glaubten, dadurch die eingeborenen Truppen zu verletzen. Auch die Erlaubnis, Vorräte in die Festung zu bringen und dort aufzustabeln, wurde nur mit Zögern erteilt.

Erst als die Meuterer von Nimach und Nasirabad in ein paar Stunden in Agra sein konnten, wurde der Befehl zum Instandsetzen des Forts gegeben, und erst als die Rebellen Futtehpore Sikri erreicht hatten, erhielten die Frauen und Kinder Erlaubnis ins Fort hineinzukommen.

Aber glücklicherweise waren trotz der saloppen Art, wie die Instruktionen befolgt wurden, genügend Vorräte vorhanden; dank des energischen Vorgehens von Leutnant Henry Chalmer, dem ausführenden Kommissariatsbeamten, von dem ersten Lieferanten, Lalla Joti Persâd und von einer anderen tüchtigen Kraft, Mr. Reade, einem Zivilbeamten, der im Range dem Gouverneur am nächsten stand, wurde Nahrung in genügender Menge aufgehäuft, welche nicht nur für die Garnison reichte, sondern für alle Flüchtlinge, die im Fort Schutz gesucht hatten. Überhaupt funktionierte während des ganzen Feldzuges die Nahrungsmittelzufuhr außerordentlich gut. Selbst nach den längsten Märschen erhielten die Soldaten beinahe täglich frisches Brot.

Mr. Drummond, der Magistrat des Distrikts, welcher von Anfang an einer der Hauptgegner von Vorsichtsmaßregeln gewesen war, soweit diese die Nahrungszufuhr betrafen, hatte die Kühnheit, den Befehl des Gouverneurs, das Fort mit Proviant zu versehen, als

*) Das Gwaliorkontingent wurde im Jahre 1844 errichtet, und zwar nach den Schlachten bei Punniar und Maharajpore, um die Truppen Maharaja Scindias, welche vermindert werden sollten, zu ersetzen. Es bestand aus 5 Batterien Artillerie, 2 Regimentern Kavallerie und 7 Regimentern Infanterie unter britischen Offizieren, welche der indischen Armee angehörten und von britischem Gelde bezahlt wurden.

nicht gegeben zu betrachten. Er verbot, daß Getreide oder Proviant anderer Art an die Kommissariatsbeamten verkauft werde, deren Pflicht es doch war, Vorräte zu sammeln, und steckte einen Mann tatsächlich ins Gefängnis, weil er seinem Befehl zuwider dem Ersuchen der Aufkäufer stattgegeben hatte. Auf Anstiften dieses Beamten wurde das aus Eingeborenen bestehende Polizeikorps vergrößert, anstatt, wie es hätte geschehen müssen, aufgelöst zu werden; und da für die neuen Polizeisoldaten keine Waffen vorhanden waren, wurde ein erst vor kurzem gebildetes christliches Freiwilligenkorps entwaffnet. Der Mann vertraute so auf die Loyalität der Eingeborenen, daß er den Vorschlag machte, überhaupt alle Christen zu entwaffnen, weil deren Tragen von Waffen ein Mißtrauensvotum für die Mohamedaner bedeuten würde. Nur durch das energische Dazwischentreten einiger Offiziere wurde diese Maßnahme verhindert. Die beiden eingeborenen Infanterieregimenter, welche in Agra stationiert waren, wurden nicht eher entwaffnet, als bis ein Offizier getötet und einer verwundet war. Das Gefängnis, in welchem sich 5000 Gefangene befanden, wurde einer eingeborenen Wache sorglos weiter überlassen, obwohl der Verwalter, welcher sichere Informationen hatte, daß die Sepoys meutern wollten, darum bat, die Wache mit europäischen Soldaten zu besetzen. Der Gouverneur war zuerst damit einverstanden, später aber ließ er sich bedauerlicherweise nicht nur dazu überreden, die Eingeborenen auf Wache zu lassen, sondern er setzte sogar den Verwalter ab, weil dieser ein Lärmblaser sei.

Am 4. Juli sah sich der Gouverneur, Mr. Colvin, dessen Gesundheit in der letzten Zeit viel zu wünschen übrig gelassen hatte, genötigt, sehr gegen seinen Willen, sich ins Fort zurückzuziehen; die Verwaltung seines Amtes ging in die Hände des Brigadiers Polwhele über. Dies brachte keine Besserung der Lage mit sich, und Unentschlossenheit regierte wie vorher. Obgleich man genaue Kenntnis hatte, daß die Aufständischen von Gwalior und Nasirabad im Anmarsche seien, wurde keine Vorbereitung getroffen, kein Plan, was zu geschehen habe, gemacht. Polwhele, ein alter tapferer Soldat, der viele Dienstjahre hatte, wußte vorher, daß es den Aufständischen nicht einfallen würde, eine Festung wie das Fort von Agra anzugreifen, und daß sie, wenn man sie ungestört lassen würde, aller Wahrscheinlichkeit an Agra vorüber weiter nach Delhi marschieren würden. Die abkömmlichen Truppen waren weniger als 1000 Mann,

und Powhele meinte, wenn diese kleine Anzahl den Feind in offenem Gelände angreifen würde, läge die Gefahr nahe, daß das Fort in die Hände der mißgünstigen Einwohner der Stadt und der Polizei fallen könnte.

Das Unglück wollte es nun aber, daß der General sich von anderen leiten ließ. Als die Meldung kam, die Rebellen seien in Shahganj, 6 Kilometer von Agra entfernt, angekommen, stimmte er mit ein in den allgemeinen Ruf: „Geht heraus aus dem Fort und tut etwas!“ und gab den Truppen den Befehl, dem Feinde entgegen zu gehen.

Nun ereignete sich eine Reihe von Unglücksfällen. Es war 1 Uhr nachmittags am 5. Juli, bevor die Truppen zum Abmarsch bereit waren.

Die Leute litten in ihren dicken roten Uniformen schrecklich unter Hitze und Durst. Anstatt, daß der Feind, welcher 9000 Mann mit 12 Kanonen stark war, bei Shahganj stand, wurde er in Sarsia, etwas weiter weg, in gut verschanzter Stellung angetroffen. Es kam zu einem langen Gefecht, in dessen Verlauf unsere Truppen ihre Munition verschossen und sich unter großen Verlusten zurückziehen mußten, wobei außerdem noch ein Geschütz dem Feinde in die Hände fiel.

Unterdessen befanden sich die Stadt und das Kantonnement in ungeheurer Aufregung. Der erste Kanonenschuß war für die Wache das Signal, die Gefangenen aus dem Gefängnisse zu befreien, welche, als sie noch gefesselt in den Straßen der Stadt erschienen, bei den angesehenen Einwohnern eine wahre Panik hervorriefen, während die schlecht Gesinnten nach dem Kantonnement zum Plündern, Morden und Brennen stürmten. Einige der Residenten, welche noch nicht im Fort Schutz gesucht hatten, in der Meinung, daß unsere Truppen einen leichten Sieg über die Feinde erkämpfen würden, rannten, als sie unsere Niederlage erfuhren, in größter Hast nach dem Zufluchtsort. Beinahe alle erreichten das Fort, nur wenige wurden von dem Pöbel eingeholt und getötet, wobei die loyale Polizei, welche am frühen Morgen desselben Tages in offene Meuterei ausgebrochen war, redlich mit half. Es lag der begründete Verdacht vor, daß die Polizei es überhaupt gewesen war, welche die Insurgenten zu dem Abstecher nach Agra eingeladen hatte.

Mit einer oder zwei Ausnahmen waren die Autoritäten in Agra durch diese Schlappen, welche die Folge ihrer großen Geistesschwäche waren, vollständig demoralisiert worden. Zwei Tage lang durfte keiner das Fort verlassen oder an das Fort herankommen. Drinnen herrschte wildes Durcheinander, draußen hatte der Pöbel freie Hand.

Anfang August erhielt man eine Depesche vom Generalgouverneur, in welcher er den Empfang des Berichtes über das Gefecht vom 5. Juli bestätigte und anordnete, daß Brigadier Polwhele von seinem Posten abdanken solle. Am 9. September starb Mr. Colvin, welcher sich von dem Schreck des Aufstandes nicht erholt hatte. Als Gouverneur-Leutnant war er im Frieden hoch angesehen, da er als sehr rührig und tüchtig bekannt war. Vor allem wurde er wegen seines geraden Sinnes hochgeschätzt. Um dem Mann gerecht zu werden, darf man sich dem Gefühle nicht verschließen, daß es vor allem sein Kranksein war, welches ihn hinderte, als die schwere und verantwortungsreiche Zeit kam, energisch Front gegen sie zu machen, wie es das Vaterland von jedem Beamten im Jahre 1857 verlangen mußte. Nach dem Ableben Mr. Colvins übernahm als nächstältester im Range Mr. Reade die Regierung über die Provinz, bis weitere Informationen vom indischen Gouvernement eintrafen, durch welche Oberst Fraser von den Bengalfüsilieren zum Nachfolger Colvins, mit dem Range eines obersten Bevollmächtigten, ernannt wurde. Ohne Zweifel hatte Lord Canning diese Wahl getroffen wegen des Mutes und der Tüchtigkeit des Obersten im Kriege gegen Burma und auch wegen der guten Ratschläge, die er im Anfange der Rebellion dem Gouverneur gegeben hatte, die aber leider nicht befolgt wurden. Mr. Reade, welcher sich der hohen Stellung gewachsen gezeigt hatte, unterstützte zwar Fraser in zuvorkommendster und uneigennützigster Weise mit seinem Rat, aber dieser war wie sein Vorgänger bei schlechter Gesundheit, und es fiel ihm schwer, die so wichtige Kontrolle auszuüben. Es bestand eine immerwährende Panik, und man konnte keine sichere Nachricht, selbst nicht von den Vorgängen in nächster Nachbarschaft der Stadt, erhalten.

Über die Einnahme Delhis hatte große Freude geherrscht, aber sie sollte nicht lange dauern, denn bald hieß es, die Rebellen flüchteten von Delhi nach Agra, und die Insurgenten von Gwalior und Mittelindien rückten vor, um das Fort anzugreifen. Wieder war alles in

heller Verzweiflung. Die Berichte von den Bewegungen des Feindes waren jeden Tag andere.

Schließlich hieß es, die Truppen der Aufständischen befänden sich in der Nähe, und die verzweifelten Botschaften, welche an Greathed gesandt wurden, hatten uns genötigt, unsere Schritte nach Agra zu lenken. Nachdem wir unseren Zweck erreicht hatten, wollten wir nicht länger verweilen. Aber der Bevollmächtigte wollte uns keinesfalls ziehen lassen, und weil er der festen Überzeugung war, daß die Gwaliortruppen wiederkommen würden, bat er, wir möchten sie wenigstens bis Dholpur verfolgen; aber Greathed wies diesen Vorschlag energisch zurück. Die Befehle, welche er erhalten hatte, lauteten klar und deutlich, das Gebiet zwischen dem Jumna und dem Ganges, unter dem Namen „Doab“ bekannt, zu pacifizieren; außerdem hatte er den kleinen Zettel von Havelock nicht vergessen, den er in der Holzschüssel des Fakirs gefunden hatte.

Endlich erhielt die Kolonne Erlaubnis zum Weitermarsch. Am Abend vor unserem Abmarsch machten Norman und ich dem obersten Bevollmächtigten einen Abschiedsbesuch. Oberst Fraser erschien in außerordentlich gedrückter Stimmung und sah recht schwarz in die Zukunft. Er bezweifelte, ob es möglich sei die britische Herrschaft wieder im Lande aufzurichten, und rief uns nach dem Lebewohl noch zu: „Wir sehen uns nicht wieder.“ Er starb 9 Monate, nachdem wir Agra verlassen hatten. Oberst Fraser sah damals schon sehr krank aus, und sein schlechter Gesundheitszustand war wohl an dieser trüben Stimmung mit schuld. Wir hingegen waren voll Gesundheit und Hoffnung. Nachdem wir bei der Einnahme von Delhi mitgewirkt hatten, den Feind im Doabgebiet zerstreut und die vierfache Übermacht bei Agra besiegt hatten, zweifelten wir keinen Augenblick daran, daß wir auch in Zukunft Erfolg haben würden, und brannten darauf, dem General Havelock die Hand zu reichen, um gemeinsam mit ihm den Qualen der armen Eingeschlossenen in Lucknow ein baldiges Ende zu bereiten.

Kapitel XXII.

Vorteil, wenn man ein guter Reiter ist — Nachricht von Lucknow — Cawnpore — Herzzerreißende Szenen — Aufbruch nach Lucknow — Ein aufregendes Abenteuer — Ankunft Sir Robert Campbells — Pläne für den Vormarsch.

Am 14. Oktober verlegten wir unser Lager auf die linke Uferseite des Jumna und trafen hier mit einer kleinen Abteilung Artilleristen mit 2 18-Pfündern und einigen Rekonvaleszenten von unseren Truppenteilen zusammen, die wir in Delhi zurückgelassen hatten. Im ganzen wurde unsere Kolonne hierdurch um 300 Mann verstärkt. Das Lager wurde in einem schönen Garten, Rambagh genannt, in nur geringer Entfernung von Agra, aufgeschlagen. Hier gaben wir den Damen des Forts ein Picknick aus Dankbarkeit für ihre Güte gegen unsere Verwundeten. Man kann sich denken, daß wir nur wenig zu bieten im stande waren, aber die liebenswürdigen Menschen, die so lange in dem Fort eingeschlossen gewesen, waren allein durch die Tatsache befriedigt, einige Stunden außerhalb der Umwallung verbringen zu dürfen.

Am Morgen des 15. begannen wir den Weitermarsch und erreichten Mainpuri, eine kleine Station 110 Kilometer von Agra entfernt, am 18. Oktober. Als wir nach dort auf dem Wege waren, kam Hope Grant, Oberst bei den 9. Ulanen, im Lager an, um das Kommando über die Kolonne zu übernehmen. Er war in Delhi geblieben, als man Greathed über ihn setzte, hatte sich energisch beschwert und erreichte auch, daß der Befehl, welcher Greathed das Kommando über die Kolonne erteilte, zurückgezogen wurde. Wäre für diesen Posten ein Offizier ernannt worden, der außerordentliche Erfahrung mit den Eingeborenen besaß, so wäre Hope Grant der Erste gewesen, welcher sich in das Unvermeidliche gefügt hätte. Dies war aber bei Greathed nicht der Fall, da derselbe lange nicht soviel von Land und Leuten in Indien wußte, als Hope Grant. Bevor Greathed nach Delhi kam, hatte er wenig Frontdienst getan, und während seines Aufenthaltes in Delhi hatte man nicht gemerkt, daß er mehr als andere zum Führer taugte. Sicher zeigte er sich nicht als Truppenführer, seitdem er das Kommando über unsere Kolonne übernommen hatte, und jeder Mann derselben war froh, Hope Grant als

Führer begrüßen zu dürfen. Der Raja von Mainpuri, welcher sich den Rebellen offen angeschlossen hatte, suchte einen Tag, bevor wir dorthin kamen, das Weite und ließ verschiedene Kanonen und große Mengen Pulver in unseren Händen. Wir hielten am 20., zerstörten sein Fort und brachten das Pulver zur Explosion. Der europäische Teil der Station war vernichtet, aber ein Verwandter des Raja hatte zu verhüten gewußt, daß die Regierungskasse geplündert werde, und übergab dem Kommandierenden 25000 Pfund.

Die Zivilbeamten vom Mainpuridistrikt befanden sich mit unter den Flüchtlingen in Agra und benutzten unsere Eskorte, um auf ihre Station zurückzukehren. Mit uns befanden sich auch einige Offiziere, die durch Rebellion ihrer Regimenter ohne Anstellung waren. Sie bildeten für unsere Punjabregimenter einen willkommenen Zuwachs, da deren Offizierkorps durch große Verluste sehr zusammen geschmolzen waren. Einer dieser Offiziere war Hauptmann Carey, dessen Erzählung von seiner Flucht vor dem Massakre in Cawnpore der Wiedergabe wert ist.

Im Monat Mai begab sich Carey mit dem Rest der Garnison in das befestigte Lager Wheelers. Wenige Tage vor der Belagerung sandte Sir Henry Lawrence seinen Militärsekretär, Hauptmann Fletscher Hayes, nach Cawnpore, um Bericht zu erstatten, wie sich dort die Ereignisse entwickelten, und ob es möglich sei mit Delhi in Verbindung zu treten. Die Eskorte dieses Offiziers bildete das 2. irreguläre Kavallerieregiment von Oudh. Hayes hatte Careys Bekanntschaft schon früher gemacht, und als er ihn in Cawnpore wiedersah, bat er ihn, mit nach Delhi zu kommen. Carey nahm diese Einladung mit Freuden an. Als sie in die Nähe von Bewar kamen, wo die Straße nach Mainpuri abzweigt, wollte sich Hayes in dem letzteren Orte bei den Behörden erkundigen, in was für einem Zustande sich das Gebiet, durch welches sie nach Delhi zu reiten hatten, befände. Sie ritten dorthin, nachdem sie mit den Offizieren der Eskorte ausgemacht hatten, weiter auf der Straße nach Delhi zu marschieren; man würde die Eskorte am nächsten Tage einholen. Als die beiden Freunde sich dem Lagerplatz näherten, wo sie nach der Verabredung die Eskorte einholen sollten, sahen sie, wie die Leute in vollständiger Ordnung weitermarschierten. Nichts deutete darauf hin, daß die Mannschaften gemeutert hatten; denn es waren im ganzen nur 3

britische Offiziere bei der Eskorte, deren Uniform derjenigen der Mannschaften so ähnlich sah, daß ihre Abwesenheit nicht bemerkt wurde.

Plötzlich, als sie ungefähr noch 5—600 Meter von der Abteilung entfernt waren, drehten die Eingeborenen ihre Pferde wie auf Kommando um, und sprengten mit Schreien und Drohungen auf die beiden Offiziere ein, indem sie mit ihren Schwertern in der Luft herumfuchtelten. Die beiden Europäer wandten ihre Pferde und galoppierten im schnellsten Tempo in der Richtung nach Mainpuri zurück. Hayes, der ein mittelmäßiger Reiter war, wurde bald überholt und in Stücke gehauen, während es Carey, einem der besten Reiter, gelang, seinen Verfolgern zu entwischen, nachdem er über einen Graben gesetzt war, den zu nehmen die Rebellen sich nicht getrauten. Carey erreichte Mainpuri unversehrt und suchte mit den anderen Europäern von dort Schutz im Fort von Agra. Es wurde später festgestellt, daß die 3 europäischen Offiziere der Eskorte von dieser kurz vor Ankunft der beiden anderen niedergemacht worden waren.

Am 21. Oktober kamen wir nach Bewar, wo die Straßen von Meerut, Agra, Fatehgarh und Cawnpore zusammenkommen. Hier erhielt der Brigadier ein Schreiben von Sir James Outram in griechischen Buchstaben aus der Residenz Lucknow mit der Bitte, daß ihm bald Hilfe gesandt werden möge, da der Proviant anfinge auszugehen. Der Brief war in einen Federkiel eingerollt, welchen der eingeborene Bote in schlauer Weise im Innern seines Stockes verborgen hielt. Outrams dringende Bitte bestimmte den Brigadier mit äußerster Energie den Vormarsch zu betreiben. Wir machten deshalb am nächsten Tage einen Marsch von 45 Kilometer bis nach Goorsahaigunj und erreichten am 23. Miran-ki-Serai, in der Nähe der zerstörten Hindustadt Kanoj.

Am selben Tage ritt ich wie immer mit einer kleinen Eskorte auf Rekognoszierung voraus und hatte die Stadt eben im Rücken, als ich von einer Abteilung Rebellen Feuer erhielt. Sie bestand aus ungefähr 300 Kavalleristen und 500 Infanteristen mit 4 Geschützen, welche wahrscheinlich von unserer Ankunft gehört hatten und sich beizeiten aus dem Staube machen wollten. Ihre Kavallerie und Infanterie befand sich schon auf der anderen Seite eines mittelbreiten Flusses, mit Namen Kali Naddi, durch den sie gerade einige schwere Geschütze führten. Ich zog mich ein wenig zurück und schickte Mel-

dung an die Vorhut, welche bald zu meiner Unterstützung herbeieilte. Einige Schüsse der reitenden Artillerie bestimmten den Feind seine Kanonen im Stiche zu lassen, die Infanterie zerstreute sich, und die Kavallerie floh. Nun gingen wir über den Fluß und verfolgten die Rebellen im schnellsten Galopp 7 Kilometer über eine schöne Grasfläche. Vorwärts gings; Probyns und Watsons Schwadron voran in einer langen Linie. Ich befand mich bei Watson, und wir hieben unterwegs nieder, was uns in den Weg kam, bis wir den Ganges erreichten. Hier machten wir Halt und sahen nun, wie die armen Flüchtlinge von den reißenden Fluten fortgerissen sich mit ihren Pferden um die Wette überrollten. Nur wenige erreichten das andere Ufer.

Unsere Verluste waren gering; wir hatten nur einige Verwundete. Mein Pferd hatte einen Säbelhieb über das Hinterteil bekommen. Watson wurde der Zeigefinger bei einem Waffengange mit einem jungen Sowar erheblich verletzt; ich machte mich über ihn lustig, weil er sich hätte beinahe von einem Knaben abstechen lassen. Er antwortete lachend: „Ob Knabe oder nicht, er war jedenfalls größer als Sie.“

Bei dieser Gelegenheit nahm ich zum erstenmal wahr, was für einen großen Vorteil es mit sich bringt, wenn der Karabiner von den Leuten umgehängt wird, anstatt daß man ihn am Sattel befestigt. Verschiedene von den Pferden des Feindes liefen mit dem Karabiner weg, und die abgeworfenen Reiter hatten die größte Mühe, sich mit dem Säbel gegen den berittenen Feind zu verteidigen. Außerdem sah ich, wie ein Mann von Watsons Schwadron nur durch den umgehängten Karabiner vor einem furchtbaren Hieb über das Rückgrat gerettet wurde. Noch später gemachte Erfahrungen haben mich in der Ansicht bestärkt, daß im Gefecht diese Tragweise die einzig richtige ist.

3 weitere Märsche brachten uns nach Cawnpore, wo wir am 26. Oktober anlangten.

Dort hörten wir zum erstenmal die „furchtbar traurige Geschichte von Cawnpore“. Es wurde uns mitgeteilt, daß Sir Hugh Wheeler, der mit den Sepoys über 50 Jahre gedient hatte, volles Vertrauen in dieselben und in den Nana setzte, von dessen Bereitwilligkeit, ihm beizustehen, bis Ersatz herankäme, er bis zuletzt vollständig überzeugt war. Deshalb hatte er versäumt, Vorsichtsmaßregeln in bezug auf Verproviantierung der beiden exponierten Baracken

zu ergreifen, in welchen unbegreiflicherweise die Flüchtlinge untergebracht wurden, anstatt, wie es sich eigentlich von selbst verstanden hätte, hierzu das Magazin zu wählen, welches leicht zu verteidigen und wohl verproviantiert war. Was wir an diesem Leidensorte sahen, war herzzerreißend, und die Gedanken, die einem dabei durch den Kopf schwirrten, hätten auch den ruhigsten Mann verrückt machen können und trugen wieder dazu bei, den Haß und das Rachegefühl gegen diese Bestien in Menschengestalt zu erhöhen, welches schon früher durch ähnliche Geschehnisse in den englischen Soldaten wach gerufen war. Wir fanden noch Haarlocken, Stücke von Damenkleidern, zersetzte und beschmutzte Bücher, Handarbeit, Fetzen von Musikstücken, gerade, wie sie von den bedauernswerten Opfern zurückgelassen worden waren, als diese an dem Unglücksmorgen des 27. Juni sich auf den furchtbaren Weg zu den Booten machten, welche ihnen als Lockspeise vom Nana zur Verfügung gestellt wurden, damit sie kapitulierten.*)

---

*) Am 25. Juni, nach 21 Tagen unendlicher Qualen — die Zahl der Verteidiger war so zusammengeschrumpft, daß weiterer Widerstand unnütz dabei erschien; dabei starrte der Hunger den Leuten ins Gesicht, und jede Hoffnung auf Hilfe von außen war geschwunden — entschloß sich Sir Hugh Wheeler sehr gegen seinen Willen zur Kapitulation. Die ersten Eröffnungen wurden von seiten des Nana gemacht, welcher in der Meinung, die Stellung nicht erobern zu können, und weil in seinem Lager der Unwille wuchs, an den General die folgende Botschaft sandte: „Alle diejenigen, welche mit den Anordnungen Lord Dalhousies nichts gemein haben und ihre Waffen hinlegen, sollen nach Allahabad frei passieren dürfen." Das nicht unterzeichnete Schriftstück war an folgende Adresse gerichtet: „An die Untertanen Ihrer Majestät der allergnädigsten Königin Viktoria", doch man erkannte die Handschrift als die Azimula Khans, eines Mohamedaners, der als Agent vom Nana nach England geschickt worden war. General Wheeler erklärte sich bereit, die Befestigung, den Schatz und die Artillerie zu verlassen, wenn sich der Nana verpflichte, jeden Mann der Truppen 60 Runden Munition mitnehmen zu lassen, und für Wagen zum Unterbringen der Verwundeten und der Frauen und Kinder zu sorgen, ebenso eine genügende Anzahl von Booten am nächsten Landungsplatze den Europäern zur Verfügung zu stellen; es sollte auch genügend Proviant in die Boote geschafft werden. Der Nana nahm diese Bedingung an und 3 Offiziere wurden abgeschickt, um die richtige Instandsetzung der Boote zu überwachen. Diese fanden ungefähr 40 Boote vor, welche augenscheinlich zur Abfahrt bereit standen, und in ihrer Anwesenheit wurde Proviant zu den Schiffen getragen.

Natürlich war es niemals die Absicht des Nana gewesen, daß die Garnison Cawnpore lebend verlassen sollte und dementsprechend hatte er mit Tantia Topi

Man mußte sich die furchtbaren Qualen vergegenwärtigen, welche diese tausend Christen beider Geschlechter und aller Altersstufen durchgemacht haben, in den 21 Tagen größter Angst. Ihre Anzahl verminderte sich in erschreckender Weise durch Krankheit, Hunger, die furchtbaren Strahlen einer Junisonne in Indien und durch das unaufhörliche feindliche Feuer, welches während 21 Tagen auf die Ärmsten niederfiel. Wenn man die zerstörten abgedeckten Baracken sah und den schnell aufgeworfenen Wall und Graben betrachtete, so staunte man, daß es möglich gewesen war, daß 465 Männer, von denen nur eine Hälfte aus Berufssoldaten bestand, es fertig gebracht hatten, sich 3 lange Wochen gegen tausende disziplinierter Truppen, welche der Nana außer seinen Anhängerhorden ins Feld stellen konnte, zu halten. Es ist ganz unmöglich die Gefühle zu beschreiben, welche uns beschlichen, als wir auf den Sati-Choura-Ghat sahen, wo sich der perfideste Akt gemeinsten Verrates abgespielt hatte, und dann den Weg verfolgten, auf dem 121 Frauen und Kinder, darunter viele aus sehr guter Familie, durch die johlende und schreiende Menschenmasse hindurch, ihrem Verderben entgegenschritten. Nachdem ihre Gatten und ihre Beschützer niedergemacht waren, wurden die armen Witwen und Waisen zuerst nach dem Savada Haus gebracht, später nach den kleinen Hütten der Eingeborenen, wo sie noch 2 volle Wochen ihr trauriges

---

während der Nacht vom 26. Juni ausgemacht, dieser solle sich mit Infanterie und Artillerie beim Sati-Choura-Ghat verstecken und, sobald die Europäer sich eingeschifft haben würden, das Feuer auf die nun hilflosen Opfer eröffnen. Der Fluß war niedrig, und die Boote waren auf Grund, da sie mit Absicht zu nahe ans Ufer gezogen worden waren. Sobald der letzte Mann sich eingeschifft hatte, sprangen die Bootsleute auf ein gegebenes Signal ins Wasser und wateten zum Ufer. Sie hatten ausgemacht, heimlich Holzkohle an den Strohdächern der Boote anzubrennen, und sobald dieselben in hellen Flammen standen und das trockene Holz krachte, eröffneten die im Busch versteckten Feinde das Feuer. Offiziere und Mannschaften versuchten umsonst die Boote flott zu machen, nur 3 Schiffen gelang es; 2 davon strandeten am anderen Ufer, wo die Insassen von den sie erwartenden Sepoys niedergemacht wurden. Das dritte Boot wurde stromabwärts getrieben, und von seinen Passagieren kamen 4 mit dem Leben wie durch ein Wunder davon: Leutnant Thomson und Delafosse, beide vom 53. Regiment der eingeborenen Infanterie, Gemeiner Murphy vom 84. Regiment und Kanonier Sullivan von der Bengalartillerie. Der Rest der Offiziere und Mannschaften wurde niedergemacht oder ertrank, und die überlebenden Frauen und Kinder wurden als Gefangene fortgebracht.

Dasein fristeten. Nun kam das Ende, welches den hinterlistigsten Verrat und die ausgesuchteste Brutalität, die sich je ereignet hat, abschloß. Unsere unglücklichen Frauen und Kinder wurden beim Herannahen Havelocks sämtlich ermordet.

In Cawnpore fanden wir einige von Havelocks Leuten, welche uns von den Schwierigkeiten und Entbehrungen erzählten, die sie bei ihrem Vormarsch gegen Lucknow durchzumachen hatten. Sie teilten uns mit, daß Havelock und Outram mit nur 3179 Mann aller Waffengattungen und 14 Geschützen ihren Weg durch die große Stadt erzwangen, wobei sie 700 Mann verloren hätten. Hierauf seien sie sogleich von den übermächtigen Feindesscharen umzingelt worden, welche 3 lange Monate hindurch vergeblich versuchten, die tapferen Verteidiger der Residenz zu überwältigen.

In Cawnpore waren nur wenig Truppen anwesend. Das Hauptquartier des 64. Regiments unter Oberst Wilson und einige Rekonvaleszenten hatten die Stadt mehr als einen Monat gehalten, und zwar hatten sie eine Brustwehr am Flußufer errichtet, von wo aus sie auch die Schiffbrücke schützen konnten. Kurz vor unserer Ankunft waren 93 Hochländer in die Stadt marschiert. Hier sah ich diese zum erstenmal, und ich muß gestehen, ihre schönen Gestalten und die nicht minder schöne Uniform machten auf mich einen großen Eindruck. Sie sahen wirklich famos aus mit ihren Kappen und dem Rock der Bergschotten, welcher zu den aufgebraucht und schäbig aussehenden Waffenröcken der Leute unserer Kolonne einen angenehmen Gegensatz bildete. Es kam auch ein Kurier der Matrosenbrigade im Lager an, welcher von Kapitän William Peel von J. M. S. Shannon gesendet war, um für den Rest der Matrosen, welche bald ankommen mußten, Quartier zu schaffen; dies war wohl der erste britische Marineoffizier, welcher so weit im Lande dienstlich tätig war.

Andere Truppen und Offiziere, welche auf Urlaub in England gewesen waren, trafen täglich ein, nachdem sie sich so schnell als möglich wieder eingeschifft hatten, um zu ihren Truppenteilen zu stoßen. Unter diesen befand sich auch ein gleichaltriger Kamerad und Freund von mir, August Otway Mayne, welchen Hope Grant zu meiner großen Freude zum stellvertretenden Generalquartiermeister-Adjutanten

ernannte, weil ich bei meinen sich immer mehr häufenden Arbeiten eine Hilfe brauchte.

Einen Tag nach unserer Ankunft in Cawnpore hörten wir, daß der neuernannte Oberstkommandierende, Sir Colin Campbell, an diesem Abend Calcutta verlassen würde, um sich zu seinen Truppen zu begeben, mit deren Hilfe er Lucknow entsetzen zu können hoffte. Mit dieser Botschaft traf zugleich die Anweisung von Sir Colin an Hope Grant ein, sich mit dem Alambagh, einem kleinen Gartenhaus, etwa 3 Kilometer von Lucknow entfernt, welches von einem Begum des Exkönigs von Oudh gebaut worden war, in Verbindung zu setzen. Hier hatten Outram und Havelock bei ihrem Vormarsch gegen die Stadt die Verwundeten und Kranken, sowie überflüssige Zelte und Proviant untergebracht und ein kleines Detachement zum Schutze zurückgelassen. Dies war am 25. September gewesen.

Am 30. Oktober verließen wir Cawnpore und überschritten den Ganges. Nun befanden wir uns in Oudh. Wir nahmen die Hochländer und die Mannschaften Havelocks mit uns, die sich erholt hatten.

Am 31. waren wir bei der Banibrücke, über die Hälfte Wegs von Cawnpore nach dem Alambagh, als eine Depesche von Sir Colin eintraf, in welcher er Hope Grant bis zu seinem Eintreffen zu warten befahl. Der Kommandierende war mittlerweile schon bis Cawnpore gekommen.

Hope Grant war aber nicht der Meinung, daß der Platz, auf welchem wir gerade standen, für einen längeren Halt geeignet erscheine, und Mayne und ich machten uns infolgedessen auf den Weg, um einen geeigneteren Ort zu suchen. Dazu eignete sich nach unserer Ansicht am besten eine ebene Wiese in der Nähe des Dorfes Bhantira, allerdings ungefähr 4 Kilometer näher an Lucknow gelegen. An jenem Tage trafen wir auf keinen Widerstand, aber die Landleute in der Nachbarschaft hatten ihre Feindseligkeit dadurch kund gegeben, daß sie einige Soldaten und jeden Lagerfolger ermordeten, der sich von der Hauptstraße entfernt hatte. Wir nahmen deshalb darauf Bedacht, Bhantira und die umliegenden Dörfer nach Feinden abzusuchen, aber wir konnten nichts Auffälliges entdecken.

Da wir am nächsten Tage nur einen kurzen Marsch bis zum Lagerplatz zurückzulegen hatten, brachen die Truppen erst um 7 Uhr morgens auf und Mayne und ich ritten mit einer Eskorte voraus.

Als wir zu dem ausgewählten Platz unbehelligt gekommen waren, schickten wir unsere Eskorte zurück, um die Leute mit der Lagerfahne zu holen. Während wir auf diese warteten, unterhielten wir uns mit einigen vorbeikommenden Pilgern, welche nach Benares wollten, um aus dem Ganges heiliges Wasser zu schöpfen. Plötzlich pfiff eine Kugel über unsere Köpfe weg, welche aus der Richtung kam, von wo wir unsere Kameraden erwarteten. Als wir uns umdrehten, sahen wir zu unserem Schrecken eine Menge bewaffneter Leute auf uns zukommen. Sie waren ungefähr 1200 Meter von uns entfernt und schnitten uns vollständig den Rückzug ab, da sie sich auf der ganzen Ebene ausbreiteten. Als sie merkten, daß wir sie gesehen hatten, stürmten sie mit großem Geschrei auf uns ein. Zum Glück hatten wir am Tage vorher uns mit der Gegend vertraut gemacht und erkannten sofort, daß ein Entkommen nach der rechten Seite (wenn wir nach Lucknow blickten) wegen eines ausgedehnten und unpassierbaren Sumpfes unmöglich war. Auf der linken Front befand sich in einiger Entfernung auch ein kleiner Sumpf, und es schien unsere einzige Rettung zu sein, um die feindliche Flanke herumzukommen, noch bevor die Rebellen sich dem Sumpfe soweit genähert hatten, daß der Weg versperrt war.

Wir gaben daher unseren Pferden die Sporen und sprengten so schnell wir konnten, nach links. Der Feind schwenkte nach derselben Richtung und rannte nach einem Dorfe, durch welches auch wir mußten, und das, wie man sehen konnte, stark besetzt war. Das Feuer wurde immer unangenehmer, je näher wir dem Dorfe kamen, an dessen Wällen wir im schnellsten Tempo vorüberflogen. Das Dorf hatten wir nun hinter uns und glaubten schon außer dem Bereiche der Feinde zu sein, als wir plötzlich an einen tiefen Graben kamen.

Mayne kam glücklich auf die andere Seite, aber mein Pferd stolperte und rollte mit mir kopfüber ins Wasser. Bei dem Falle wurde meine Hand leicht durch den Säbel verletzt, den ich gezogen hatte in der Meinung, es gälte für unser Leben zu kämpfen. Das Blut floß reichlich, und dadurch wurden meine Zügel so schlüpfrig, daß es mir große Schwierigkeit machte, wieder aufs Pferd zu kommen. Die Feinde waren inzwischen an den Rand des Graben gekommen und machten sich zum Feuern fertig. Da galt es keine Zeit zu verlieren. Ich stürmte durch das Wasser und galoppierte das andere Ufer hinauf,

immer auf mein Pferd gebückt, um die feindlichen Kugeln, welche jetzt hageldicht flogen, zu vermeiden, in ein Getreidefeld hinein, in welchem auch Mayne Zuflucht gefunden hatte. Von hier aus gelang es uns, unbehelligt zur Hauptmacht zu stoßen, wo Hope Grant um uns in größter Sorge gewesen war, weil er das Feuern in der Front vernommen hatte. Der gute alte Mann zeigte seine Genugtuung über unsere glückliche Rückkunft, indem er uns zu wiederholten Malen die Hand schüttelte und rief: „Na, Jungens, Jungens, bin ich aber froh, daß ihr wieder da seid; glaubte euch niemals wiederzusehen." Die Kolonne rückte nun vor, aber sie befand sich plötzlich einem großen Haufen Bewaffneter gegenüber, nicht Soldaten, sondern bewaffneten Landleuten. (Damals trug noch die gesamte Bevölkerung Waffen und verbrachte ihre Zeit meistens in Kämpfen unter einander.) Als wir herankamen, wandten sich die Leute zur Flucht und zerstreuten sich auf der großen Ebene, wo sie sich in dem hohen Grase verbargen. Wir machten Jagd und töteten eine ganze Anzahl; es gelang aber trotzdem vielen zu entschlüpfen. Durch das hohe Gras begünstigt, glückte es ihnen, sich mit der nur Eingeborenen eigenen Fertigkeit beinahe momentan unsichtbar zu machen. Sie ließen uns eine 9-Pfünder-Kanone aus Messing zurück. Bei diesem Gefecht hatten wir 30 Mann Verwundete und Tote.

Damals konnten wir nicht gleich begreifen, woher die Leute so plötzlich gekommen waren. Später erfuhren wir, daß einige angesehene und mächtige Zemindars*) in der Nachbarschaft alle erreichbaren Mannschaften gesammelt und sich mit diesen nach dem Dunkelwerden in dieselben Dörfer gelegt hatten, welche wir kurz vorher so sorgfältig absuchten in der Absicht, unsere Kolonne am nächsten Morgen beim Durchmarsch durch das Dorf anzugreifen. Die ungewöhnlich späte Stunde, in welcher die Truppen an jenem Tage den Marsch begannen, brachte sie mit ihrem netten Plan aus dem Konzept, und sie begnügten sich schließlich mit dem Angriff auf Mayne und meine Wenigkeit.

Am 3. und 4. November machten wir Halt, am 5. schickte Hope Grant eine Abteilung nach dem Alambagh, um einen langen Train von Wagen und Kamelen zu eskortieren, welche mit Proviant und

*) Ständige Besitzer von Land, entweder wie in Bengalen, Oudh und den Nordwest-Provinzen von der Landwirtklasse, oder aber wie im Punjab Freisassen

Munition beladen waren, die der Kommandierende nahe bei der Hand haben wollte, falls die Entsetzung der Lucknowgarnison sich länger als erwartet hinziehen sollte.

Als wir uns dem Alambagh näherten, feuerten feindliche Geschütze von rechts auf uns, während die Rebellenkavallerie unsere rechte und linke Flanke bedrohte. Wir konnten sie leicht verjagen und es gelang uns, die Vorräte zum Alambagh zu schaffen. Wir empfingen dagegen eine ganze Anzahl Kranker und Verwundeter, die nach Cawnpore gebracht werden sollten.

Es ereignete sich bei unserem Besuche in Alambagh ein eigentümlicher Zwischenfall. Ich hatte innerhalb der Umwallung zu tun, als ich ganz in meiner Nähe Schreien, Stampfen vernahm, dessen Grund ich mir nicht erklären konnte, da wir ja den Feind eben verjagt hatten. Ich stieg aufs Dach, von wo aus ich die Abteilung nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstieben sah, aber vom Feinde konnte ich nicht das Geringste erblicken, auch wurde nicht gefeuert. Aber irgend etwas war nicht in Ordnung, und ich bestieg eiligst meinen Gaul, um nach der Ursache der Aufregung zu sehen. Der Grund zur Flucht der Soldaten lag darin, daß ein Offizier von den 9. Ulanen im Übermut ein Wespennest aufgestochen und die Wespen dadurch wild gemacht hatte. Die Folgen waren nicht weiter ernst, aber die Hochländer sollen gehörig geschimpft haben, weil ihre Kleidung den Wespen zuviele Angriffspunkte bot.

Am 9. November erreichte Sir Colin Campbell in Begleitung seines Generalstabschefs, Brigadier Mansfield, unsere Kolonne.

Am folgenden Morgen wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß ein Europäer aus der Garnison von Lucknow im Lager eingetroffen sei. Keiner konnte es erwarten, ihn zu sehen und zu hören, wie es mit den so lange eingeschlossenen Freunden ginge. Aber der Ankömmling überbrachte wichtige Mitteilungen von Sir James Outram, und um deren Weiterverbreitung sofort einen Riegel vorzuschieben, behielt der Kommandierende den Sendling, Mr. Kavanagh, in seinem Zelte als Gefangenen in aller Freundschaft.

Da es Outram daran lag, daß der Kommandierende der Entsatztruppen nicht denselben Weg verfolge, auf welchem er und Havelock nach der Residenz gegangen waren, und er den Wunsch hatte, darüber sich des weiteren mit Campbell auszusprechen, als es in einer von

einem Spion überbrachten Note möglich war, erbot sich Mr. Kavanagh, Angestellter eines Büreaus in Lucknow, zur Beförderung eines Schreibens. Dieses Anerbieten ging einem alten Soldaten wie Outram, dem „Bayard des Ostens“, zu Herzen, der, wäre er nicht in so verantwortungsreicher Stellung gewesen, wohl selbst gern den Brief besorgt haben würde. Outram verschloß sich der Schwierigkeit eines derartigen Unterfangens keineswegs und setzte dem sich freiwillig Meldenden klipp und klar auseinander, was auf dem Spiele stand. Dieser blieb aber in aller Ruhe bei dem, was er gesagt hatte, und erklärte sofort zum Abmarsche bereit zu sein; er hege die feste Hoffnung, es werde ihm gelingen, die britische Kolonne zu erreichen.

Als Eingeborener verkleidet, verließ er in Begleitung eines Oudhmannes, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, am 9. November nach dem Dunkelwerden die Residenz und gelangte glücklich über den Gumti. Er verblieb mit seinem Begleiter in der Vorstadt und mischte sich unter das Volk, bis die Straßen leerer wurden. Nun gingen sie nochmals über den Gumti und kamen unbehelligt durch die Stadt. Sie wurden mehr als einmal angeredet, aber die Schlagfertigkeit des Oudhmannes, welcher nach ihrer Verabredung jedesmal für beide antworten sollte, obwohl Mr. Kavanagh, weil in Indien geboren, selbst der Sprache der Eingeborenen vollständig mächtig war, rettete sie aus der Verlegenheit. Am Morgen des 10. gaben sie sich einem unserer Außenposten zu erkennen, welcher in der Nähe von Alambagh auf Wache stand. Outram wollte in Anbetracht der schlechten Erfahrungen, die er selbst gemacht hatte, der Entsatzkolonne den Straßenkampf durch Lucknow ersparen. Dies erwies sich um so notwendiger, da der Feind in der bestimmten Annahme lebte, daß Campbell denselben Weg wie die anderen Truppen nehmen werde, und nach dieser Richtung seine Vorbereitungen traf. Outram setzte seinen Plan in deutlichster Weise auseinander und schickte außer seinem Schreiben noch einen Plan, auf dem er die vorgeschlagene Marschroute genau eingezeichnet hatte.

Er empfahl, den Vormarsch an dem Dilkusha und der Martinière vorbei auszuführen.

Der Kanal sollte erst auf derjenigen Brücke überschritten werden, welche dem Gumti am nächsten lag. Es ist vielleicht von Interesse, einiges über Dilkusha und Martinière zu sagen. Das Dilkushahaus

wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts von einem Könige von Oudh gebaut. Er benutzte das Haus als Jagdschloß und Sommerresidenz, ließ den Jungel rings herum entfernen, und legte einen Wildpark an. Die Martinière wurde dagegen von einem französischen Soldaten, Claude Martin, gebaut. Er kam nach Indien unter Graf Lally, in den aufregenden Tagen des Jahres 1757. Im Jahre 1761 wurde er von den Engländern bei Pondicherry gefangen genommen und nach Bengalen geschickt. Nach Beendigung des Krieges trat er in die englische Armee ein, und nachdem er es bis zum Hauptmann gebracht hatte, wurde er dem Könige von Oudh auf sein Ansuchen hin beigegeben, an dessen Hofe er es bald zu solchem Einfluß brachte, daß er erster Minister und Ratgeber des Königs wurde. Er blieb Offizier der ostindischen Kompagnie und war bei seinem Tode Generalmajor. Er hatte ein großes Vermögen erworben und in seinem Testament verfügt, daß sein Vermögen zur Gründung von Schulen in Lucknow, Calcutta und Lyon, seiner Geburtsstadt, verwendet werde. Seinem Willen, nach welchem die Martinière nie verkauft werden darf, sondern als Schule für Knaben und Männer dienen soll, welche darin englische Sprache und Religion lernen können, wird von der englischen Regierung nachgelebt, und Martin liegt in einer Gruft dort begraben.

Outram zeigte seinen Soldatengeist deutlich durch Vorschlag dieses Weges, da unsere rechte Flanke durch den Fluß gedeckt, nur durch ein relativ entferntes Feuer belästigt werden konnte. Sir Colin erkannte die Richtigkeit der Ausführungen Outrams vollständig an und handelte genau nach dessen Instruktionen, mit Ausnahme vom Überschreiten des Kanals, über den er in noch größerer Nähe vom Gumti ging, als Outram, der die Brücke empfohlen hatte, in seinem Briefe vorschlug. Outram würde sicherlich denselben Gedanken gehabt haben, wenn er gewußt hätte, daß an dieser Stelle der Kanal eine Furt hatte, und wir durch Benutzung derselben überhaupt keine Straßen zu passieren brauchten.

Outram erwähnte in seinem Schreiben nur noch die Hauptfrage, wie die Vereinigung der Entsatztruppen mit der Garnison am besten zu stande gebracht werde. Aber es gab noch viele andere Dinge, die berücksichtigt werden mußten, bevor der Kommandierende an ein Vorrücken denken konnte. Er mußte sich überlegen, was mit

den Frauen und Kindern in der Residenz geschehen sollte, nachdem die Hauptaufgabe der Befreiung der Garnison erfüllt worden war. Cawnpore befand sich wiederum in großer Gefahr, wegen der Rebellen von Gwalior, welche, nachdem bei Agra besiegt, heraus gefunden hatten, daß der Maharaja Sindhia sich nicht mehr so begeistert für ihre Sache zeigte, zum Rani von Jhansi und Tantia Topi gingen, dem gemeinen Mahratta, dessen sich der Nana zur Abschlachtung der englischen Soldaten, Frauen und Kinder bei Sati-Choura-Ghat bediente. Von diesen Männern geführt, bedrohten die Rebellen Cawnpore wiederum ernstlich und machten Schritte zur Sicherung der Stadt unumgänglich notwendig. Erst dann konnte man wieder an Lucknow denken. Die Einnahme dieser Stadt und die Wiederherstellung britischer Autorität daselbst war dringend notwendig, aber Sir Colin Campbell wußte auch, daß ihm augenblicklich hierzu die Kraft und die Zeit fehlte. Er beschloß daher, sogleich nach dem Entsatze der Garnison und der Residenz, sich ganz und gar von Lucknow zurückzuziehen, und nur eine Streitmacht in der nach Cawnpore gerichteten Stadtseite zu belassen. Diese sollte den Kern der Armee bilden, mit welcher er später die Stadt einzunehmen hoffte, und hatte die Aufgabe, die Kommunikation mit seinem Hauptquartier aufrecht zu halten, während er selbst mit allen Nichtkombattanten, Verwundeten und Kranken nach Cawnpore zurückeilen wollte.

Kapitel XXIII.

Sir Colins Vorbereitungen — Der Alambagh — Der Dilkusha und Martinière — Maynes Tod — Eine lange Geschichte — Munition wird notwendig — Ein Nachtmarsch — Vormarsch nach Lucknow — Sir Colin verwundet — Angriff auf den Sikandarbagh — Tapfere Taten — Das 4. Punjab-Infanterieregiment.

Am nächsten Morgen, dem 11., hatte ich die Ehre, die Bekanntschaft des Kommandierenden zu machen. Die Art meiner Vorstellung war in höchstem Grade ohne Zeremoniell. Ich hatte mein eigenes Zelt zur Reparatur in Cawnpore zurückgelassen und wohnte mit Norman zusammen, den Seine Exzellenz sehr gut kannte und hoch schätzte, weil Norman sein Brigadeadjutant in Peschawar gewesen war. Bevor wir noch aus dem Bette waren, hörten wir Sir Colins Stimme vor dem

Zelt. Er war gekommen, um mit Norman über seine Pläne zu sprechen, und da die Konversation einen sehr vertraulichen Charakter anzunehmen schien und es im Zelte zu dunkel war, als daß mich Sir Colin hätte bemerken können, bat ich Norman, meine Gegenwart dem General bekannt zu geben. Sir Colin sagte zu Norman etwas barsch: „Wer ist der?", und nachdem Norman meinen Namen genannt hatte, frug er, ob man auf meine Verschwiegenheit rechnen könne. Norman bürgte für meine Diskretion, und nun entspann sich eine außerordentlich interessante Unterhaltung, in deren Verlauf der Chef über Outrams Brief, Kavanaghs Beschreibung der gegenwärtigen Lage in der Residenz und die Art, wie wir am besten Outrams Ratschläge zur Ausführung bringen könnten, sich aussprach. Am selben Nachmittag besichtigte der oberste Kommandierende die Truppen, deren Stärke sich jetzt auf ungefähr 600 Kavalleristen, 3500 Infanteristen und 42 Geschütze belief.*)

Die Parade stand unter dem Befehle von Hope Grant, dem der Rang eines Generalmajors verliehen war. Er hatte auch das ausführende Kommando über die Entsatzkolonne erhalten.

Sir Colin sagte den Mannschaften eines jeden Truppenteils

---

*) Außer den Truppen von Delhi gehörten zur Entsatzkolonne noch die Marinebrigade unter Peel mit 8 schweren Geschützen und Haubitzen; Middletons Feldbatterie der königlichen Artillerie, die erste, welche in Indien diente, und 2 Kompagnien königl. Festungsartillerie unter Travers und Longden, mit schweren Geschützen und Mörsern ausgerüstet; eine Kompagnie königl. Ingenieure unter Leutnant Lenox, welcher das Viktoriakreuz besaß; einige Sappeure aus Bengalen und 2 neu errichtete Kompagnien Punjabsappeure; die 93. Hochländer; das Hauptquartier und ein Flügel der 23. königl. Welsch-Füsiliere, und vom 53. Infanterieregiment; ein Teil des 82. Infanterieregiments; ein Detachement der 5. Füsiliere, der 64., 78., 84. und 90. Infanterie und der Madras-Füsiliere, der Regimenter welche mit Outram und Havelock nach Lucknow gegangen waren. Die Infanterie setzte sich aus folgenden Brigaden zusammen:

Truppen	Brigadier
Flügel des 53. Regiments 93. Hochländer Bataillon aus Detachements gebildet 4. Punjabinfanterie	Brigadier Hon. Adrian Hope von den 93. Hochländern.
8. Regiment Bataillon aus Detachements 2. Punjabinfanterie	Brigadier Greathed 8. R.
Flügel der 23. Füsiliere 2 Kompagnien des 82. Reg.	Brigadier D. Russel 84. Reg.

einige anfeuernde Worte und drückte sich vor allem sehr anerkennend und dankbar den Delhitruppen gegenüber aus, welche wirklich wie alte wetterharte Soldaten aussahen. Wenn man bedenkt, was diese Leute geleistet haben, kann man nur richtig finden, daß der Chef sie besonders auszeichnete. Auch die Bengalartillerie bekam einen großen Teil vom Lobe ab; Sir Colin stand dieser Truppe vor allem nahe, weil er in ihr groß geworden und ganz genau wußte, von was für gutem Holz sie geschnitzt war.

Unter dem Offizierkorps dieser Waffe erkannte er einige alte Bekannte und machte keinen Hehl aus seiner Genugtuung, solche vertrauenerweckende Batterien als Hilfe in seiner schweren Aufgabe zu haben. Er war auch vorsichtig genug, einige Worte der Anerkennung an die 4 Schwadronen der Punjabkavallerie und die beiden Regimenter Punjabinfanterie zu richten, außer den Sappeurs die einzigen eingeborenen Truppen, welche im Lager waren.

An jenem Abend wurde der Befehl gegeben, am nächsten Morgen nach dem Alambagh zu marschieren. Es mag scheinen, daß die Vorwärtsbewegung Colins sehr langsam vor sich ging, aber der General hatte sich vergewissert, daß die Garnison von Lucknow noch für eine kurze Zeit Nahrung hatte, und er beschloß daher so vorsichtig wie möglich vorzugehen, um des Erfolges ganz sicher zu sein. Er sah persönlich nach jeder Kleinigkeit und hatte für den bevorstehenden Transport der Kranken und Verwundeten, sowie aller Nichtkombattanten Sorge zu tragen, im ganzen wohl über 1500 Seelen. Alles dies wollte vorher mit absoluter Genauigkeit angeordnet sein, wenn der Apparat sicher und schnell funktionieren sollte.

Nachdem alles fertig war, begannen wir unseren Vormarsch nach Lucknow.

Jeder in der Kolonne brannte darauf, an der Rettung unserer armen Landsleute mit ihren Frauen und Kindern beteiligt zu sein und die englischen Soldaten aus einer Lage zu befreien, in welcher sie ohne Murren die größten Entbehrungen und Anstrengungen gekostet hatten.

Wir waren erst eine kleine Weile marschiert, als unsere Avantgarde Feuer von einigen Geschützen erhielt, welche rechts von uns in der Nähe vom alten Jalalabadfort aufgestellt waren. Die rechte Flanke des Feindes war durch einen ausgedehnten Sumpf gedeckt,

während auf seiner linken eine Anzahl Wassergräben und durchbrochenes Gelände lagen. Unsere berittene Artillerie beschoß den Feind aus der Front; unterdessen schwenkte die Kavallerie unter Hugh Gough rechts ab, den beinahe unpassierbar aussehenden Sumpf zu durchreiten, um dem Feind in die rechte Flanke und in den Rücken zu kommen. Bourchiers Batterie traf gerade im rechten Augenblick ein und brachte die feindlichen Geschütze bald zum Schweigen, während es Hugh Gough gelang, einen Weg durch den Sumpf zu finden. Er machte einen energischen Angriff, in dem er 2 Kanonen erbeutete und viele Rebellen niedermachte. Für diese Bravour erhielt Gough das Viktoriakreuz; der andere Bruder besaß schon diese schönste Auszeichnung für Tapferkeit.

Am nächsten Morgen erhielt Adrian Hope, welcher eine Brigade kommandierte, den Befehl das Jalalabadfort anzugreifen. Er fand dasselbe verlassen und sprengte, um es untauglich zu machen, die eine Mauerseite.

Am Nachmittag des 13. begleitete ich den Kommandierenden auf einem Rekognoszierungsritt in der Richtung nach der Charbaghbrücke und der linken Front des Alambagh, um den Feind über unsere wahre Absicht zu täuschen. Als wir nebeneinander ritten, erzählte er mir zu meiner großen Freude, daß ich die Ehre haben sollte, die Truppen nach dem Dilkusha zu führen. Das erste, was ich tat, nachdem ich ins Lager zurückgekehrt, war, einen guten Führer zu suchen. Wir hatten nur ungefähr 8 Kilom. zu gehen; aber es war notwendig, daß wir eine Richtung einschlugen, welche nicht die geringsten Hindernisse für die Artillerie bot. Ich war froh, endlich nach langem Reden einen Eingeborenen als Führer zu erlangen; nachdem ich ihm eine gute Belohnung zugesichert hatte, erklärte er sich bereit, mich auf einen Weg zu führen, den auch Kanonen passieren könnten.

Ich ließ den Mann nie aus den Augen und veranlaßte ihn, mir alle Kleinigkeiten auf dem Wege zu zeigen, um zu erfahren, ob er es ehrlich mit uns meine, und auch den Weg ordentlich kannte.

Jetzt kam uns der Alambagh sehr zu Nutzen; unsere gesamte Lagerequipage wurde hineingeschafft, da wir keine Zelte mitnahmen, und alle entbehrlichen Sachen wurden dort gelassen. Auf dem höchsten Punkt des Alambagh errichteten wir eine Art Signalturm,

wodurch eine Verbindung mit der Residenz hergestellt wurde. Es erging der Befehl, daß die Truppen früh am nächsten Morgen frühstücken und für 3 Tage Rationen mitnehmen sollten; das Kommissariat hatte auf weitere 14 Tage Proviant mitzuführen.

Gerade vor dem Aufbruch wurden wir durch eine Abteilung von 200 Mann verstärkt, welche sich aus einer Kompagnie Madras-Sappeure, Kavallerie und 2 Geschützen der Madras-reitenden Artillerie zusammensetzte.

Hauptmann Moir von der Bengal-Artillerie wurde zum Kommandanten des Alambagh ernannt, welcher von dem 75. Regiment, dem Regiment aus Ferozepore und ein paar Artilleristen besetzt war. Das 75. Regiment war das erste, welches von dem Gebirge herunter kam, als die Nachricht von dem Aufstand in Meerut das Hauptquartier erreichte; es hatte sich großartig geschlagen und während der Belagerung von Delhi unschätzbare Dienste geleistet. Die Ruhepause war ihm sehr zu gönnen. Das Regiment bestand nur noch aus 300 Mann; es hatte in 6 Monaten 9 Offiziere als Tote und 12 als verwundete zu beklagen. Die Offiziere dieses Regiments waren alle Freunde von mir, und es tat mir sehr leid, manchen von ihnen nicht wiederzusehen, vor allem Bartar, den Adjutanten, einen gutherzigen und lustigen Irländer und tapferen Offizier. Wir marschierten um 9 Uhr morgens ab und hielten uns zwischen dem Alambagh und dem Jalalabadfort. Dort mußten wir quer über die Ebene, wo jetzt die Kavallerie liegt, und dem heutigen Rennplatze. Als wir diesen Punkt erreichten, kam der Dilkusha in Sicht, der ungefähr noch 2 Kilometer entfernt war.

Wir wurden bei unserem Herannahen von einigen Schüssen empfangen, aber der Feind verschwand schleunigst, als die Kavallerie und reitende Artillerie, gefolgt von den Schützenschwärmen der Infanterie, durch eine schnell gemachte Maueröffnung hereinstürmten.

Der Galopp durch den Dilkushapark war ein eigenartiger Anblick; Hirsche, die ruhig geäst hatten, flüchteten in ihrer Angst vor den ungewohnten Besuchern und dem Krachen und Knattern der Schüsse. Die zurückweichenden Sepoys aber rannten den grasigen Abhang hinunter nach der Martinière. Einige Augenblicke hielten wir die Zügel an, um uns das wunderbare Bild anzusehen, das sich von hier aus unserem Auge bot. Vor uns lag die ausgekehlte Säule

der Martinière aus Mauerwerk, 123 Fuß hoch; gerade hinter dem pittoresken Gebäude selbst in der Ferne erglänzten die Zinnen und Dächer der Moscheen und Paläste von Lucknow im Morgensonnenschein.

Wir sahen, daß die Martinière besetzt war; um das Gebäude herum stand eine Abteilung Sepoys, und als wir uns auf dem Hügel zeigten, bekamen wir einige Salven von ihnen.

Nun griffen Remmingtons Abteilung reitender Artillerie und eine schwere Haubitzbatterie unter Hauptmann Hardy ins Gefecht ein, unter deren Deckung das 8. Regiment und das 1. Bataillon die Detachements des Feindes in der Martinière angriffen und ihn von dort verjagten, worauf die Kavallerie die Verfolgung bis zum Kanal fortsetzte. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich mein Freund Watson in auffallender Weise aus. Vollständig allein attackierte er die feindliche Kavallerie, mit deren Führer und 6 anderen er handgemein wurde. Er setzte sich tapfer zur Wehr, aber der ungleiche Kampf hätte nicht viel länger mehr dauern können, wenn Probyn nicht mit seiner und Watsons Schwadron dazwischengefahren wäre. Dieser war nur 800 Meter entfernt und sah die Not, in der sich sein Kamerad befand. Er versäumte natürlich keinen Augenblick, um diesen herauszuhauen. Für seine bei dieser und anderer Gelegenheit bewiesene Tapferkeit erhielt er das Viktoriakreuz. — Während einer der vielen Rekognoszierungen erhielt Watson einen Säbelhieb ins Gesicht. Einer der 2. Punjabkavalleristen, der gesehen hatte, was geschehen war, sprengte zu Probyn hin und rief diesem zu: „Watson hat eben einen Hieb bekommen, der einen Sack Rupien wert ist.“

Am Mittag des 14. waren wir Herren des Dilkusha und der Martinière und stellten auf dem rechten Ufer des Kanals vom Flusse bis zu Banks Haus unsere Außenposten auf. Das linke Ufer war von den Rebellen stark besetzt. Am frühen Nachmittag ritt ich mit Hope Grant und einer Kavallerieeskorte, um uns zu versichern, daß auch wirklich der Kanal in der Nähe des Flusses durchschritten werden könne. Wir waren auch so glücklich, die richtige Stelle zu finden, bei welcher 2 Tage später die ganze Kolonne durch den Kanal ging. Unsere Rekognoszierung wurde glücklicherweise vom Feinde nicht bemerkt, da er in der Erwartung, daß unser Weitermarsch von dem Dilkusha

und der Martinière direkt nach der Stadt führe, die betreffenden Straßen ängstlich bewachte.

Sir Colin hatte unterdessen sein Hauptquartier in der Martinière aufgeschlagen und den Befehl zur Errichtung eines Signalturmes gegeben, damit er mit Outram sich verständigen könne. Von diesem günstigen Punkte konnte Kavanagh dem Kommandierenden verschiedene Aufklärungen geben, die für diesen von höchstem Interesse waren. Er zeigte dem General die vom Feinde besetzten Stellungen; die Gruppe von Gebäuden, von denen man am besten den Chatta Manzil sehen konnte. Dieses Gebäude wurde von einem König von Oudh erbaut für die Damen seines Harems und nach dem vergoldeten Schirm (Chatta), der es schmückte, benannt. Jetzt befindet sich darin der Lucknowklub. Damals hielt die tapfere kleine Garnison unter Havelock und Outram das Haus besetzt, nachdem sie, von der Übermacht gehindert, ihren ruhmvollen Plan der Befreiung aufgeben mußte; dann wies er auf die Residenz hin, wo dank der Voraussicht und bewundernswerten Anordnung Sir Henry Lawrences eine Handvoll tapferer Briten die Feindeshorden, welche für drei Monate Tag und Nacht die Stellung angriffen, zurücktrieb; dann auf den Kaisarbagh, den glänzenden und überwältigenden Palast des Königs von Oudh, den Mittelpunkt alles Übels und Verrates.

Später am Tage machte der Feind auf unser Zentrum einen energischen Angriff, welcher aber durch die 9. Ulanen und einige Geschütze unter Brigadier Little zurückgewiesen wurde. Nachdem die Artillerie einige Schüsse abgegeben hatte, zogen sich die Rebellen aus der nächsten Umgebung vom Kanal zurück, und im Glauben, daß für heute weiter kein Gefecht mehr stattfinden werde, ging die Kavallerie und Artillerie nach der Martinière zurück.

Aber die Artilleristen hatten kaum abgeschirrt, als in der Richtung nach Banks Haus heftiges Feuer gehört wurde.

Ich galoppierte mit Mayne davon, um nach der Ursache zu sehen. Eine kleine Entfernung vom Kanal trennten wir uns. Mayne ging nach links, ich nach rechts. Ich fand die Piketts in hitzigem Gefecht, und der kommandierende Offizier bat mich, ihm möglichst rasch Unterstützung heranzuholen. Ich sprengte zu Hope Grant zurück, um Meldung zu machen, auf dem Wege traf ich aber schon die anrückenden Verstärkungen, denen augenblicklich noch die Überbleibsel von

Hopes und Russels Brigaden folgten. Am Morgen hatte Russel mit seinem Soldateninstinkt zwei Dörfer ein wenig oberhalb der Brücke im Norden von Banks Haus genommen; hierdurch war er im stande, den anrückenden Feind zu beschießen und zu verhüten, daß unsere linke Flanke aufgerollt wurde. Hope feuerte mit Remingtons Abteilung, Bourchiers Batterie und einigen der 24-Pfünder unter Peel. Sobald er sah, daß der Feind zu wanken anfing, trieb er ihn über den Kanal und schlug ihn schließlich mit großen Verlusten zurück.

Hopes und Russels gemeinsames Vorgehen war ein großes Glück, denn es rettete unsere rechte Flanke; wenn diese aufgerollt worden wäre, hätte der Feind mit ziemlicher Sicherheit unseren langen Train von Kamelen, Ochsenwagen u. s. w. mit der ganzen Munition, Vorräten, Wagen und Tragbahren für die zu Rettenden in Lucknow, erobert. Die Arrieregarde unter Oberstleutnant Ewart von den 93. Hochländern hatte die größten Schwierigkeiten, sich den Feind vom Leibe zu halten; sie wurde wiederholt hart vom Feind bedrängt und das Vorwärtskommen ging so langsam, daß es länger als 24 Stunden dauerte, bis die paar Kilometer zwischen dem Alambagh und dem Dilkusha zurückgelegt waren.

Nach Beendigung des Gefechtes hörte ich zu meiner großen Bestürzung, daß mein armer Freund Mayne gefallen sei. Kurz nachdem er mich verlassen habe, sei er vom tödlichen Schuß getroffen, noch einige Schritte weiter geritten und dann vom Pferde gesunken. Als man ihn aufhob, war er tot; die Kugel war durch die Brust gegangen. Niemand konnte mir jedoch sagen, wo man den Körper hingelegt hatte, und ich machte mich an dem Abend umsonst auf, um ihn zu suchen. Bei Tagesanbruch am nächsten Morgen begann ich die Suche nach dem toten Freunde in Begleitung des liebenswürdigen Adjutanten der reitenden Artillerie Arthur Bunny und wir fanden ihn nach langem Suchen in einer Dooly liegend unter dem Walle der Martinière. Da niemand wußte, wann der Tanz mit dem Feinde wieder los ging, beschlossen wir, den armen Kerl auf der Stelle zu begraben. Ich wählte in der Nähe eine Stelle für das Grab aus, das unter Mithilfe einiger Artilleristen ausgehoben wurde. Dann legten Bunny und ich, unterstützt von einigen anderen Kameraden, unseren Freund gerade wie er war, im blauen Überrock mit hohen Stiefeln, das Monokel im Auge, wie er es immer trug, in sein frühes Grab.

Das einzige, was ich ihm wegnahm, war sein Schwert, welches ich später gelegentlich seinen Angehörigen übergab. Das war eine traurige kleine Feier. Über dem Grab neigten sich die Zweige eines jungen Baumes, in welchen ich die Buchstaben „A. O. M.“ nicht sehr tief, da ich nicht viel Zeit hatte, einschnitt; trotzdem konnte man sie deutlich erkennen, und sie blieben lange genug stehen, um den Freunden zu ermöglichen, an der richtigen Stelle ihm den jetzt noch vorhandenen Denkstein zu errichten.

Der ganze 15. wurde in Vorbereitungen für den Vormarsch verbracht. Der Dilkusha wurde in ein allgemeines Depot umgewandelt, wo die Verwundeten und Kranken untergebracht wurden; auch der Park für schweres Geschütz und Vorräte aller Art befand sich daselbst. Um das Gebäude wurde eine rohe Schanze aufgeworfen und zu seinem Schutze eine Besatzung zurückgelassen, die aus folgenden Truppenteilen bestand: 5 Feldkanonen, die Hälfte der 9. Ulanen, der Militärtrain, eine Schwadron Punjabkavallerie und das 8. Regiment, das Ganze unter dem Kommando vom Kavalleriebrigadier Little.

Am Nachmittag machten wir einen Scheinangriff nach links, um die Aufmerksamkeit des Feindes von unserem wahren Plan abzulenken. Ein großer Artilleriepark wurde versammelt und ein ununterbrochenes Mörserfeuer für die ganze Nacht unterhalten, welches den Begumpalast und die Kasernen unter Feuer nahm. Um den Feind noch mehr in dem Glauben zu bestärken, daß wir den Vormarsch nach links fortsetzen würden, wurden einige der Piketts auf der rechten Seite eingezogen; dies verlockte den Feind, einen kleinen Versuch in dieser Richtung vorzunehmen. Die Rebellen überschritten den Kanal, wurden aber sofort von den Geschützen der reitenden Artillerie von Madras zurückgejagt. Sodann eröffneten sie Feuer mit einer 12 Pfünder-Haubitze von der westlichen Seite des Gumti. Da ereignete sich ein sehr eigentümlicher Zwischenfall, den ich wohl kaum den Mut finden würde zu erzählen, wenn nicht Sir Dighton Probyn und Sir John Watson, welche dicht dabei waren, für die Wahrheit meiner Erzählung bürgen könnten.

Eine Versagergranate von einer feindlichen Haubitze flog in die Schwadron Watsons hinein, die unter dem Wasserreservoir der Martinière aufgestellt war. Das Geschoß traf den Sattel eines Kavalleristen vorn, ging unter dem Gesäß des Mannes durch, indem es ihn zugleich

in die Höhe hob, und zerriß den Sattel in Fetzen; ein Stück davon wurde hoch in die Luft geschleudert. Das Pferd wurde zu Boden geworfen, blieb aber unverletzt. Der Schenkel des Mannes war nur arg gequetscht, so daß der Mann einige Tage nicht auf dem Pferde sitzen konnte; sonst war nichts weiter geschehen. Einer von Watsons Offizieren, der den Mann und das Pferd untersucht hatte, ritt zu Watson hin, um den Befund zu berichten. Dieser hatte natürlich geglaubt, daß Mann und Reiter schwer verletzt seien, und als er die Meldung vom Gegenteil erhielt, meinte er zu dem Offizier gewendet: „Diese Geschichte wollen wir lieber nicht in England erzählen, denn alle werden uns für Aufschneider halten.“ Ich befand mich ganz in der Nähe der Schwadron und sah mit eigenen Augen deutlich den ganzen Vorgang.*)

Den ganzen Tag (15.) hatte ich viel Arbeit gehabt und freute mich auf eine recht ruhige Nacht, als ein Adjutant heransprengte und mir die Mitteilung machte, daß der Kommandierende meine Anwesenheit in der Martinière wünschte.

Als ich mich bei dem General meldete, teilte er mir mit, daß zu seiner größten Unzufriedenheit nicht genügend Gewehrmunition mitgenommen sei, und daß die einzige Möglichkeit, ausreichende Munition nachzubringen, darin bestände, in dieser Nacht noch nach dem Alambagh zurückzugehen, um welche zu holen. Er könne die Truppen, welche hierzu benötigt würden, aber keinesfalls entbehren. Sir Colin frug mich, ob ich mir getraute, den Weg nach dem Alambagh in der Nacht zurückzufinden, worauf ich antwortete: „Sicherlich! Exzellenz.“ Ich hätte diese Antwort vielleicht etwas zögernder gegeben, hätte ich nicht die Vorkehrung getroffen, meinen eingeborenen Führer unter die Obhut

*) Als ich bei Gelegenheit diese Geschichte dem General Sir Samuel Browne erzählte, sagte er, daß ihm eine ähnliche bekannt wäre; dieselbe hätte sich in der Schlacht bei Sadulapur im Dezember 1848 ereignet. Er sei damals Adjutant im 46. Infanterieregiment gewesen, welches in Linie aufgestellt war, daneben eine Abteilung reitende Artillerie unter dem Kommando von Major Kinleside (auf der rechten Seite vom Regiment). Browne merkte, daß sich irgend etwas Außergewöhnliches bei den Artilleristen ereignet hatte. Er ritt hin und sah, daß einem Artilleristen von einer Kanonenkugel der Sattel weggerissen war. Der Mann hatte gerade in den Bügeln gestanden, als die Kugel heransauste, und er und sein Pferd waren mit leichten Quetschungen davongekommen.

einiger afghanischer Chuprassies zu geben, die dem Quartiermeisterdepartement unterstellt waren. Diesen hatte ich strengen Befehl gegeben, den Mann nicht aus den Augen zu lassen. Ich war daher der festen Überzeugung, daß ich mich auf die Ortskenntnis dieses Mannes verlassen könnte, falls mich mein eigenes Gedächtnis im Stich lassen würde. Der General ersuchte mich, ja recht vorsichtig zu Werke zu gehen, und fügte hinzu, ich könne die Eskorte je nach Gutdünken selbst wählen, aber geschehe, was wolle, ich müsse jedenfalls bei Tagesgrauen zurück sein, da er Outram signalisiert habe, er wolle am nächsten Morgen vorrücken. Sir Colin wünschte außerdem, daß der Ordonnanzoffizier, durch dessen Schuld nicht genügend Munition mitgenommen war, mit mir nach dem Alambagh zurückreiten und dort verbleiben sollte.

Es wurde schon dunkel, und es durfte keine Zeit verloren werden. Zuerst ritt ich zu meinem General, und nachdem ich ihm den Befehl des Kommandierenden mitgeteilt hatte, besprach ich die Eskorteangelegenheit mit ihm. Hope Grant riet mir dringend, eine Abteilung der 9. Ulanen, ebenso eine solche eingeborener Kavallerie mit mir zu nehmen. Ich war aber der Meinung, für einen Nachtmarsch sei eingeborene Kavallerie allein vorzuziehen. Der Erfolg war davon abhängig, daß man weder gehört noch gesehen wurde, und die eingeborene Reiterei ritt viel geräuschloser, als britische, weil ihre Säbelscheiden aus Holz waren und nicht, wie die britischen, von Stahl. Ich war außerdem der Meinung, daß, wenn wir an den Feind kommen sollten, was nicht unwahrscheinlich war, und auseinander getrieben wurden, eingeborene sich leichter unsichtbar machen und sich besser zurecht finden würden als englische Soldaten. Alles dies setzte ich dem General auseinander, aber dieser in seiner Herzensgüte bat mich, doch Ulanen mitzunehmen, indem er hinzufügte, er würde nicht so um mich in Sorge sein, wenn ich meine eigenen Landsleute um mich hätte. Ich blieb aber bei meiner Anschauung, und es wurde ausgemacht, daß ich von Younghusband und Hugh Gough mit ihren Schwadronen eingeborener Kavallerie begleitet werden sollte. Ich verabschiedete mich von meinem gütigen und sorgenden General und beeilte mich vor allem, zuerst die beiden Offiziere zu benachrichtigen. Dann ging es im Galopp nach dem Dilkusha, um Leutnant Tod Brown vom Geschützdepot in Kenntnis zu setzen, daß sein Assistent mit mir gehen

solle, und endlich mußte ich zum Kommissariatsoffizier, um mit diesem die Mitnahme von Kamelen zu besprechen, welche die Munition herbringen sollten. Es war schon stockdunkel, als ich zu dem Platz kam, wo meine Dienerschaft sich befand, und wo ich meinen eingeborenen Führer zu treffen hoffte. Man kann sich meine Bestürzung denken, als ich erfuhr, daß derselbe entwischt sei. Er hatte die Verwirrung, welche bei der feindlichen Attacke am vorhergehenden Nachmittag herrschte, benutzt und das Weite gesucht. Was sollte nun geschehen? Ich war in Verzweiflung, und es wurde mir immer zweifelhafter, ob es mir möglich sein würde, den Alambagh im Dunkeln zu finden. Bei Tage hätte ich den Weg mit Hilfe meines Kompasses, den ich ja stets bei mir hatte, gefunden, trotz der Hohlwege und Wasserläufe, gar nicht zu reden von dem unnahbaren Sumpf in der Nähe vom Jalalabadfort. Aber gehen mußte ich! Ich konnte keinesfalls dem Kommandierenden mitteilen, daß ich nicht im stande sei, einen Auftrag, zu dessen Ausführung seine Wahl auf mich gefallen war, auszuführen. Es blieb also nichts weiter übrig, als die Gedanken zusammenzunehmen und das Beste zu hoffen. Nachdem ich alles geordnet hatte, eilte ich zum Artilleriebiwak, aß in aller Schnelligkeit, bestieg ein frisches Pferd und machte mich in Begleitung Younghusbands, Hugh Goughs, des unglücklichen Ordonnanzoffiziers, 2 Schwadronen Kavallerie und 150 Kamelen nicht allzu leichten Herzens auf den Weg.

Wir kamen gut vorwärts, bis wir an das unterbrochene Gelände gelangten. Dort verloren wir den rechten Weg, oder vielmehr die rechte Spur, denn es gab keinen Weg. Wir konnten weiter nichts sehen, als die Lichter der feindlichen Piketts in einer unangenehm geringen Entfernung rechts von uns. Ich zündete ein Streichholz an, um auf dem Kompaß die Richtung ausfindig zu machen, aber das nützte uns nichts bei den Versuchen, durch die Hohlwege zu gelangen oder dieselben zu umgehen. Hierdurch wurde unser Weg unendlich lang. Endlich befanden wir uns in offenem Gelände; aber o Himmel! Wir waren zu sehr nach rechts gekommen und waren in nächster Nachbarschaft von den feindlichen Piketts, von wo wir deutlich Stimmen vernehmen konnten. Wir hielten, um die lange Reihe Kamele zusammen zu bringen, und als alles in Ordnung war, ging es wieder vorwärts. Ich ging voran und zündete aller Minuten ein Streichholz an, um die Richtung auf dem Kompaß abzulesen und einen ängstlichen Blick auf meine Uhr zu

werfen, da ich zu fürchten begann, daß wir nicht mehr Zeit genug hätten, unsere Aufgabe auszuführen. Natürlich war unser Vorwärtskommen ein höchst langsames, wir mußten sehr oft warten, um die kleine Schar zusammen zu halten.

Endlich passierten wir das Jalalabadfort. Ich sagte nun zu Hugh Gough, dessen Schwadron in Front war, daß es besser wäre, jetzt zu halten und mich allein vorgehen zu lassen, da sonst leicht die Besatzung des Alambagh beim Herannahen einer ganzen Abteilung Feuer geben würde. Hierdurch würden die Kamele scheu werden und wir hätten die größten Schwierigkeiten, unsere Aufgabe zu lösen. Ich machte mich daher allein auf den Weg und verabredete mit Hugh, ich würde bald zurückkommen und sie abholen.

Der Alambagh war in Wirklichkeit weiter entfernt, als ich angenommen hatte, und ich fürchtete schon meinen Weg verloren zu haben, als sich plötzlich vor mir ein großer Wall erhob, auf dessen Zinne ich den Wachtposten promenieren sah. Ich rief ihn an und befahl ihm, dem Sergeanten auf Wache meine Ankunft mitzuteilen und ihn zum Wachthabenden zu schicken. Als der Offizier erschien, teilte ich ihm den Zweck meines Kommens mit und bat ihn, während ich meine Leute mit den Kamelen heranholte, die Munitionskästen bereit zu halten. Ich ritt zu der Stelle zurück, wo ich Gough zurückgelassen hatte und die ganze Prozession setzte sich in Bewegung.

Die halbe Nacht war schon vorüber; aber außer der Zeit, die zum Aufladen der Munition nötig war, hatten wir keinen weiteren Aufenthalt; man half uns so viel man konnte, und es dauerte nicht lange, so befanden wir uns auf dem Rückweg.

Der Tag graute, bevor wir nach dem Dilkusha kamen und als ich die Munition dem betreffenden Offizier übergab, war es schon hell. Als ich zur Martinière heraufritt, sah ich den alten General halb angezogen auf der Treppe stehen, wo er ängstlich nach unserer Rückkunft ausschaute.

Er war hocherfreut, als er mich sah, drückte seine Freude über das Wiedersehen aus, und nachdem er mir noch viele freundliche und gütige Worte über meinen Erfolg gesagt hatte, bat er mich, so schnell wie möglich etwas zu essen, da wir sogleich, nachdem die Mannschaften gefrühstückt hätten, aufbrechen sollten. Das war ein glück-

licher Augenblick für mich, da ich fühlte, daß mein Chef mit seiner Wahl zufrieden gewesen war. Ich begab mich zum Artillerielagerplatz und erfrischte den inneren Menschen mit dem Braten von einem Ochsen, der einige Tage vorher durch einen Schuß getötet worden war.

Um 8 Uhr morgens rückten die Truppen aus. Ich hatte Befehl, mit der Avantgarde zu gehen. Hierauf kamen Hopes und Russels Brigaden mit Travers schwerer Batterie, Peels Matrosenbrigade und Middletons Feldbatterie.

Die Brigade Greathed (mit Ausnahme vom 8. Regiment, welches am Dilkusha geblieben war) blieb mit Bourchiers Batterie zurück, um unsere linke Flanke zu schützen und erhielt erst am Mittag Befehl, uns als Arrieregarde zu folgen.

Das Anerbieten eines Eingeborenen, welcher sich freiwillig erbot, unser Führer zu sein, wurde angenommen, und Sir Colin, der direkt hinter der Vorhut ritt, hatte Kavanagh bei sich, dessen Ortskenntnis ihm von großem Nutzen war.

Der Feind war durch die Rekognoszierung am vorhergehenden Tage so irre geführt und hatte so wenig daran gedacht, daß wir unseren Weg nach rechts nehmen könnten, daß wir unbehelligt über den Kanal kamen.

Wir waren allerdings noch nicht weit gegangen, als eine Abteilung Rebelleninfanterie, ungefähr 2000 Mann, welche der Brigade Greathed auszuweichen verstanden, den Kanal überschritten und sich unbemerkt heranschleichend der Martinière bemächtigen wollten. Sir Colin hatte Leutnant Patrick Stewart, einen ungewöhnlich viel versprechenden Offizier von den Bengalingenieuren, auf der Zinne der Martinière gelassen, um Outram mit Hilfe der Zeichengebung auf dem Laufenden zu halten. Stewart schickte gerade unter Mithilfe Watsons eine Botschaft ab, als beide den Feind nahe dem Gebäude bemerkten. Sie eilten die Treppe hinunter auf die Pferde und ritten mit Watsons Schwadron und 2 Geschützen der reitenden Artillerie von Madras nach der Stadtseite der Martinière, um dem Feind den Rückzug zu verlegen. Als die Rebellen niemanden innerhalb des Gebäudes trafen, und ihre Rückzugslinie bedroht sahen, ergriffen sie das Hasenpanier und eilten nach der Stadt zurück. Die reitende

Artillerie schickte dem Feinde einige Runden nach und tötete, wie auch die verfolgende Kavallerie, eine ganze Anzahl Rebellen.

Unsere Truppen hielten sich nach dem Übergang über den Kanal an dem Flußufer, und unsere linke Flanke war zum großen Teil durch das hohe Ufergras verdeckt. Ungefähr 2 Kilometer unterhalb des Kanals wandten wir uns scharf nach links und passierten ein kleines Dorf. Sofort wurden wir von einigen Häusern zur rechten und von der Zinne eines hohen Walles, welcher sich als die Nordwestecke des Sikandarbagh erwies, unter Feuer genommen. Es entstand die größte Verwirrung, und für einen Augenblick gab es weder ein Vorwärts, noch ein Zurück. Die Kavallerie, welche voran ritt, erhielt ein heftiges Feuer von der Front, welchem sie weichen mußte. Sie war machtlos und das Einzige, was getan werden konnte, war möglichst schneller Rückzug. Die Kavallerie forzierte ihren Rückweg die böse Anhöhe hinunter, welche wir eben mit größter Schwierigkeit erklettert hatten. Mittlerweile hatte sich an deren Fuße Infanterie und Artillerie eingefunden, und das Gedränge wurde noch toller als vorher. Sobald die Kavallerie aus dem Wege war, bestiegen die 53. einen Damm, welcher längs der Anhöhe auf der dem Sikandarbagh am nächsten gelegenen Seite lief. Durch ihr Feuer wurden die feindlichen Infanteristen, welche außerhalb der Umwallung gestanden hatten, gezwungen, sich in die Befestigung zurückzuziehen. Hierdurch wurde es für Blunt möglich, seine Geschütze auf den Damm auffahren und abprotzen zu lassen, was er mit unglaublicher Kaltblütigkeit tat. Er feuerte auf das Gebäude aus einer Entfernung von 200 Metern.

Er erhielt aus 3 verschiedenen Richtungen heftiges Feuer. Auf seiner Rechten vom Sikandarbagh; auf der Linken von Baracken und Hütten, in einer Entfernung von einigen 60 Metern vom Serai. In Front wurde er vom Kasino, dem Kaisarbagh und anderen Gebäuden beschossen.

In diesen 3 Richtungen ließ er seine Geschütze feuern und kümmerte sich wenig um das vernichtende, hauptsächlich aus den Hütten kommende Feuer.

Aber es würde ganz unmöglich gewesen sein, daß sich die Avantgarde länger hätte halten können, und ich atmete deshalb auf, als ich Hopes Brigade uns zu Hilfe kommen sah. Eine Kompagnie vom

53. Regiment vertrieb in tapferster Weise den Feind von der Stellung links von uns, und die Hochländer erstiegen, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, die Hütten, von wo, wie ich schon erwähnte, das heftigste Feuer kam, rissen die Dächer auf, stürmten in das Innere, und trieben den Feind aus den Häusern, an dem Serai vorbei nach den Baracken, welche sie erstürmten. Diese Baracken wurden während der übrigen Operationen von den Hochländern gehalten.

Durch diese heroische Tat leisteten die Hochländer uns einen großen Dienst, denn sie brachten das heftigste Feuer zum Schweigen. Nichtsdestoweniger war unsere Lage immer noch eine höchst verzweifelte, und Sir Colin, welcher das auch sah, erkannte sofort, daß nicht eher weiter marschiert werden könne, als bis der Sikandarbagh in unseren Händen war. Diese Befestigung sah aber wahrhaftig nicht danach aus, als wenn sie leicht zu nehmen sei. Ungefähr 400 Quadratmeter groß war der Sikandarbagh mit einem 20 Fuß hohen mit Schießscharten und Flankenschutz versehenen Wall umgeben. Es gab nur einen Eingang im Süden, welcher stark befestigt war. Über demselben lag ein zweistöckiges Wachtgebäude. Nahe der Nordseite der Umwallung lag ein Pavillon mit flachem Dache, welches für Infanterie eingerichtet worden war, und von dort, sowie vom Palast aus wurde ein ununterbrochenes Feuer unterhalten.

Um einen besseren Überblick zu gewinnen, in welcher Richtung der Sturm am ehesten erfolgen könne, ritt der General zur Front und stellte sich neben eine von Blunts Kanonen. Mansfield und Hope Grant waren auf beiden Seiten und August Anson und ich direkt hinter dem General. Plötzlich rief der Kommandierende: „Ich bin getroffen.“ Die Sache war Gott sei Dank nicht gefährlich, da die Kugel vorher durch einen Kanonier gegangen war, den sie auf der Stelle tötete; hierauf schlug sie auf des Generals Schenkel auf und verursachte eine ernste Quetschung, aber nichts weiter. Es waren einige Augenblicke großer Besorgnis, bis wir den wahren Sachverhalt ergründet hatten, und wir atmeten erleichtert auf, als wir wahrnahmen, daß der General nicht ernstlich verletzt war. Mittlerweile hatte man unter großen Schwierigkeiten ein Geschütz und eine Haubitze unter Travers Kommando auf den Damm hinaufgezogen, welche den von Sir Colin zum Angriff bestimmten Punkt des Walles beschoß.

Die Bresche sollte an der Südostecke des Walles geschossen werden.*) Augenblicklich wurde Hardy, der Hauptmann der Batterie getötet, und der nächstälteste Offizier verwundet. Blunts Pferd wurde erschossen und von den wenigen Leuten, die er noch hatte, wurden 16 Europäer und 6 eingeborene Kanoniere getötet und verwundet; außerdem wurden von der Abteilung 20 Pferde erschossen.**)

Während die schweren Geschütze bei der Arbeit waren, um die Bresche zu schießen, säuberte Adrian Hope mit den 53. unsere linke Front von einer Abteilung Rebellen, und verband die Baracken mit der Hauptangriffslinie durch eine Schützenkette. In weniger als einer halben Stunde war eine Bresche von 3 Fuß Breite, 3 Fuß vom Erdboden entfernt, geschossen. Es wäre besser gewesen, wenn die Bresche größer war, aber Sir Colin wartete nicht länger und befahl den Beginn des Sturmes. Die Infanterie hatte sich unter möglichst guter Deckung hingelegt und wartete ungeduldig auf diesen Befehl. Sobald er sie erreichte, sprang sie mit weitschallendem Hurra auf und stürmte nach der Bresche. Dieser gellende Schrei unserer Truppen muß den Verteidigern des Sikandarbaghs wie eine Voraussage ihres Unterganges geklungen haben. An der Spitze waren die 93. unter Oberstleutnant Ewart und die 4. Punjab-Infanterie unter Leutnant Paul, gefolgt von den 53. unter Oberstleutnant Gordon,***) von den 93. Hochländern und einem Bataillon Detachements unter Major Roger Barnston.

*) Der Wall ist seit der Zeit wieder aufgebaut worden und ist mit Gras überwuchert. Ich hatte deshalb die größte Mühe, den Platz, wo die Bresche in dem Walle lag, wiederzufinden, als ich im Jahre 1893 Lucknow besuchte.

**) Als Blunts Abteilung im Mai 1857 Umballa verließ, bestand sie aus 93 Europäern und 20 eingeborenen Kanonieren. Bei Delhi hatte die Abteilung so große Verluste, daß nur 5 Geschütze bemannt werden konnten, als die Abteilung im September abmarschierte. Nach dem Gefecht bei Agra waren ihre Totalverluste 12 Tote und 25 Verwundete. Jetzt konnten gerade noch knapp 4 Kanonen bemannt werden. Als Blunt im Jahre 1858 seine Abteilung verließ, um das Kommando über Bourchiers Feldbatterie zu übernehmen, waren von den 113 Leuten, mit denen er den Feldzug begonnen hatte, 69 getötet oder verwundet worden. Die Abteilung würde unbrauchbar geworden sein, wenn nicht Leute von anderen Truppenteilen sich freiwillig zum Dienst gemeldet hätten, und Fahrer von der Königl. Artillerie gestellt worden wären.

***) Hauptmann Walton war der älteste Offizier des Regiments und führte es in ausgezeichneter Weise, aber Sir Colin meinte, er sei zu jung, das Kommando zu führen und ernannte für den Augenblick Oberstleutnant Gordon.

Es war ein großartiger Anblick, ein Anblick, den man nie vergessen kann, dieser mutige Wettkampf, als erster in die Bresche zu treten. Jeder wußte, daß der Preis für den Gewinner sicherer Tod war. Hochländer, Sikhs, Dogras*) und Pathanen, alle wetteiferten todesmutig mit einander.**)

Ein Hochländer war der erste, welcher zur Bresche kam; er wurde augenblicklich getötet, als er in die Öffnung sprang. Ein Mann von den 4. Punjabs war der nächste, ihn erreichte dasselbe Schicksal. Dann folgte Leutnant Cooper vom 93. und dicht hinter diesem Oberst Ewart und Hauptmann Lumsden vom 30. Regiment Bengalinfanterie, welcher dem Regiment als Dolmetscher beigegeben war; dann drängte sich eine große Anzahl Sikhs und Hochländer, so schnell es gehen wollte, durch die Öffnung. Ein Trommler von den 93. muß einer der ersten gewesen sein, welche das schreckliche Tor passierten, denn als ich hineinkam, fand ich ihn gerade innerhalb der Bresche tot auf dem Rücken liegend, ein hübscher, unschuldig aussehender blonder Knabe von vielleicht 14 Jahren.

Der Eifer der Leute, durch die Bresche zu kommen und darinnen zu kämpfen, wurde jetzt so toll, daß der Eingang im wahrsten Sinne blockiert war, und die Situation wurde jeden Augenblick gefährlicher. Eine Abteilung stürmte auf das Tor zu, eine andere nach einem vergitterten Fenster; hier wurde Hauptmann Walton vom 53. Reg. schwer verwundet. Beide Abteilungen waren entschlossen den Eingang zu erzwingen. Nachdem die Traverse, welche vor dem Tore stand, durch die 4. Punjab-Infanterie unter dem Befehle des tapferen Dogra Subadars***) genommen worden war, wurde der Feind aus dem Vor-

*) Das Wort Dogra wurde zuerst für die Rajputstämme in den Bergen und Vorbergen des Nordens von Ravi gebraucht. Später wurden auch damit Bergrajputs bezeichnet, die südlich von Ravi wohnten. In der Soldatensprache wurden alle Rajputs, welche in der Armee dienten, Dogras genannt.

**) Infolge des Verhaltens der 4. Punjab-Infanterie bei dieser Gelegenheit, wo sie mit den Hochländern zusammen dienten, fühlten sich die Offiziere und Mannschaften des letzteren Korps so zu den eingeborenen Soldaten dieses Regiments hingezogen, daß einige Jahre später 2 Offiziere des 93. Regiments, welche Kandidaten für den Stab waren, darum baten, zu dem 4. Punjab-Regiment versetzt zu werden.

***) Subadar Gokal Sing wurde in den Depeschen des Kommandierenden wegen seiner Bravour miterwähnt.

werk vertrieben. Die Rebellen stürzten nun auf das Tor zu, dessen schwere Flügel gerade geschlossen werden sollten, als der Mohamedaner Mukarrab Khan seinen linken Arm, an welchem er einen Schild trug, dazwischen schob. Seine Hand wurde durch einen Schwertstreich arg verwundet, aber er zog einfach den linken Arm heraus und legte den rechten dazwischen, worauf ihm durch einen anderen Schwerthieb die andere Hand beinahe vom Arme gehauen wurde.*) Aber er erreichte, was er wollte, die Tore konnten nicht geschlossen werden, und wurden bald ganz geöffnet. Nun stürzten sich die 4. Punjabies, die 53. und die 93. durch den Torweg.

Diese Heldentat Mukarrab Khans habe ich selber gesehen, da ich mit Anson direkt hinter der Sturmkolonne hielt. Als wir an den Torweg kamen, wurde Anson durch einen Schuß vom Pferde geworfen. Die Kugel hatte den Schädel direkt hinter dem Ohre gestreift und ihm für einen Augenblick das Bewußtsein geraubt.

Im nächsten Augenblick war er wieder auf dem Pferde, aber kaum war er im Sattel, wurde es ihm erschossen.

Das Schauspiel zu beschreiben könnte nur ein Zola fertig bringen. Die Verteidiger des Sikandarbaghs hätten sich nie träumen lassen, daß wir eine solche Stellung anzugreifen wagen würden, und warteten in der Stärke von ungefähr 2000 Mann darauf, uns anzugreifen, wenn wir in den Straßen der Hazratganj-Vorstadt unsere Bewegungsfreiheit eingebüßt hätten. Sie waren jetzt in einer richtigen Falle, da es keinen anderen Ausgang gab, als das Tor und die Bresche, durch welche unsere Truppen sich ergossen.

Es gab also für die Rebellen keine Rettung, und sie fochten deshalb mit der Verzweiflung von Männern, welche keine Hoffnung auf Gnade haben und entschlossen sind, ihr Leben teuer zu verkaufen. Fuß für Fuß wurden sie nach dem Pavillon zurückgedrängt, und zwischen diesem und der Nordmauer erschossen oder mit dem Bajonett erstochen. Dort lagen sie bis zu Manneshöhe aufgehäuft, eine schreckliche Masse von Toten und Sterbenden in wirrem Durcheinander.

*) Für diese Heldentat erhielt Mukarrab Khan den Orden pour le mérite, für Eingeborene dieselbe Auszeichnung wie das Viktoriakreuz. Mit dem Orden ist eine Gehaltserhöhung verbunden. Nach beendetem Feldzuge verließ Mukarrab Khan den Dienst, aber als sein alter Kommandeur in den Umbeylafeldzug zog (1863), ruhte der Mohamedaner nicht, bis ihn Oberst Wilde als Ordonnanz mitnahm.

Es war ein furchtbarer, ekelerregender Anblick, eins von denjenigen Ereignissen, welche einem selbst in der heißen Schlacht und in der Siegesfreude die traurige Seite des Krieges vor Augen führen. Die unglücklichen Verwundeten versuchten umsonst sich aus der Masse ihrer toten Kameraden heraus zu arbeiten und diejenigen, welche zu oberst auf diesem schrecklichen Knäuel lagen, machten ihrem Hasse Luft jedem englischen Offizier gegenüber, der vorbeikam, indem sie ihn in gröbster Weise beschimpften.

Das Feuern und Kämpfen dauerte noch einige Zeit fort, nachdem die Hauptmacht der Rebellen vom Sikandarbagh niedergemacht war. Einigen war es gelungen, sich im Wachtzimmer über dem Tore zu verbarrikadieren; andere hatten auf den Bastionen Schutz gesucht, aber keiner entkam der Rache der Soldaten. Es gab einige Einzelkämpfe auf Leben und Tod zwischen den Sikhs und den Sepoys.

Endlich waren alle Rebellen getötet, außer vielleicht 3 oder 4, welchen es gelang über den Wall nach der Stadt zu entkommen. Hoffentlich sind sie lebend in die Stadt gelangt, um die Geschichte von dem Heldenmute unserer Truppen zu erzählen, einem Mute, der keine Hindernisse kennt.

Wenn man ins Auge faßt, was für einer Gefahr diejenigen ausgesetzt waren, welche zuerst durch die Bresche stürmten, und den Mut der Verzweiflung, mit welcher der Feind kämpfte, waren unsere Verluste erstaunlich gering. Die 93. hatten 2 Offiziere und 23 Mann, darunter den Sergeantmajor, tot und 7 Offiziere und 61 Mann verwundet. Das 4. Punjab-Infanterieregiment ging mit 4 Offizieren ins Gefecht, von denen 2 getötet und einer schwer verwundet wurde. Von den eingeborenen Offizieren und Mannschaften wurden 69 getötet oder verwundet.*)

*) Leutnant Paul, der Kommandant, wurde getötet. Leutnant Oldfield tödlich und Leutnant McQueen schwer verwundet. Leutnant Willoughby, der das Regiment aus dem Gefecht führte, war noch ein halber Knabe; er wurde im nächsten April bei Ruhiya getötet. Sowohl er, als McQueen waren wegen ihrer Tapferkeit bei diesem Kampfe für das Viktoriakreuz vorgeschlagen worden. Nachdem alles vorbei war, beklagte einer der eingeborenen Offiziere den Tod der britischen Offiziere und frug mich, wer sie ersetzen solle. Er fügte in seiner Sprache hinzu: „Sahib, wir verstehen zu kämpfen, aber nicht zu führen." Was dem alten Soldaten am Herzen lag, war, mich von seiner und seiner Kameraden Unfähigkeit zu überzeugen, ohne die Leitung europäischer Offiziere etwas fertig zu bringen.

Kapitel XXIV.

Henry Norman — Der Shah Najaf — Das Kasino — Aufpflanzen der Fahne — Ein denkwürdiges Zusammentreffen — Die Residenz.

Die Operation, welche ich eben beschrieben habe, war erst am späten Nachmittag vollständig beendet, als plötzlich zum Vormarsch gegen die Residenz geschritten wurde. Zur Linken hatten wir, mit Ausnahme von einem kleinen Dorfe, offenes Gelände, auf beinahe 3 Kilometer bis zum Kasino der britischen Infanterie. Auf unserer Rechten lag auch ein offenes Feld, welches sich auf 1000 Meter erstreckte, dann kam ein Gürtel mit Buschwerk bestanden, in dem Hütten und Gärten eingestreut waren, was ungefähr weitere 1200 Meter ausmachte bis zum Shah Najaf*), einem wunderbaren weißen Grabgewölbe, das von einem Hofe umgeben und mit einem gemauerten, hohen und mit Schießscharten versehenen Walle gedeckt war. Unterhalb des Shah Najaf erhob sich der Kadam Rasul, ein anderes Grab, welches auf einer Terrainwelle stand. Aber das Dorf wurde nicht energisch vom Feinde verteidigt und deshalb von der Infanterie mit Leichtigkeit genommen, während die Artillerie sich anschickte, den Shah Najaf und den Kadam Rasul zu beschießen.

Der letztere wurde bald von dem 2. Punjabregiment genommen, welches zur Brigade Greathed gehörte, die unterdessen die Hauptmacht eingeholt hatte. Aber der Shah Najaf erwies sich als härtere Nuß. Dieses Gebäude lag ganz im Jungel versteckt und wir wurden seine Stärke erst gewahr, als wir ganz nahe daran waren.

Barnstons Bataillon avancierte in Schützenlinie unter Deckung der Kanonen. Leider explodierte eine unserer Granaten zu früh und verletzte Major Barnston so schwer, daß er bald verstarb. Ob die Leute durch den Verlust ihres Führers niedergeschlagen, oder nicht auf das heftige Feuer vorbereitet waren, welches bald auf sie niedersauste, mag dahingestellt sein, so viel ist gewiß, sie fingen an zu wanken, und für einen Augenblick entstand eine leichte Panik. Der Kommandierende, umgeben von Hope Grant, Mansfield und Adrian Hope mit ihren Stäben, warteten ängstlich auf das Resultat des An=

*) Shah Najaf ist das Grab von Ghazi-ud-din Haidar, dem ersten König von Oudh, von ihm selbst erbaut. Es hat seinen Namen von „Najaf“, dem Hügel, auf welchem das Grabmal Alis, des Sohnes von Mahomed, liegt, von welchem es eine Kopie sein soll.

griffs, als wir plötzlich sahen, daß einige Leute aus dem Jungel heraus auf uns zu rannten. Norman war der erste, der die Situation erfaßte. Er gab seinem Pferde die Sporen, sprengte in die Mitte der Fliehenden und rief ihnen zu, sie sollten sich zusammennehmen. Die Leute sammelten sich sofort und drangen wieder in das Dickicht ein, woher sie gekommen waren. Ich hatte manche Gelegenheit, die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart Normans im heftigen Feuer zu bewundern. Diesmal kamen seine soldatischen Eigenschaften besonders zur Geltung, und sein Eingreifen geschah gerade zur rechten Zeit.

Es wurde mehr Infanterie herangezogen, welche aber von keinem Nutzen war. Der Feind hatte sich augenscheinlich vorgenommen, die Einnahme des Shah Najaf zu hintertreiben. Jetzt erhielten wir Feuer von einem schweren Geschütz auf der anderen Seite des Gumti, dessen erster Schuß einen Munitionswagen der Matrosenbrigade zur Explosion brachte. Alle anderen Geschütze des Feindes, vom Kaisarbagh und der Offiziersmesse wurden gegen uns in Aktion gebracht. Das Gewehrfeuer hörte keine Sekunde auf, und Peels Leute hatten so schwere Verluste, daß ein Geschütz außer Gefecht gesetzt werden mußte.

Sir Colin wurde sehr besorgt und mit Recht, denn unsere Lage war eine ernste. Vor 3 Stunden hatte der Sturm begonnen; der Tag neigte sich dem Ende zu, und wir waren unserem Ziele um keinen Schritt näher gerückt, im Gegenteil, der Widerstand wurde jede Minute heftiger und das Feuer immer stärker. An einen Rückzug konnte natürlich nicht gedacht werden; unser langes Verweilen hatte den Feind schon zu sehr ermutigt. Jeder fühlte, daß die kleine britische Armee gegen 300000 Mann gut bewaffneter und im Vorteil der Lokalkenntnis und Stellung kämpfender Rebellen nur dann etwas erreichen könne, wenn sie um jeden Preis vorwärts stürmte. Zu diesem Entschluß brauchte unser energischer Führer keine lange Zeit. Er stellte sich an die Spitze seiner tapferen Hochländer und hielt eine kurze Ansprache an die Leute, in welcher er ihnen das Gefahrvolle des bevorstehenden Unternehmens auseinandersetzte. Ihre Antwort konnte er nicht mißverstehen. Hurra nach Hurra ertönte aus ihrem Munde, und sie erklärten ihrem geliebten Führer durch Dick und Dünn folgen zu wollen; was immer er auch von ihnen verlange, sie wären bereit, es für ihn zu tun. Sie marschierten ab, gefolgt von Peels Geschützen, welche von Matrosen und Madrasfüsilieren gezogen wurden. Der

Vormarsch wurde von Middletons Geschützen gedeckt, welcher zur Front galoppierte und den Feind mit Schrapnells bewarf.

Beinahe augenblicklich bedeckte sich der enge Pfad, auf welchem wir vorwärts gingen, mit verwundeten Offizieren und toten oder verwundeten Pferden. Hier verlor Sir Archibald Alison, Sir Colins Adjutant, seinen Arm und sein Bruder, auch Adjutant, wurde verwundet. Adrian Hopes Pferd wurde erschossen, wahrhaftig! es waren wenige, die nichts abbekamen. Ich war einer der Glücklichen. Als wir an den Shah Najaf herankamen, sahen wir, daß die Mauer ungefähr 7 Meter hoch war. Wir konnten keinen Eingang bemerken, und es gab keine Leitern. Da blieb nur der Versuch eine Bresche zu schießen. Der 24-Pfünder versuchte auf einige Zeit sein Glück, hatte aber keinen Erfolg, obwohl er aus nächster Entfernung schoß. Es schien, als müsse der Plan aufgegeben werden. Peel erteilte deshalb den Befehl, mit seinen Kanonen zurückzugehen, und zwar sollte er noch vorher einige Granaten in die Umwallung werfen, unter deren Deckung dann Hope, sobald er die Toten und Verwundeten aufgehoben hätte, sich auch zurückziehen sollte.

Hauptmann Allgood, Sir Colins vertrauter Generalquartiermeister-Adjutant, war der Überbringer des Befehls. Er und Hope beschlossen nach kurzer Beratung, daß dieser, ehe er dem Befehl nachkäme, noch einen letzten Versuch machen solle, ob die Mauer nicht noch einen anderen Zugang habe. In Begleitung eines Sergeanten vom 93. Regiment machten sie sich gemeinsam auf die Suche und waren auch so glücklich, eine kleine Öffnung in der Mauer zu entdecken, von wo aus sie beobachten konnten, daß die Rebellen, durch die explodierenden Granaten entsetzt und in Verwirrung gebracht, sich anschickten, den Shah Najaf zu verlassen. Die zwei Freunde halfen einander durch die schmale Öffnung und rannten, gefolgt von einigen Hochländern, über die vom Feinde verlassene Umwallung, um sich des Tores zu versichern. Dasselbe lag der von uns attackierten Seite gegenüber. Allgood hatte die große Freude, dem General melden zu können, daß ein Rückzug nicht mehr notwendig sei, da wir die außerordentlich starke Befestigung genommen hätten.

Es wurde schon dunkel, als wir den Shah Najaf besetzten; einige unter uns begaben sich auf das Dach des Gebäudes, um den Rundblick zu genießen.

Im Halbdunkel konnten wir einen Sepoy beobachten, der in der Meinung, daß der Shah Najaf von seinen Kameraden besetzt sei, die Flinte im Arm dahergeschlendert kam. Als er seinen Irrtum erkannte, warf er die Flinte weg, rannte in größter Hast zum Fluß und schwamm zum anderen Ufer.

Sir Colin und mein General schlugen ihr Quartier im Shah Najaf auf, aber nur der Form halber; denn nach einem höchst einfachen Essen gingen wir alle zu den Truppen, welche biwakierten, wo sie standen.

Die Kolonne lagerte sich in einem Halbkreise, der vom Shah Najaf bis zu den Baracken lief. Die Verwundeten wurden in die Hütten beim Sikandarbagh geschafft, wo sie eine sehr unangenehme Nacht zubrachten, da es nach Sonnenuntergang plötzlich kalt wurde, und die Hospitalvorbereitungen natürlich nur höchst mangelhaft waren.

Ich war nun todmüde, da ich mit Ausnahme eines sehr kurzen Schlummers 60 Stunden ununterbrochen im Sattel gesessen hatte.

Es sollte uns aber nicht vergönnt sein, lange zu schlafen. Einige Stunden, bevor es am 17. dämmerte, wurden wir durch Trommelwirbel und Glockenklang erweckt; der Feind machte einen schwachen Versuch, auf diese Weise seinen Leuten Begeisterung für den Kampf einzuflößen. Das veranlaßte die Truppen, sich auf eine Attacke vorzubereiten und die Waffen bereit zu halten. Aber dem Feind war die Lust vergangen, uns, wenn wir auch klein an Zahl waren, im offenen Gelände anzugreifen. Er hatte am vorigen Tage schwere Verluste gehabt und fing wohl an einzusehen, daß seine stärkste Stellung britischem Mute und britischer Entschlossenheit auf die Dauer nicht gewachsen war.

Das Offizierskasino war demnächst zum Sturme bestimmt, aber vorher wollte der General, daß unsere linke Flanke gehörig gesichert werde. Die Aufgabe, alle Häuser und Gärten zwischen den Baracken und Banks Haus zu besetzen, fiel Brigadier Russel zu. Zuerst wurden 4 Häuser, in welchen die Offiziere des 32. Regiments gelebt hatten, genommen. Sobann rückte Russel in der Richtung nach Banks Haus vor, welches notwendigerweise in unseren Händen sein mußte, da es den Übergang über den Kanal beherrschte, durch den wir mit dem Dilkusha in Verbindung standen, und über den man die Verwundeten und Kranken, Frauen und Kinder aus der Residenz wegbringen wollte.

Russel avancierte unter Vermeidung der Hauptstraße und in Deckung seiner Artillerie und zwang die Rebellen, diese wichtige Stellung aufzugeben. Banks Haus blieb während der ganzen Operation von 50 Mann der zweiten Punjabinfanterie unter Leutnant F. Keen besetzt. Das war für einen so jungen Offizier bei so wenig Leuten eine äußerst verantwortliche Stellung, vor allem, da Banks Haus ziemlich entlegen und exponiert war.

Unterdessen hatten Peels Kanonen das Feuer auf das Offizierskasino eröffnet. Dies war ein zweistöckiges Gebäude, auf ansteigendem Gelände erbaut, umgeben von einem 4 Meter breiten Graben und von einem etwas unterhalb gelegenen, mit Schießscharten versehenen Walle.

Unsere Verluste waren am vorhergehenden Tage so schwere gewesen, daß Sir Colin das Offizierskasino zuerst tüchtig von der Artillerie zu beschießen befahl, ehe der Sturm seinen Anfang nahm. Infolgedessen wurden Peels Kanonen und Longdens Mörser darauf gerichtet, welche bis 3 Uhr nachmittags ein unaufhörliches Feuer unterhielten. Jetzt schien der Feind genug zu haben; das Musketenfeuer der Rebellen wurde schwächer, und dem Kommandierenden schien nun der Augenblick zum Sturm gekommen zu sein, sodaß er den Befehl dazu gab. Die Sturmkolonne stand unter dem Kommando von Major Wolseley vom 90. leichten Infanterieregiment und setzte sich zusammen aus einer Kompagnie seines Regiments, einem Pikett der 53. unter Hauptmann Hopkins und einigen wenigen Leuten von der 2. Punjabinfanterie unter Hauptmann Powlett, unterstützt von Barnstons Detachements unter Hauptmann Guise vom 90. Regiment.

Das Gebäude und seine Nebenhäuser wurden im Sturme genommen, und unsere Truppen verfolgten den Feind, welcher sich eiligst auf den Moti Mahal zurückzog, bis über die Straße, wo sie durch die hohe Mauer des Moti Mahal aufgehalten wurden. Wolseley schickte sogleich einige Sappeure vor, welche in kurzer Zeit eine Öffnung in den Wall brachen, durch welche die Mannschaften stürmten. Die Rebellen überließen uns den Moti Mahal nicht so leichten Kaufes, aber ehe noch die Sonne unterging, war die letzte Befestigung, welche die Entsatzkolonne von den Eingeschlossenen trennte, in unserem Besitz. Als die Abteilung, welche das Kasino stürmen sollte, sich auf den Weg machte, befahl mir Sir Colin, der auf seinem weißen Pferde dem

Gange der Operationen mit Interesse folgte, eine Regimentsfahne zu holen und auf einem der kleinen Türme des Offizierskasinos aufzupflanzen, damit Outram sich einen Begriff machen könne, wie weit wir vorwärts gekommen wären. Ich ritt davon und bat den Kommandanten der 2. Punjabinfanterie, Hauptmann Green, welcher mit seinen Leuten in der Nähe stand, mir eine seiner Fahnen zu überlassen. Er war sofort einverstanden, und ich galoppierte damit nach dem Kasino. Als ich dorthin kam, traf ich Sir David Baird, einen von Sir Colins Adjutanten, und Hauptmann Hopkins vom 53. Regiment, mit deren Hilfe ich die Fahne mit ihrer langen Stange die schmale Wendeltreppe hinaufzog, und auf dem Turme aufpflanzte, welcher dem Kaisarbagh am nächsten lag, ungefähr 2500 Meter weit. Sobald der Feind unsere Absicht merkte, zielte er Schuß auf Schuß nach der Fahne, und in wenigen Minuten lag sie im Graben. Ich rannte hinunter, um sie aufzuheben, und brachte sie wieder an ihren Platz, aber sie stürzte sogleich wieder in den Graben hinunter und ich holte sie nochmals herauf. Norman, der von Sir Colin beauftragt war, zu rekognoszieren, was im Kaisarbagh vor sich ging, erschien gerade auf dem Dache, als ich die Fahne zum dritten Male befestigte. Die Fahnenstange war zerschossen, aber es gelang mir mit Hilfe einer anderen Stange, die beiden zerbrochenen Enden zusammenzubinden. Diesmal wurde die Fahne nicht wieder getroffen, obwohl der Feind noch eine ganze Weile danach schoß.

Outram wollte nicht unnötigerweise Leute verlieren und schob deshalb seine Stellung nicht eher vor, als bis er die Gewißheit unserer Nähe hatte, aber er war trotzdem nicht untätig gewesen. Während Sir Colin am 16. in der Richtung auf Outrams Stellung weiterkämpfte, hatte dieser nach und nach solche Häuser besetzt, welche in unserer Vormarschlinie lagen. Von dem Kasino konnten wir die Fahne auf dem Maschinenhause wehen sehen, das nur in geringer Entfernung vom Moti Mahal lag; diese angenehme Nachricht beeilte sich Norman seinem Chef zu überbringen, der mit dem Generalstabschef eben herankam. Ich ging mit Norman, und wir sprengten zusammen nach dem westlichen Teile der Mauer, die sich um den Perlenpalast*) zieht. Außerhalb derselben standen Outram und Havelock. Sie waren

*) Moti Mahal oder Perlenpalast, so genannt nach einem der Türmchen, welches einer Perle ähnlich sah.

mitten durch das feindliche Feuer vom Maschinenhaus hergekommen; Oberst Napier und zwei andere Offiziere, welche sie begleiteten, wurden verwundet und mußten zurückgetragen werden. Einige von Lennox' Sappeuren machten sich an die Arbeit und hatten bald in die Mauer eine Bresche gehauen, welche groß genug war, die beiden tapferen Männer hindurchzulassen. (Man kann jetzt noch die Stelle sehen.)

Ich hatte beide nie vorher getroffen. In Afghanistan war mein Vater mit Outram sehr befreundet gewesen und hatte mir gegenüber immer in den wärmsten Worten von diesem Manne gesprochen, dessen Mut und Ritterlichkeit seine Bewunderung erregten und auch in ganz Indien wohlbekannt waren. Daher sah ich mit dem Gefühle lebhaftesten Interesses zu dem Mann empor, dessen Eigenschaften ich so sehr bewunderte. Damals war er 54 Jahre alt, in keiner Weise von den Strapazen und Entbehrungen, oder durch die Verantwortlichkeit seiner Stellung niedergedrückt, vielmehr ein Bild der Kraft und Gesundheit. Havelock hingegen, der Held der 100 Kämpfe, sah krank und gedrückt aus. Sein Gesicht wurde ein wenig heiterer, als ihm Norman die Mitteilung von seiner Ernennung zum Ritter des Bathordens machte.

Sir Colin erwartete die zwei Helden an dem Abhange, welcher vor dem Kasino lag. Hier drückten die drei Veteranen einander die Hände. Dieses Zusammentreffen machte auf alle Beteiligten einen unvergeßlichen Eindruck; es wurde später von Barker in einem sehr getreuen historischen Gemälde verewigt.

Als wenn der Feind seinem Ärger und Verdruß über diese Zusammenkunft Luft machen wollte, richtete er jede Kanone vom Kaisarbagh auf die kleine Versammlung, und so fand die erste Besprechung inmitten eines Kugelregens statt. Natürlich war es weder Zeit noch der rechte Ort lange Unterhaltung zu pflegen. Colin sagte nur, daß alle Truppen aus Lucknow zurückgezogen werden sollten, sobald die Frauen und Kinder herausgeschafft seien. Dann drückte er seinen Dank aus, daß die Entsetzung Lucknows glücklich zustande gekommen.

Norman und ich erhielten die Erlaubnis mit Outram und Havelock in die Residenz zurückzukehren. Es war höchst interessant aber auch traurig, den Ort so mancher Heldentat und so vieler mit edlem Gleichmut ertragener Leiden zu sehen. Zuerst wandten wir

unsere Schritte nach der Stellung, welche Havelocks Truppen im Chatta Manzil und anderen Gebäuden besetzt hielten. Heute sind sie alle verschwunden. Auf einem dieser Punkte hielten wir uns einen Augenblick auf, um zu beobachten, wie die Artillerie das feindliche Feuer auf der anderen Seite des Flusses zum Schweigen zu bringen versuchte. Wir sprachen mit den Leuten, welche darauf brannten, Nachricht von der Außenwelt und von unseren Erlebnissen zu erhalten. Es dauerte eine ziemliche Weile, bis wir in einem der Leute den Kommandeur der Batterie, Hauptmann William Olpherts erkannten. Sein zerfetzter und schmutziger Sommerrock und seine mageren, abgearbeiteten und gebräunten Züge ließen uns den Offizier von seinen Leuten nur schwer unterscheiden. Unter diesen Umständen machte ich die Bekanntschaft meines ausgezeichneten Kameraden, dessen Tapferkeit beim Vormarsch von Havelocks Truppen über die Charbagh-Brücke die Bewunderung eines jeden erregt und ihm das Viktoriakreuz eingetragen hatte!

Wir kamen nun zur Baileywache; als wir uns dort die zerschossenen Wälle und den Torweg ansahen, wo tatsächlich kaum ein Quadrat-Zentimeter ungetroffen geblieben war, erstaunten wir, als man uns sagte, hier hätten sich Aitken und Loughman 5 Monate lang verteidigen können. An allen Gebäuden konnte man zahllose Kugellöcher erblicken, welche von der Gefährlichkeit des Dienstes an dieser Stelle beredtes Zeugnis ablegten. Obwohl wir nur wenig Zeit hatten, konnten wir uns doch nicht versagen, einige Worte mit den tapferen eingeborenen Offizieren und Mannschaften zu wechseln, deren Treue eine der schönsten Seiten in der Geschichte des Aufstandes ausmacht.

Endlich kamen wir zur Residenz selbst, wo wir von einigen alten Freunden und Bekannten mit zu Herzen gehender Begeisterung empfangen wurden. Mrs. Inglis und den Rev. J. P. Harris mit seiner Frau kannte ich von Peschawar her; außerdem begrüßten uns Mrs. Fletscher Hayes, die Witwe des armen Mannes, der, wie ich erzählt habe, von den Leuten seiner Eskorte bei Mainpuri ermordet wurde. Dann Mrs. Case, die Witwe des tapferen Majors vom 32. Regiment, der sein Leben im Gefecht von Chinhut verlor. Mrs. Inglis zeigte uns das kleine Zimmer, welches sie und ihre Kinder mit Mrs. Case während der ganzen Zeit geteilt hatten. Aber es

hielt schwer, sie oder die anderen zu bewegen, über das Durchgemachte zu reden. Ihre Verluste und die Qualen, die sie ausgestanden hatten, waren noch zu frisch in ihrem Geiste lebendig, als daß sie hätten ruhig darüber sprechen können. Sie zogen es deshalb vor, uns für die Befreiung zu danken, und zu hören, was in anderen Plätzen passiert war.

Es war nun zu spät geworden, um noch die ganze Stellung zu besichtigen. Das mußte auf ein andermal verschoben werden. Es war tatsächlich schon ganz dunkel, als wir zum Hauptquartier zurückkamen, welches vom Kommandierenden auf dem Felde bei den Truppen aufgeschlagen worden war.

Kapitel XXV.

Sir Colins weise Entscheidung — Robert Napier — Eindrücke beim Besuch der Residenz — Henry Lawrence — Lawrence als Staatsmann und Regent — Lawrences Freundlichkeit gegenüber Eingeborenen — Ein gefährlicher Auftrag.

Die Nacht zum 17. verging in aller Ruhe. Vor Tagesanbruch waren die Truppen unter Waffen. Tausende von Feinden hatten sich im Kaisarbagh versammelt; um das Kasino zu schützen, wurde der Tara Koti, ungefähr 600 Meter nach Südwest genommen, da man von dort aus den vom Kaisarbagh anrückenden Feind in der Flanke beschießen konnte.

Sir Colin hatte noch seine Hauptaufgabe zu erfüllen, das Wegschaffen der Frauen und Kinder, sowie der Kranken und Verwundeten, und die Frage trat jetzt an ihn heran, wie dies am besten zu bewerkstelligen sei. Eine schwierige Frage fürwahr, die ihm manches Kopfzerbrechen bereitete. Viele, darunter Outram und Hope Grant, rieten ihm dringend zuerst den Kaisarbagh und die Stadt anzugreifen. Aber von unserer kleinen Kolonne waren schon 45 Offiziere und 496 Mann verwundet oder getötet worden; deshalb meinte Sir Colin, daß es im höchsten Maße unklug sein würde, mit seinen reduzierten Truppen ein solches Wagstück zu versuchen und entschied nach wie vor, seine Operationen nur auf den Entsatz der Residenz zu beschränken.

Es kann keinerlei Zweifel unterliegen, daß der Kommandierende recht hatte. Die Kolonne war ja kaum stark genug, soviel zu erreichen. Jedermann war Tag und Nacht im Dienst, und man hatte keine Reserve, auf die man zurückgreifen konnte. Wenn der General auf diese Ratschläge gehört und sich in Komplikationen in der Stadt hätte hineinziehen lassen, wäre es mehr als wahrscheinlich gewesen, daß diejenigen, zu deren Hilfe er herbeigekommen war, geopfert worden sein würden. Die Weisheit seiner Entscheidung fiel später noch mehr in die Augen, als ihm die Geschehnisse recht gaben, und wurde allgemein auch von Hope Grant und den anderen, welche damals nicht mit ihm eins waren, anerkannt.

Von dem Dilkusha zur Residenz waren es 9 Kilometer. Jeder Meter des Weges mußte bewacht werden, und die Garnison dieses Platzes war so zusammengeschrumpft, daß sie durch die zurückgezogene Besatzung eines Teiles des 75. Regiments vom Alambagh verstärkt werden mußte. Glücklicherweise konnte dies geschehen, ohne diese Position allzusehr zu schwächen, da dort eben erst eine kleine Abteilung aus Cawnpore eingetroffen war. Es mußte nun entschieden werden, auf welchem Wege der Abschub erfolgen sollte. Der Weg, den wir verfolgt hatten, war ein Umweg und außerdem nicht leicht fahrbar für die vielen Wagen, in denen die Verwundeten, Kranken, Frauen und Kinder untergebracht sein würden. Der andere Weg ging an den Baracken und Banks Haus vorbei, war viel kürzer und gute Straße von Anfang bis zu Ende. Aber wenn es Russel, der mit seiner Brigade bei den Baracken stand, nicht gelang, diese Rückzugslinie zu sichern, würde sie zu gefährlich sein, und bis jetzt lauteten die Nachrichten von dieser Brigade nicht sehr aussichtsreich. Er war am 17. hart bedrängt worden und hatte zurückmelden lassen, daß er ohne schweres Geschütz keinen Eindruck auf den Feind machen könne. Deshalb wurde Oberst Biddulph, der Stellvertreter des Generalquartiermeisters vom General zu den Baracken geschickt, um nachzusehen, in welcher Weise dem Brigadier Russel am besten Geschütze zu Hilfe gesandt werden könnten, und dem Kommandierenden über die dortige Situation Meldung zu machen. Ich erhielt Befehl mitzugehen, um die geforderte Meldung zurückzubringen.

Wir fanden Russel in sehr unbequemer Lage. Er war dem heftigsten Feuer ausgesetzt und vom Feinde umgeben, der das britische

Infanteriehospital und andere Gebäude wenige Meter von Russel entfernt besetzt hielt.

Ich blieb bei Russel, während der Oberst das Gelände zwischen den Baracken, dem Kanal und dem Sikandarbagh in Augenschein nahm. Er sah, daß es mit Dörfern und Gehegen bedeckt war, entdeckte aber einen Pfad, auf welchem er, vor dem feindlichen Feuer sicher, Russel ein 9 Pfündergeschütz, eine 24 Pfünder-Haubitze und vier 15 Zentimeter-Mörser zu Hilfe sandte. Als der 9 Pfünder abgefeuert wurde, kam ein Geschoß aus einem der feindlichen 18 Pfünder und traf den Lehmwall in Front unseres Geschützes. Große Stücke Erde wurden in die Luft geschleudert und warfen Bourchier und einen anderen Offizier um. Das Geschoß streifte sodann den Nacken Russels, zerschnitt seine Uhrkette und verursachte eine zeitweilige Paralyse seiner unteren Gliedmaßen.

Da Russel außer Gefecht gesetzt war, übernahm Biddulph das Kommando über die Brigade und schickte mich zurück, um das Geschehene Sir Colin zu melden und ihm zugleich davon Mitteilung zu machen, daß Biddulph beabsichtige, das Hospital anzugreifen und den Feind aus der nächsten Nachbarschaft zu vertreiben. Ich sah Biddulph nicht wieder. Ich hatte kaum dem Chef die Meldung überbracht, als wir heftiges Feuern in der Richtung der Baracken vernahmen; kurz darauf machten die Rebellen einen energischen Vorstoß gegen die Piketts, welche zwischen dem Sikandarbagh und den Baracken lagen. Remmington schlug sie mit seiner Abteilung reitender Artillerie und 2 Kompagnien 23. Infanterie unter persönlicher Leitung des kommandierenden Generals zurück, welcher sich Remmington gegenüber sehr anerkennend über die famose Weise aussprach, mit der er seine Abteilung ins Gefecht eingreifen ließ. Sir Colin erhielt jetzt die Meldung, daß Biddulph gefallen sei, und daß Hale den Befehl übernommen habe. Dieser hätte das Hospital angegriffen und genommen, wäre aber gezwungen worden, das Gebäude wieder aufzugeben, da der Feind das Dach durch Granaten in Brand geschossen habe, welche auch jetzt noch die Truppen arg belästigten. Nun entschloß sich der Kommandierende, ganz davon abzusehen, die befreite Garnison an Banks Haus vorüber wegzuführen.

Früh am nächsten Morgen wurde ich von Sir Colin in die Residenz geschickt, um Outram eine Note zu überbringen. Dieselbe

enthielt die Mitteilung, daß jetzt alle Vorbereitungen zur Wegführung der Nichtkombattanten getroffen wären, und der Kommandierende die Wagen und Karren zum Unterbringen der Frauen, Kinder, Verwundeten und Kranken sofort zur Residenz schicken werde, sobald sie von dem Dilkusha ankommen würden.

Als Sir James die Note gelesen hatte, frug er mich nach dem Zustand der Straße, und besonders, ob ich meinte, daß die Breschen, welche in die Umwallungen und Zäune gehauen wären, breit genug sein würden, um die Geschütze und Wagen durchzulassen. Ich antwortete, daß ich das nicht genau beachtet hätte, aber mir schiene es, als wenn manche Öffnung breiter sein könnte. Meine Antwort entflammte zu meinem Erstaunen den Zorn eines Offiziers, welcher am Ende des Zimmers auf einem Feldbett verwundet lag. Er frug mich wütend, ob ich die Öffnungen gemessen hätte, und versetzte, als ich dies verneinte: „Sie sollten lieber mit Ihrer Meinung zurückhalten, bis Sie wissen, wovon Sie sprechen. Diese Öffnungen wurden auf meinen Befehl gemacht, und ich bin ganz sicher, daß sie groß genug sind". Der Sprecher war niemand anders als Oberst Napier, welcher, wie ich erwähnte, am 17. schwer verwundet worden war. Ich fühlte wie ein gescholtener Schuljunge, aber Sir James kam mir gütig zu Hilfe und erklärte Napier, ich habe ja nur seine Fragen beantwortet und ganz und gar keine eigene Meinung ausgesprochen. Oberst Napier wollte sich aber nicht überzeugen lassen und ließ mich deutlich merken, daß ich sein Mißfallen erregt hatte, und daß er mich für einen arroganten Jüngling hielt. Ich weiß nicht, ob Oberst Napier es je erfahren hat, aber für mich war es eine große Genugtuung, als sich herausstellte, daß einige der Öffnungen in der Tat nicht groß genug waren und erweitert werden mußten, bevor die Geschütze und Wagen passieren konnten.

Bei Sonnenuntergang waren die Frauen und Kinder weggebracht und versammelten sich im Sikandarbagh. Dies war kein sehr angenehmer Ruheplatz; denn obgleich die Leichen der 2000 Rebellen aus dem Gesichtskreise geschafft waren, waren sie doch nur notdürftig mit Erde in einem Graben bedeckt, welchen sie noch selbst zur Verstärkung ihrer Stellung ausgehoben hatten. Die Ueberlebenden der Belagerung waren aber so an schreckenerregende Szenen gewöhnt und so dankbar für ihre endliche Befreiung aus einem schrecklichen Schick-

sal, welches ihnen Monate lang in die Augen gegrinst hatte, daß sie nicht übersensitiv waren.

Das war eine traurige kleine Versammlung; alle waren mehr oder weniger krank oder gebrochen; viele Witwen und Waisen ließen auf dem Friedhof der Residenz ihr Liebstes und Bestes zurück. Offiziere und Mannschaften bewillkommneten sie in respektvoller Weise und zeigten in ihren Bemühungen ihnen zu helfen, wie sehr sie mit ihnen fühlten. Unser Chef hatte einen gemütlichen Tee für sie bereiten lassen. Als die Nacht kam und der Weg sorgfältig rekognosziert war, brach der traurige kleine Zug mit seiner Bedeckung nach dem Dilkusha auf, wo er ohne Unfall eintraf. Hier wurde die kleine Schar von den Offizieren und Mannschaften der 9. Ulanen und dem Rest der Garnison herzlich willkommen geheißen, welche alles taten, was in ihren Kräften stand, um es den Frauen und Kindern bequem zu machen.

Während des 20., 21. und 22. wurde alles weggeschafft, was man für wert fand mitzunehmen, und wofür Gefährt vorhanden war. Das war ein Gemisch von den verschiedensten Dingen: Juwelen und andere wertvolle Gegenstände, die der exköniglichen Familie gehörten, 250,000 Pfund des Schatzes, Waren aller Art, auch Korn und soviele von den 200 Geschützen, die wir in dem Palaste fanden, als wir möglicherweise brauchen konnten. Die Truppen wurden erst um Mitternacht am 22. aus der Residenz zurückgezogen, und ich hatte deshalb mehr als einmal Gelegenheit über die gesamte Stellung zu gehen und jeden Platz, an welchem irgend eine Heldentat oder eine Schauergeschichte sich ereignet hatte, in Augenschein zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit erneuerte ich manche Bekanntschaft von früher. Darunter war Sam Lawrence vom 32. Regiment zu Fuß, ein Freund aus der Zeit in Peschawar, welcher für seine Bravour bei der Verteidigung von Redan das Viktoriakreuz erhielt. Man zeigte mir Innes vorgeschobenen Posten, nach McLeod Innes benannt, einem talentierten Ingenieuroffizier, welcher dieselbe Auszeichnung erhielt. Ich sah die Cawnporebatterie, wo so viele wertvolle Menschenleben geopfert werden mußten, und das Zimmer, in welchem Sir Henry Lawrence seine Todeswunde erhielt; dann stieg ich auf den Turm, von wo man eine gute Aussicht über die Stadt und die vom Feinde besetzten Positionen genoß.

Je mehr ich sah, desto mehr erstaunte ich darüber, daß eine Hand voll Leute vollbringen konnte, was vollbracht wurde. Es war für mich vor allem sehr erfreulich, das Lob der Offiziere meines Regiments immer wieder zu hören, von denen 9 ins Feld gezogen waren, als der Aufstand ausbrach. Nur einer von ihnen kam ohne Wunde durch, während 5 getötet wurden oder an der Verwundung starben. Von den anderen 3 wurden 2 einmal, der dritte aber dreimal verwundet.

Alle waren auch voll Lobes über die Ingenieuroffiziere. Während des letzten Teiles der Belagerung versuchten die Rebellen, die feindliche Stellung, welche sie im Sturme nicht nehmen konnten, zu unterminieren. Aber unsere Ingenieure waren immer auf der Hut und vereitelten durch Gegenminen beinahe jedesmal die Absicht des Feindes.

Mit vollem Recht wurde auch die wunderbare Art hochgepriesen, in der die Hindustanis ihrer Pflicht nachkamen, obwohl ihnen die Sepoys immer zuriefen, sie wären Verräter, weil sie mit den Fremden gegen ihre Brüder kämpften.

Unsere Verluste während der Belagerung waren äußerst schwere. Als sie begann, belief sich die Zahl unserer Truppen in der Garnison auf 927 Europäer und 765 Eingeborene. Von den ersteren waren 163 Zivilisten tapfer und brauchbar, aber der Waffen nicht gewöhnt; von den letzteren waren 118 Pensionäre, von denen viele alt und gebrechlich waren. Bis zur Ankunft Outrams und Havelocks, in den ersten 87 Tagen wurden 350 Europäer und 133 Eingeborene entweder getötet, oder starben an Krankheiten und Verwundungen. Von dem edlen uneigennützigen Benehmen der Damen und Soldatenfrauen sprach jeder in wärmster Anerkennung und höchster Ehrerbietung. Sie ertrugen, ohne zu murren, die größten Entbehrungen; sie weihten sich ganz der Pflege von Kranken und Verwundeten und sprangen überall ein, wo ihre Hilfe gewünscht wurde. 2 Damen wurden getötet und 9 starben während der Belagerung.

Die Durchführung der Verteidigung von Lucknow und der Gedanke an die vielen edlen Eigenschaften, welche sie zutage förderte, kann in den Herzen eines jeden Engländers, wie in dem meinen nur das Gefühl des Stolzes und der Bewunderung erregen. Was mich aber mehr als die Verteidigung in Erstaunen setzte, war die

Fähigkeit und Voraussicht der Männer, welche die Verteidigung zur Möglichkeit machten.

Henry Lawrence war augenscheinlich der einzige Europäer in Indien, welcher vom ersten Augenblicke an einen klaren Blick für die Gefahr hatte, welche unserer Herrschaft im Frühjahr 1857 drohte und der, ohne die guten Soldateneigenschaften der Eingeborenen zu verkennen, nicht in den Irrtum verfiel, an die absolute Loyalität der Sepoys zu glauben. Vierzehn Jahre vorher hatte Lawrence den Aufstand vorhergesagt und wie er verlaufen würde. Als nun die Ereignisse wirklich so eintrafen, wie er es vorausgesagt hatte, erklärte er, daß der Haß ein allgemeiner werden und sich weit ausbreiten würde. Aber während ihn die intime Kenntnis des Charakters der Eingeborenen zu dieser Überzeugung brachte, war es ihm auf der anderen Seite gerade wegen dieser Kenntnis möglich, den tatsächlichen Ausbruch der Empörung in Lucknow solange hinzuhalten, bis er mit seinen Vorbereitungen für die Verteidigung der Residenz zu Ende war. Außerdem überredete er viele Sepoys nicht nur dazu, treue Untertanen zu bleiben, sondern sogar, mit ihren europäischen Kameraden die Leiden, Entbehrungen und Gefahren einer solchen Belagerung zu teilen, ein unermeßlicher Dienst, da ohne die Mithilfe dieser vielen Sepoys die Verteidigung ein Unding gewesen wäre.

In keiner indischen Provinz waren die Dienste eines hervorragenden liberalen und milden Staatsmannes so nötig wie gerade hier. Die Stellungen, in welche viele Männer im Jahre 1857 gesetzt wurden, waren alle schwierig und verantwortungsreich, aber keine konnte sich auch nur im entferntesten mit derjenigen vergleichen, in welcher Henry Lawrence sich befand, als er das Amt eines ersten Bevollmächtigten der Provinz Oudh im Frühling dieses Jahres übernahm.

Während Lawrence damit beschäftigt war, Öl auf die erregten Wellen zu gießen, und die Dankbarkeit der Bevölkerung erntete, weil er Unbilden, die den Leuten in früheren Jahren zugefügt waren, modifizierte, zeigten sich die ersten Spuren von Unzufriedenheit, welche unter den Truppen in Barrackpore begonnen hatten, auch in den Kantonnements von Oudh. Er begegnete diesen neuen Schwierigkeiten in demselben klugen und versöhnlichen Geiste, mit dem er ihnen im bürgerlichen Leben entgegengetreten war. Er berief einen Rat von einigen eingeborenen Offizieren, welche ihre gute Gesinnung durch

die Festnahme einiger Fanatiker bewiesen, die versucht hatten, andere Soldaten zum Aufstand zu verführen. Er belohnte sie in freigebigster Weise, erklärte ihnen aber zu gleicher Zeit, was für eine Schmach es für einen Soldaten sei, wenn er seinem Herrn untreu würde. Aber während er alles tat, um die Eingeborenen loyal zu erhalten, versäumte er auf der anderen Seite auch nicht seine Vorkehrungen zum Schutze der Europäer zu treffen.

Als er zuerst von der Revolte in Meerut hörte, telegraphierte er sogleich an den Generalgouverneur und gab ihm den Rat, sofort englische Truppen aus China und Ceylon heranzuziehen und Nepal um Hilfe zu bitten. Gleichzeitig erbat und erhielt er den Rang eines Brigadegenerals, eine sehr notwendige Maßregel, welche ihm außer der Zivilkontrolle auch die militärische übertrug; denn keinem unter den älteren Offizieren konnte man eine solche Stellung anvertrauen. Als der Aufstand ausbrach, mußte tatsächlich über diese Offiziere hier einfach hinweggesehen werden, wie an so vielen anderen Orten.

Lawrence traf seine Vorbereitungen zur Verteidigung der Residenz früh am Tage; er rasierte das Gelände in der nächsten Nachbarschaft, so weit dies nur möglich war; er befestigte und errichtete Batterien; er verstaute Munition, Pulver, Brennholz; er sorgte für genügend Wasser; er kaufte Nahrungsmittel auf, genügend nicht nur für die ursprüngliche Anzahl der Flüchtlinge, sondern auch für die 3000 hinzukommenden Soldaten Outrams und Havelocks; kurz, er tat alles, was Voraussicht und Erfindungsgabe vermochte, um die Garnison in den Stand zu setzen, in einem, wie er voraussah, langen Kampfe gegen furchtbare Übermacht auszuhalten. Es gab kein Fort, wie in Agra, welches jedem Europäer in Oudh hätte Schutz gewähren können und dabei stark genug war, um jede Anzahl Feinde zurückzuweisen; auch gab es kein Magazin wie in Cawnpore, auf dessen reichliche und wohlverstaute Vorräte man hätte rechnen können. Aber er wurde nicht von den Schwierigkeiten erschreckt, welche ihn umgaben. Er erkannte die Gefahr vollkommen, sah aber zugleich ein, daß seine beste, ja seine einzige Hoffnung, den Aufstand hintanzuhalten, bis, wie er hoffte, Verstärkungen eingetroffen sein würden, darin bestand, der Gefahr die Stirne zu bieten. Am 27. Mai schrieb Lawrence an Lord Canning folgenden Brief: „Bisher konnte das Land ruhig gehalten werden, und wir haben die irregulären Truppen gegen die

Linienregimenter ausgespielt. Da diese Truppen aber aus dem gleichen Material bestehen, stecken sie einander an, und in wenigen Wochen, oder sogar Tagen, wenn Delhi nicht bald genommen ist, wird es nur ein Gefühl in der gesamten Armee geben, nämlich, daß wir unsere Herrschaft verloren haben, und dieses Gefühl wird gefährlicher sein als jedes andere. Religion, Furcht, Haß, eines wie das andere hat seinen Einfluß, aber es existiert noch ein gewisser Glaube an das Glück der Kompagnie. Wenn das verloren ist, werden wir in der Tat nur noch wenige Freunde haben. Der Ton und das Benehmen vieler hat sich in den letzten Tagen verändert, und man fragt uns täglich mit beinah unverschämten Ausdrücken, ob Delhi eingenommen sei, oder bald werde. Nur gerade nach dem Kabulmassakre, und als wir zögerten durch den Khybar vorzurücken, kann ich mich besinnen, einen derartigen Ton gehört zu haben."

Da Lawrence alles dies schwer fühlte, ist es umso bemerkenswerter, daß er niemals den Mut verlor, sondern immer weiter versuchte, die Soldaten zur Pflicht anzuhalten und das Volk auf seine Seite zu bringen, während er gleichzeitig, wie ich gezeigt habe, alle nur denkbaren Vorkehrungen traf, um einem Aufstand, wann er auch kommen möge, entgegentreten zu können.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Sir Henry Lawrence ein ungewöhnlicher Mann war: seine freundliche Art, mit den Eingeborenen umzugehen, seine Kenntnis ihres Charakters, sowie seine Soldatenerziehung und politische Erfahrung machten ihn in einer solchen Krisis für diesen Posten außerordentlich geeignet.*)

*) In Lawrences „Leben" erscheinen zwei Memoranda. Eines ist aus der Feder des Leutnants Mc Leod Innes, Ingenieurassistenten in Lucknow 1857, das andere von ihm selbst. Sie sind wert, gelesen zu werden, und geben dem Leser einen Einblick in seinen Charakter. Die beiden Memoranda werden auch dartun, wie notwendig es ist, daß Leute, die in verantwortlicher Stellung in Indien stehen, die Eigenschaften der Eingeborenen genau studieren; sie müssen das Vertrauen der Einheimischen zu erlangen suchen, welche für Freundlichkeit und Wohlwollen außerordentlich empfänglich sind. Auf der anderen Seite aber soll der Beamte bei seinem Verkehr mit den Eingeborenen fest und entschieden auftreten. Festigkeit und Entschiedenheit sind Eigenschaften, welche der Eingeborene mehr als alles andere schätzt; sie erwarten dieselben bei ihren Beherrschern, und ohne diese Eigenschaften ist es einem Europäer nicht möglich, sich Achtung oder Respekt zu verschaffen.

Während des Rückzuges der Truppen lenkten Peels Geschütze die Aufmerksamkeit des Feindes von unseren Operationen durch ein ununterbrochenes und mörderisches Feuer auf den Kaisarbagh ab, und machten hierdurch die Rebellen glauben, daß unsere ganze Anstrengung darauf gerichtet sei, diesen Platz zu nehmen. Am Abend des 22. waren 3 große Breschen geschossen worden, und der Feind erwartete natürlich nichts anderes, als daß der Palast von uns am nächsten Morgen gestürmt werden würde. Aber der Hauptzweck des Feuers, die Rettung der Nichtkombattanten und Verwundeten, war schon erreicht; denn diese befanden sich alle wohlbehalten im Dilkusha. Als die Uhr 12 schlug, verließ die kleine tapfere Schar mit größter Vorsicht im tiefsten Schweigen die Residenz. Sie schlichen an der langen Postenkette vorüber, zuerst an Havelocks und Outrams Leuten, dann an denen der Entsatzkolonne, bis sie den Martinière-Park erreichten. Als sie weitermarschierten, rückten Havelocks und Outrams Leute nach; den Schluß bildete die Entsatzkolonne als Nachhut. Das Schema für dieses außerordentlich geschickte Manöver war von General Mansfield, dem tüchtigen Generalstabschef, vorher sorgfältigst ausgearbeitet. Er hatte jeder einzelnen Abteilung genau die Rolle auseinandergesetzt, welche sie dabei spielen sollte, und hinzugefügt, daß der Erfolg nur dann günstig ausfallen könne, wenn alle Anordnungen sorgfältig und ohne Geräusch ausgeführt würden.

Sir Colin Campbell und Hope Grant, umgeben von ihren Stäben, überwachten die Bewegung von einer Stellung in Front vom Sikandarbagh, wo eine Abteilung Artillerie und Infanterie für alle Fälle bereit gehalten wurde. Als der Zeitpunkt kam, an welchem alle vorgeschobenen Piketts eingezogen werden sollten, schien es einen Augenblick, als wenn der Feind argwöhnisch geworden sei; denn plötzlich eröffneten die Rebellen vom Kaisarbagh aus ein heftiges Gewehr- und Artilleriefeuer, und wir dachten, daß unsere Absicht durchschaut sei. Zum Glück war noch eins von Peels Geschützen auf seinem Platze unterhalb des Moti Mahal, und die Schnelligkeit, mit welcher der kommandierende Offizier auf das feindliche Feuer antwortete, mußte wohl alle Zweifel bei den Rebellen zerstreut haben; denn bald stellten sie das Feuern ein, und wir atmeten wieder auf.

Mansfield hatte zur Vorsicht einen Offizier von Hales Brigade mitgenommen, welche im Rücken auf der Linken unserer Postenlinie

blieb, damit er zurückgehen und seinem Chef melden könne, wenn der richtige Zeitpunkt für ihn gekommen sei, in Gemeinschaft mit den übrigen Truppen abzumarschieren. Aber dieser Offizier hatte scheinbar nicht verstanden, daß er sich im Dunkeln zurückfinden sollte. Als Mansfield ihn anwies, zurückzureiten, antwortete er, nicht im stande zu sein, den Weg zu finden. Mansfield war sehr böse, und mit Recht, weil es von größter Wichtigkeit war, daß die Bewegung gleichzeitig erfolge. Er wandte sich zu mir und sagte: „Sie sind in Hales Stellung gewesen; glauben Sie, daß Sie sich hinfinden werden?" Ich antwortete: „Ich glaube, ja!" Worauf er mir befahl, sofort hinzureiten und den Offizier von Hales Brigade mitzunehmen. Ich frug den General, ob ich bei der Brigade bleiben oder wieder zu ihm zurückkehren solle. Er antwortete: „Kommen Sie hierher zurück, damit ich sicher bin, daß der Befehl ausgeführt ist."

Ich ritt mit meinem Begleiter davon und fand bald heraus, daß ich eine sehr schwierige und gewagte Verpflichtung übernommen hatte. Ich war nur zweimal über das Gelände gekommen, als ich am 18. nach der Stellung und zurück ritt, und die Dörfer, welche damals standen, waren mittlerweile alle abgebrannt. Es gab keine Straße, und die Unzahl der Pfade schien in jeder anderen Richtung zu führen als in der richtigen. Endlich erreichten wir glücklich unseren Bestimmungsort, ich überbrachte Oberst Hale den Befehl des Generals und machte mich allein auf den Rückweg. Man kann sich mein Entsetzen denken, als ich zum Sikandarbagh zurückkam und keine Menschenseele mehr vorfand. Die Generale, die Stäbe, die Truppen, alle waren verschwunden. Ich begann nun zu verstehen, was für eine lange Zeit ich zur Ausführung des Befehls gebraucht hatte, länger augenscheinlich, als der General annehmen konnte. Ich hatte das Gefühl, in keiner gerade angenehmen Lage zu sein; denn der Feind konnte unseren Rückzug jetzt jeden Augenblick bemerken und sich zur Verfolgung aufmachen. Schließlich blieben die Rebellen aber zu meinem Glück noch mehrere Stunden in süßer Unwissenheit über unseren Abmarsch, und anstatt uns zu verfolgen, setzten sie das Geschützfeuer auf die verlassene Residenz und die anderen verlassenen Posten fort.

Ich drehte mein Pferd herum und ritt davon, so schnell es mich tragen konnte, bis ich die Nachhut im Galopp überholte, gerade,

als sie den Kanal überschritt. Als ich mich beim General meldete, gestand er mir, daß er mich ganz und gar vergessen habe, worüber ich einigermaßen erstaunte, da Mansfields gutes Gedächtnis allgemein bekannt war, und er immer genau alle Einzelheiten seiner verschiedenen Befehle in Erinnerung behielt, wie lange Zeit auch darüber vergangen sein mochte.

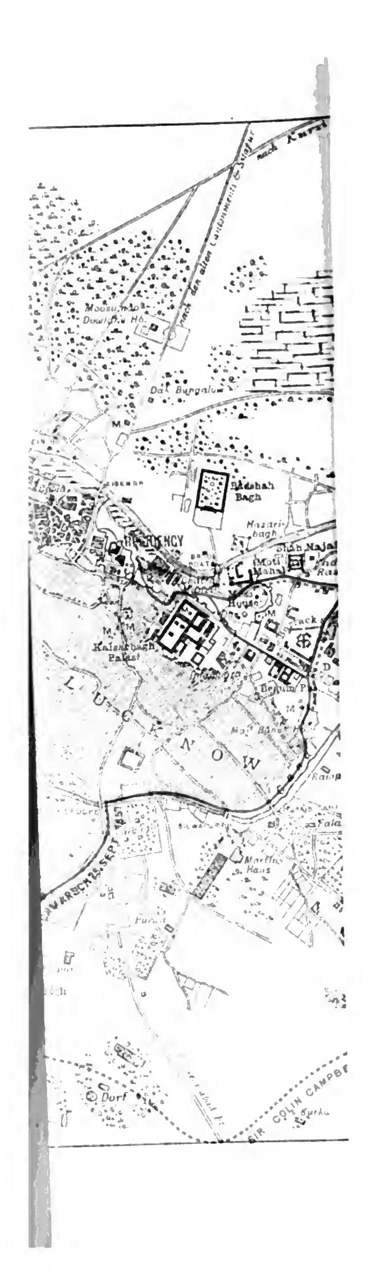
Kapitel XXVI.

Tod des Generals Havelock — Cawnpore bittet um Hilfe — General Windham — Übergang über den Ganges.

Der Entsatz Lucknows war erreicht; wahrhaftig! eine große Tat, auf welche jeder Kommandierende stolz sein konnte. Von Anfang bis zu Ende war der Plan vorher sorgfältig erwogen und in jeder Phase getreu nach Vorschrift ausgeführt; jede, auch die entfernteste Möglichkeit war in Berechnung gezogen, und Bewegung nach Bewegung von den Truppen bewundernswert bewerkstelligt worden. Der 23. November wurde dazu verwendet, den Marsch nach Cawnpore vorzubereiten und eine Division zusammen zu stellen, welche unter dem Kommando Outrams beim Alambagh verbleiben sollte. Diese war stark genug, um sich behaupten und die Kommunikation mit dem Hauptquartier aufrecht erhalten zu können.

Meine Zeit war vor allem damit ausgefüllt, die Verteilung des Transportes zu leiten und den Marsch der Truppen anzuordnen, wie ihn mir Hope Grant anbefohlen hatte. Um den Dilkusha war die Verwirrung aufs höchste gestiegen; Frauen, Kinder, Verwundete und Kranke, Elefanten, Kamele, Ochsen, Pferde und Wagen und Tragbahren mit ihren zahllosen Trägern waren hier in wirrem Durcheinander zusammengedrängt. Diese ungleichartigen Elemente zu überwachen und sie zum Abmarsch zu bringen, erschien zuerst eine beinahe unmenschliche Aufgabe. Endlich konnten in zwei Abteilungen die Familien aufbrechen. Sie waren je einem verheirateten Offizier unterstellt, dessen Gattin mit bei der Abteilung war, und welcher für Bequemlichkeit und gutes Weiterkommen zu sorgen hatte.

Am Nachmittag wurden die Truppen durch einen Tagesbefehl erfreut, in welchem der Kommandierende ihnen den Dank für ihre



Dak Bungalow
Badshah Bagh
Hazari-bagh
Shah Najaf
Moti Mahal
Kaiserbagh Palast
L U C K N O W
Martin Haus
Dorf

treuen Dienste und ihre Entschlossenheit aussprach, mit der sie das schwierige Unternehmen hatten zu Ende führen helfen.

Bezüglich des Rückzuges fügte er hinzu, daß er in mustergiltiger Weise ausgeführt worden sei; Disziplin und exakteste Ausführung jeder Bewegung hätten es fertig gebracht, daß wir im Angesicht eines 50 000 Mann starken Feindes, dessen Wachen wir täuschen konnten, längs eines von ihm besetzten Abhanges, auf dem einzigen Wege, der uns offen stand, unseren Rückzug bewerkstelligen konnten, ohne auch nur einen Mann zu verlieren.

Am folgenden Morgen marschierte Hope Grants Division zum Alambagh. Als wir dort ankamen, sandten wir den Transport zu Outrams Division zurück, welche uns am nächsten Morgen nachkam. Sie brachte die Leiche Havelocks mit. Er war am vorhergehenden Tage gestorben, „ein Märtyrer der Pflicht", wie sich der Kommandierende im Tagesbefehl ausdrückte. Der brave alte Soldat, der vor dem Aufstande 4 Feldzüge mit Auszeichnung mitgemacht hatte: Burma, Afghanistan, Gwalior und Sutlaj, wurde innerhalb des Alambagh begraben. Er war verehrt und geachtet von der ganzen Armee, vor allem aber von denjenigen, welche an seinen edlen Bemühungen und unsagbaren Anstrengungen beteiligt waren, die er zur Befreiung Lucknows gemacht hatte.

Eine Reinigung und Kleiderwechsel waren ein lang ersehnter und dankbar empfundener Luxus. Von der Zeit, wo wir den Alambagh verließen, bis jetzt war jeder Offizier und Mann beinahe ununterbrochen beschäftigt gewesen und hatte, wenn überhaupt, auf dem Flecke geschlafen, wo er sich gerade befand, als der Abend dem Kampfe ein Ziel setzte.

Wir hatten viel durchgemacht, aber trotzdem wir die ganze Zeit der Sonne und nachts der Kälte ausgesetzt waren, schwere Arbeit getan und wenig geschlafen hatten, befanden sich die Truppen dennoch in ziemlich gutem Gesundheitszustande. Das persönliche Interesse, welches ein jeder an der Befreiung seiner Landsleute nahm, und die fortwährenden Aufregungen, die der Krieg notwendig mit sich bringt, waren eine Art Gegengift, durch welches die Leute im stande waren, viel mehr Entbehrungen und Strapazen zu ertragen, als dies in normalen Zeiten der Fall sein würde; denn Geist und Körper werden in gleicher Weise vom Willen beeinflußt.

Ich für meine Person befand mich bei bester Gesundheit, und obwohl ich beinahe im Sattel lebte, habe ich niemals ein Gefühl des Unbehagens oder der Ermüdung gespürt.

Der 25. und 26. waren voll damit ausgefüllt, Zeltausrüstungen zu verteilen und Outrams Truppen auszustatten. Dieselben bestanden aus 4000 Mann mit 25 Haubitzen und 10 Mörsern.

Am 27. um 11 Uhr vormittags machten wir uns auf den Rückweg nach Cawnpore.*) Das war eine eigentümliche Prozession. Alle Wagen, Karren, Kamele und andere Lasttiere mußten sich auf der schmalen Straße halten, welche ziemlich hoch angelegt war, da das Gelände in dieser Jahreszeit meistens unter Wasser steht, und sehr viele Sümpfe an der Straße liegen. Auf diese Weise wurde die Kolonne über 18 Kilometer lang, sodaß die Vorhut beinahe schon ihren Bestimmungsort erreichte, bevor die letzten an den Aufbruch denken konnten. Aufenthalt gab es genug, und die Zeit, welche täglich auf dem Marsche in Anspruch genommen wurde, muß für zarte Frauen, Kinder und Verwundete außerordentlich beschwerlich gewesen sein. Zum Glück regnete es nicht, aber die Sonne schien am Tage noch sehr warm, und rief größere Empfindlichkeit gegen die bittere Kälte in der Nacht hervor.

Mein Platz war bei der Vorhut, denn ich mußte die Lagerplätze auswählen und Rampen bereit machen, damit die Wagen von der erhöhten Straße heruntergefahren werden konnten. Bald nachdem wir den Alambagh verließen, hörten wir in der Richtung nach Cawnpore fernen Geschützdonner; und als wir die Banibrücke erreichten,

*) Unsere Truppen waren dieselben, über welche Sir Colin am 11. auf der Ebene vor dem Alambagh die Inspektion abgehalten hatte, mit Ausnahme von den 75., welche zu Outrams Truppen gekommen waren. An ihrer Stelle waren mit uns die Überlebenden des 32. Regiments und die eingeborenen Truppen, welche während der Belagerung von Lucknow so treu und redlich zu uns gestanden hatten. Diese wurden zu einem Bataillon formiert, welches den Namen Lucknowbataillon erhielt, jetzt das 16. Bengal-Infanterieregiment. Das 32. Regiment, welches in nicht voller Kriegsstärke, 1067 Mann, ausrückte, als der Aufstand losbrach, hatte 610 Tote und Verwundete neben 169 Mann, die an Krankheiten starben. Außerdem waren mit uns auf dem Rückmarsch nach Delhi, und zwar wurde ihnen ein Ehrenplatz in der Kolonne eingeräumt, die Überlebenden von den wenigen pensionierten Soldaten, welche allein von den vielen Tausenden in Lucknow dem Rufe Lawrences, der guten Sache derer beizustehen, deren Salz sie gegessen hatten, in edelster Weise entsprochen hatten.

wo wir einen kleinen Posten errichtet hatten, teilte uns der kommandierende Offizier mit, daß er den ganzen heutigen und gestrigen Tag heftiges Geschützfeuer vernommen habe. Ungefähr 3 Kilometer weiter wurde am Nachmittag das Lager aufgeschlagen, aber mein Dienst war erst um Mitternacht zu Ende, als die Nachhut ankam; so lange dauerte es, den zusammengewürfelten Zug zu formieren.

Am nächsten Morgen brachen wir früh auf, um, wenn möglich, unseren Bestimmungsort vor Dunkelwerden zu erreichen. Seit 10 Tagen hatte der Chef keine Nachricht von Cawnpore erhalten, und er fing an, sich um die Besatzung zu sorgen, vor allem, da das fortgesetzte Geschützfeuer es wahrscheinlich machte, daß die Gwaliorrebellen auf Cawnpore einen Angriff unternahmen. Diese Wahrscheinlichkeit hatte Sir Colin vorausgesehen, und das war einer der vielen Gründe, welche ihn bewogen, sofort wieder von Lucknow fortzugehen, nachdem der Entsatz erfolgt war.

Wir waren noch nicht viel weiter gekommen, als wir wieder Feuern vernahmen, und zu Mittag schwanden alle Zweifel, als ein Eingeborener mit einem schnell in griechischer Schrift hingeworfenen Schreiben anlangte, auf welchem die Aufschrift „Sehr eilig" stand, und das „an General Sir Colin Campbell, oder irgend einen Offizier, der auf der Straße von Lucknow ein Kommando führt," gerichtet war. Das Schreiben rührte von General Windham her, welcher zum Kommandanten der Garnison von Cawnpore ernannt worden war, als Sir Colin am 9. November nach Lucknow aufbrach. Es war 2 Tage früher datiert, und enthielt den Bericht, daß eine Attacke gemacht und heftig gekämpft worden sei. Die Truppen würden hart bedrängt; deshalb ersuchte Windham auf das dringendste, ihm so rasch als irgend möglich zu Hilfe zu kommen.

Zwei andere Briefe folgten sich in kurzen Zwischenräumen; der letzte enthielt die deprimierende Nachricht, daß Windham mit dem größten Teile seiner Truppen in die Verschanzungen getrieben worden sei, was soviel bedeutete, als daß die Stadt und das Kantonnement im Besitze des Feindes waren. Außerdem sprach der Brief von der Möglichkeit, daß die Schiffbrücke zerstört sein könnte.

Sir Colin wurde ungeduldig, er wollte den wahren Sachverhalt erfahren, und ersuchte mich, so schnell wie möglich zur Brücke zu reiten. Falls sie zerstört sei, solle ich zurückkommen, wenn nicht,

über den Fluß setzen und den Versuch machen, zu General Windham zu gelangen, mit diesem reden und Meldung zurückbringen.

Ich nahm einige Sowars mit mir, und fand, als ich den Fluß erreichte, einen hastig errichteten Brückenkopf mit einer Wache britischer Soldaten unter dem Befehl von Leutnant Bugdens vom 82. Regiment, welcher seiner Freude, mich zu sehen in etwas überschwänglicher Weise Ausdruck verlieh. Er teilte mir mit, daß die Brücke noch intakt sei, es wahrscheinlich aber nicht mehr lange bleiben würde, da Windham von allen Seiten, den Fluß ausgenommen, von den Rebellen umzingelt sei, und die Garnison tatsächlich in den letzten Zügen liege.

Ich ritt über die Brücke und gelangte in die Verschanzung, welche kurz hinter der Schiffbrücke aufgeworfen war.

Die Verwirrung war dort groß, und ich konnte meinen Weg kaum durch die Masse der Soldaten erzwingen, welche mich sofort verzweifelt umringten, um Nachricht zu erhalten, wann Hilfe kommen würde; augenscheinlich waren die Truppen durch den Mißerfolg vor einigen Tagen demoralisiert und ich mußte ihnen erst wiederholt versichern, daß der Kommandierende ganz in der Nähe sei und ihnen baldige Hilfe zusichern, ehe sie mich durchließen, um den General zu sprechen.

Ich sah den „Helden von Redan“ zum ersten Male, obgleich seine Taten mir, wie jedem anderen in Indien, bekannt waren. Er war ein schöner, munter aussehender Mann von ungefähr 48 Jahren, welcher im Gegensatz zu seinen erregten Leuten, durch deren Reihen ich mir eben meinen Weg gebahnt hatte, vollständig gefaßt und ruhig erschien. Trotz der großen Enttäuschung, die es für ihn bedeutet haben muß, als er seine Stellung in der Stadt aufzugeben gezwungen wurde, weil die Übermacht zu groß war, ließ ihn sein Humor nicht im Stich. Er erzählte mir in wenigen Worten, was sich ereignet habe, und ersuchte mich dem Kommandierenden auseinanderzusetzen, daß, obwohl die Stadt und das Kantonnement in Feindeshand seien, er den Feind noch in Schach halten könne bis zu den Versammlungshallen, welche außerhalb der Verschanzung nach Westen zu gelegen waren; dadurch sei es ihm möglich, den Feind von der Annäherung an die Brücke abzuhalten.

Ich wollte gerade zu meinem General zurückreiten, als ich plötzlich laute Hurras in den Verschanzungen hörte. Sir Colin war

die Ursache dieser Kundgebung. Nachdem ich ihn verlassen hatte, war er jede Minute ungeduldiger und nervöser geworden; schließlich machte er sich selber auf, um genaue Nachrichten einzuziehen. Er war von Mansfield und einigen Offizieren des Stabes begleitet. Die Soldaten, von denen einige unter ihm in der Krim gefochten hatten, erkannten ihn und jubelten ihm zu. Der Chef konnte sich nun selbst vom Stande der Dinge überzeugen; meine Anwesenheit war dagegen im Lager wichtiger als hier, und ich machte mich auf, um mich bei Hope Grant zu melden. Auf meinem Rückweg sprach ich einige Worte mit Budgen, den ich in sehr gedrückter Stimmung vorfand. Unglücklicherweise hatte er dem Kommandierenden gegenüber betreffs der Lage Windhams und seiner Truppen genau dieselbe Äußerung getan, wie mir gegenüber, nämlich, daß sie in den letzten Zügen lägen, und der Chef hatte ihn angefahren, was ihm einfiele, in dieser Weise von den Truppen Ihrer Majestät zu sprechen.

Meinen General fand ich ungefähr 6 Kilometer vom Fluß entfernt, wo gerade das Lager aufgeschlagen wurde. Sir Colin kam erst nach Einbruch der Dunkelheit zurück, und wir erfuhren, daß der Rest von Windhams Truppen in die Verschanzungen getrieben sei, wodurch nur bestätigt wurde, was wir gefürchtet hatten. Wir konnten ungeheure Flammen zum Himmel aufsteigen sehen; dieselben rührten, wie wir gedacht hatten, von den Versammlungssälen her, welche der Feind angezündet hatte. Dies war höchst unerwünscht, denn in den Gebäuden waren die Zelte, Ausrüstungen, Kleidungsstücke u. s. w. aller Truppen, welche den Ganges nach Oudh hinein überschritten hatten. Was aber noch schwerer wog, war die Tatsache, daß nun die Rebellen freien Weg nach der Brücke hatten, um ihre schweren Geschütze gegen dieselbe jeden Augenblick ins Gefecht zu bringen. Wegen der Länge des Marsches, 50—55 Kilometer, kamen einige der Wagen und die schweren Geschütze erst gegen Tagesanbruch an. Die Ochsen waren kaum abgeschirrt, als die Geschütze auch schon von den Mannschaften an das Flußufer gezogen wurden. Sie traten sofort in Aktion, und bewarfen den Feind so effektvoll, daß unter ihrem Schutze die Truppen den Übergang ziemlich unbehelligt ausführen konnten. Nachdem die Leute gefrühstückt hatten, kam der Befehl, über den Fluß zu gehen. Sir Colin begleitete die Truppen bis zur Brücke und befahl dann Hope Grant, mit der reitenden Artillerie, Kavallerie,

Bourchiers Batterie und Adrian Hopes Brigade nach Südosten der Stadt zu rücken und dort eine Stellung auf dem offenen Gelände einzunehmen, welches sich zwischen dem Flusse und der großen Trunkstraße erstreckt, während der Kanal zwischen uns und dem Feinde blieb. Durch dieses Vorgehen wurde die äußerst wichtige Kommunikation mit Allahabad wieder hergestellt, welche zeitweilig verloren gegangen war. Bevor nämlich diese Straße nicht sicher gemacht war, konnten uns Verstärkungen, die wegen der schlechten Transportverhältnisse in kleinen Abteilungen marschieren mußten, nicht erreichen, auch durfte man vorher nicht wagen, die Familien und Verwundeten nach dem Süden zu schicken.

Der Übergang eines solchen enormen Zuges über die Schiffbrücke unter dem Schutze der Brigade Greathed war ein äußerst zeitraubendes Geschäft, es nahm 30 Stunden in Anspruch, von 3 Uhr nachmittags am 29. bis 9 Uhr abends am 30., wo Inglis die Nachhut über den Fluß brachte. Während des Überganges feuerte der Feind gelegentlich auf die Brücke und versuchte sie dadurch zu zerstören, daß er Feuerbrände den Fluß hinabschickte; aber glücklicherweise erreichten die Rebellen ihren Zweck nicht, und der Zug traf ohne Unfall auf dem ihm angewiesenen Gelände im Rücken unseres Lagers ein.

Die ersten 3 Tage im Dezember war ich vornehmlich mit Rekognoszierungen beschäftigt. Es galt das Gebiet zur Linken und in unserem Rücken zu untersuchen und sich zu überzeugen, ob die Rebellen Miene machten, um diese Flanke herumzukommen. Dann mußten Vorkehrungen getroffen werden, damit die Familien und Verwundeten nach Allahabad geschickt werden konnten, von wo sie weiter nach Calcutta gehen sollten. Wir versahen einige Wagen mit Dächern, in welchen wir die Frauen und Kinder, sowie die am schwersten Verwundeten unterbrachten, um es ihnen ein wenig bequemer zu machen; aber sie blieben trotzdem noch äußerst rohe Beförderungsmittel, welche für zarte Frauen und arme Verwundete unsägliche Leiden mit sich brachten.

Der Feind ließ uns während dieser Tage nicht ganz in Ruhe. Immerfort flogen schwere Geschosse in unsere Reihen, vor allem in die Nähe des Zeltes vom Kommandierenden. Die Lage dieses Zeltes mußte dem Feinde auf irgend eine Weise bekannt geworden sein; denn es unterschied sich damals nicht von den anderen; es war

ein einfaches Bergzelt ohne Abzeichen, wie es damals die Subalternoffiziere benutzten. Bis die Frauen in der Nacht zum 3. Dezember unser Lager verließen, waren wir auf die Defensive angewiesen, wir waren deshalb nicht im stande, das feindliche Feuer ganz zum Schweigen zu bringen, obwohl es uns gelang, es abzuschwächen, indem wir den Generalganj besetzten und unsere Piketts zur Rechten und Linken verstärkten. Am 4. machte der Feind einen erneuten Versuch die Brücke durch Feuerbrände, die er den Fluß hinunter treiben ließ, zu zerstören, hatte aber wiederum keinen Erfolg. Am 5. waren einige kleine Vorpostenscharmützel, welche aber alle zu Ungunsten der Rebellen endigten, ohne daß wir große Verluste gehabt hätten. — Unsere einzigen Verluste an Offizieren waren Oberstleutnant Ewart von den 93. Hochländern, der am 1. Dezember seinen Arm einbüßte, und Hauptmann Crutchley von demselben Regimente, welcher schwer verwundet wurde.

Kapitel XXVII.

Kampf bei Cawnpore — Unerwarteter Besuch — Lange Jagd — Major Tiwari. Bithur — Windham in Cawnpore.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, den Gwaliorrebellen eine Repetition der Lektion zu geben, welche sie bei Agra am 10. Oktober bekommen hatten. Bisher hatten sie tun können, was ihnen beliebte; und da sie sich für Windham als zu mächtig erwiesen hatten, mißverstanden sie die Untätigkeit Sir Colins und legten dieselbe als Furcht vor ihrer Übermacht aus.

Sonntag, der 6. Dezember, war einer derjenigen prachtvollen Tage, in denen der Europäer in Indien den größten Teil des Winters schwelgt, klar und kalt, mit wolkenlosem Himmel. Ich erwachte aus einem wunderbaren Schlummer erfrischt und freute mich auf die Arbeit, welche wir an diesem Tage vorhatten. Wir hofften den Feind aus Cawnpore jagen und denjenigen, die an den Greueln und Missetaten Anteil genommen, oder ihnen als Zeugen beigewohnt hatten, zeigen zu können, daß Englands Stunde der Rache endlich gekommen sei.

Vor kurzem waren die 42. Hochländer und verschiedene andere

Abteilungen angekommen, sodaß der Kommandierende alle zusammen gerechnet jetzt 5000 Mann Infanterie und 600 Mann Kavallerie nebst 35 Geschützen zur Verfügung hatte. Die Infanterie wurde in 4 Brigaden geteilt, welche von Greathed, Adrian Hope, Inglis und Walpole kommandiert wurden. Die Kavalleriebrigade, welche mit uns von Delhi gekommen war, wurde von Brigadier Little kommandiert, die Artillerie von Generalmajor Dupuis, und die Ingenieure von Oberst Harneß. General Windham überwachte die Verschanzungen.

Dieser Streitmacht standen 25000 Mann Rebellen gegenüber, welche 40 Geschütze hatten. Es waren nicht alle disziplinierte Soldaten, aber sie wußten geschickt mit den Waffen umzugehen und waren ans Kämpfen gewöhnt. Sie waren, wie man deutlich sehen konnte, in zwei Abteilungen geteilt. Die eine bestand aus den Gwaliorrebellen, der Gefolgschaft des Rani von Jhansi und den Rebellenregimentern, welche in Bundelkand, Zentralindien und Rajputana stationiert gewesen waren. Diese hielten die rechte Seite der feindlichen Stellung besetzt und deckten ihren Rückzug auf der Kalpistraße; die andere bestand aus regulären und irregulären Truppen, welche sich dem Nana angeschlossen hatten und die Stadt samt dem Gelände zwischen ihr und dem Ganges besetzten. Ihre Rückzugslinie ging längs der großen Trunkstraße nach Bithur. Tantia Tobi kommandierte die gesamte Streitmacht, während der Nana mit seinen Truppen auf dem linken Flügel blieb.

Das Zentrum und die linke Flanke des Feindes waren außerordentlich stark, und an diesen Teil der Stellung konnte man nur durch die Stadt herankommen. Der Weg führte durch unterbrochenes und schwieriges, mit Häuserruinen bedecktes Gelände längs dem Strom. Während die Leute ihr Frühstück aßen, die Zelte abgebrochen und nach hinten geschickt wurden, setzte Sir Colin seinen Plan den Kommandeuren und seinem Stabe sorgfältig auseinander; dieser Plan war, zuerst einen Scheinangriff auf das Zentrum und die linke Flanke des Feindes zu machen, aber die wirkliche Attacke nach der rechten Seite zu dirigieren. Auf diese Weise hoffte der General, diesen Teil der Truppen Tantia Topis zu schlagen, bevor noch Hilfe zu ihnen stoßen könne. In dieser Absicht erhielt Windham den Befehl, mit sämtlichen Geschützen um 9 Uhr morgens das Feuer zu eröffnen, während Greathed, unterstützt von Walpole, das feindliche Zentrum bedrohte. Ge-

nau mit dem Schlage 9 eröffnete Windhams Artillerie das Feuer, und einige Minuten später hörte man das Geknatter der Musketen von den Leuten Greatheds am Kanal. Unterdessen wurde die Brigade Adrian Hopes hinter dem Kavalleriestall auf unserer Seite der Trunkstraße in Gefechtsformation aufgestellt, ebenso die Brigade Inglis hinter dem Rennplatz auf der andern Seite. Um 11 Uhr wurde der Befehl zum Vormarsch gegeben. Die Kavallerie und reitende Artillerie marschierten nach links mit der Instruktion, den Kanal auf einer Brücke, welche 3 Kilometer entfernt war, zu kreuzen, und sich bereit zu halten, den Feind zu überfallen, wenn er auf der Kalpistraße sich zurückziehen wolle. Walpoles Brigade überschritt den Kanal unter Deckung einer Feldbatterie unter Smith unmittelbar zur Linken vom Generalganj, säuberte das Kanalufer und verhinderte durch Umfassen der Stadtmauer, daß der Feind auf der rechten Seite Verstärkungen erhalten konnte.

Peels und Longdens schwere Geschütze eröffneten nun das Feuer auf unserer Seite des Kanales auf einige Ziegelöfen und Wälle, welche der Feind in großer Stärke besetzt hielt, und gegen welche Adrian Hopes und Inglis Brigade in einer Linie unter Deckung der 4. Punjabinfanterie avancierten. Dieser Vormarsch war ein Anblick, den man nie vergißt. Wir zu Pferde, um den Kommandierenden geschart, durften ihn von unserer Stellung mit ansehen. Vor uns erstreckte sich eine schöne ebene Grasfläche; zur Rechten hob sich das Dunkelgrün der Schützenbataillone der über den Kanal gehenden Brigade Walpole ab. Näher zu uns marschierte die 53. Infanterie und die 42. und 93. Hochländer, wie auf dem Paradeplatz, obwohl der Feind seine Geschütze gegen sie spielen ließ und Granate auf Granate in ihre Reihen fuhr. Die Kugeln pfiffen um sie herum, aber das schien die Tapferen nicht zu beirren; sie marschierten vorwärts, ohne das geringste Zeichen von Unruhe oder Verwirrung.

Als wir uns den Ziegelöfen näherten, griff das 4. Punjab-Infanterieregiment, unterstützt von dem 53. Regiment, den Feind mit großer Entschlossenheit an und trieb ihn über den Kanal. Hier geriet aber die Verfolgung ins Stocken. Die Rebellen hatten Verstärkungen erhalten, machten wieder Front und fuhren einige Geschütze auf, mit denen sie die Brücke beschossen. Sie würden uns große Verluste zugefügt haben, wenn nicht im rechten Augenblick Peels

Matrosen mit schwerem Geschütz ins Gefecht eingegriffen hätten. Dies gab der Sturmkolonne neues Leben; mit lautem Hurra stürmten unsere Leute über die Brücke, während Peel aus seinem 24-Pfünder den Feinden mit bestem Erfolg eine Lektion erteilte, wie man schießen soll. Die Rebellen kehrten uns den Rücken und machten eiligst, daß sie fortkamen. Sie vergaßen dabei, einen 9-Pfünder mitzunehmen.

Jetzt kamen die beiden Brigaden Hope und Inglis heran und überschritten den Kanal, teils auf der Brücke, teils indem sie durchwateten. Auf der anderen Seite vereinigten sie sich und galoppierten die Kalpistraße entlang. Wir, der Chef und Hope Grant mit den zugehörigen Stäben, begleiteten die Kavallerie ungefähr 2 Kilometer, bis das feindliche Lager in Sicht kam. Es wurden einige Granaten hineingeschickt, und dann gestürmt. Wir waren augenscheinlich unerwartete Gäste; Verwundete lagen in allen Richtungen umher, und viele Sepoys wurden dabei überrascht, als sie in aller Gemütlichkeit von ungesäuertem Brode ihr Essen kochten. Die Zelte waren mit geplünderten Sachen aus der Stadt und dem Kantonnement angefüllt: Soldatenausrüstungen, Betten, Kleider und die verschiedensten anderen Gegenstände. Am erfreulichsten für uns war eine große Menge Getreide und viele Ochsen, von denen die geeignetsten als Zugochsen für schweres Geschütz Verwendung fanden, während die anderen dem Kommissariat überwiesen wurden.

Der Teil der Rebellenstreitmacht, mit welchem wir eben handgemein geworden waren, befand sich nun in vollem Rückzug, und Sir Colin wollte, daß die Verfolgung sofort aufgenommen werden sollte. Aber die Kavallerie und reitende Artillerie war noch nicht zur Stelle, sodaß eine ziemliche Verzögerung eintrat. Als wir warteten, schickte der Chef Mansfield mit einer Abteilung um den nördlichen Stadtteil herum, damit er hierdurch die Rückzugslinie der Nanatruppen bedrohe, wodurch sie gezwungen waren, die Stadt aufzugeben. Die 23. königlichen Welsch-Füsiliere und ein Detachement der 38. Infanterie wurden zum Schutze des Lagers zurückgelassen. Inglis' Brigade sollte zur Unterstützung der Kavallerie und reitenden Artillerie die Kalpistraße vorrücken. Aber wo waren die sehnlichst erwarteten und äußerst benötigten berittenen Truppen? Es war nicht ihre Art, zu fehlen, wo sie gebraucht wurden, 2 Uhr war schon vorüber und noch sah man keine Spur von ihnen. Der kurze Tag ging zu Ende, und es durfte den Rebellen

keinesfalls erlaubt werden, ihre Geschütze mitzunehmen und der Bestrafung zu entgehen. Plötzlich erklärte der alte Chef, mit Bourchiers Batterie und seiner eigenen Eskorte die Insurgenten selbst verfolgen zu wollen.

War das eine Jagd! Wir galoppierten dahin, machten nur zeitweilig Halt, um der Batterie Zeit zu lassen, unsere Front und Flanke zu säubern, erreichten eine große Zahl Flüchtlinge und erbeuteten viele Geschütze und Munitionswagen. Nach kurzer Zeit hatten wir aber schon viele Rebellen überholt und ihre Anzahl wäre unserer kleinen Schar bald überlegen gewesen. Wir waren dem Chef vorausgeeilt, und Hope Grant beschloß zu halten in der Hoffnung, daß die verschwundene Kavallerie erscheinen würde. Darauf brauchten wir nicht lange zu warten. Nach einer Viertelstunde erschienen sie zu unserer Linken unter einigen Bäumen. Sie waren noch wütender als wir, nicht eher dabei gewesen zu sein. Ihr Führer hatte einen zu großen Bogen gemacht, und erst der Schall unserer Geschütze hatte ihnen ihren Irrtum gezeigt. Sie hatten sofort ihre Front geändert, und die Richtung, aus der das Feuern kam, eingeschlagen. Sir Colin kam auch bald nach, und so ging es wieder im gestreckten Galopp weiter, bis wir Pandu Naddi, 22 Kilometer von Cawnpore, erreichten. Die Vernichtung des Feindes war uns ziemlich gelungen. Als die Sepoys sich so hart bedrängt sahen, warfen sie die Waffen weg, entledigten sich der Uniformen, um für harmlose Landleute zu gelten und flohen querfeld ein. 19 Geschütze, davon einige von großem Kaliber, blieben in unseren Händen. Unser Sieg war umso erfreulicher, als er mit verhältnismäßig geringen Verlusten erfochten war. Wir verloren 2 Offiziere und 11 Mann Tote und 9 Offiziere und 76 Mann Verwundete.

Hope Grant ersuchte mich jetzt nach Cawnpore zurückzueilen, bevor es zu dunkel wurde, und den Platz für das Biwak auszuwählen. Da es gewagt erschien, allein den Weg zu machen, bat August Anson, mich begleiten zu dürfen. Wir waren ungefähr halbwegs, als wir an der Leiche von Leutnant Salmond vorüberkamen, dem Adjutanten meines Generals, welcher wahrscheinlich während der Verfolgung von uns getrennt wurde. Sein Hals war durchschnitten und er hatte eine schwere Wunde im Gesicht. Bald darauf trafen wir Inglis' Brigade, welche infolge meiner Instruktion wieder um-

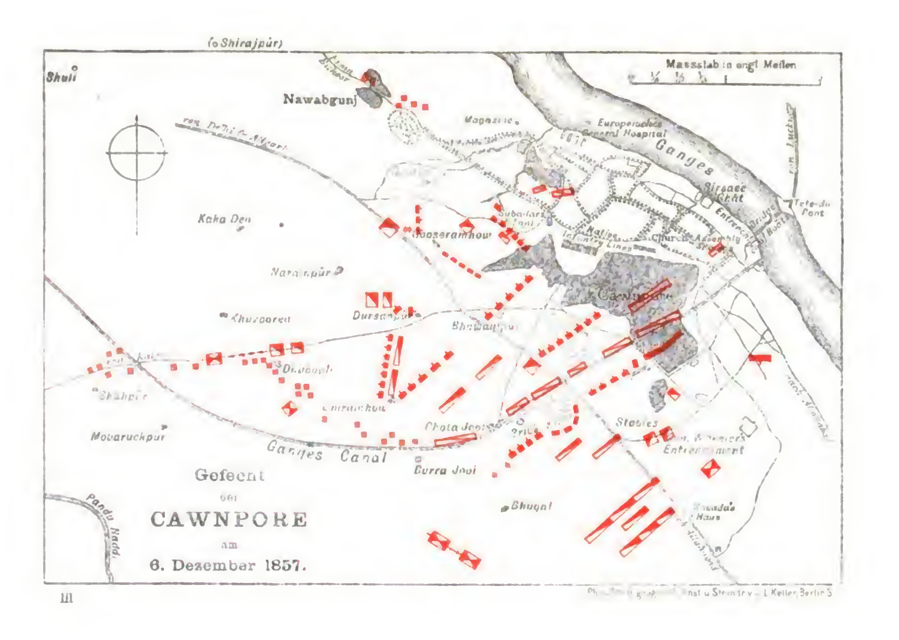
kehrte. Als wir das Lager des Gwaliorkontingentes erreichten, hörten wir, daß der Versuch gemacht worden sei, es wiederzuerobern; die Rebellen wurden aber von den Truppen, welche es bewachten, zurückgewiesen.

Es dämmerte schon, als wir die Stelle erreichten, wo die Kalpistraße sich mit der großen Trunkstraße vereinigt. Wir waren einer Meinung, daß sich diese Stelle für ein Biwak der Truppen eignen würde. Die Stadt lag etwas über 1 Kilom. in Front, und Mansfields Lager 3 Kilom. nach links. Ich markierte den Lagerplatz und wies jedem Korps bei der Ankunft seine Stelle an. Als dies beendet war, fühlte ich mich ziemlich fertig. Ich war müde und hatte einen Löwenhunger; zu essen gab es aber nichts, so blieb mir weiter nichts übrig, als hungrig, wie ich war, schlafen zu gehen.

Dabei kam ich gerade an mehreren schlafenden Männern vorbei: Dighton, Probyn und Offiziere vom 2. Punjab-Kavallerieregiment. Diese nahmen mir es nicht übel, daß ich sie aus dem Schlafe weckte, und waren so nett, mich mit ein wenig kaltem Hammelbraten, Brot und einer Flasche Bier zu erquicken. Nie war ein Mann dankbarer für eine Mahlzeit, als ich für diese, und nie hat es mir so gut geschmeckt wie dieses Mal.

Ich legte mich neben meine Freunde ins Gras und war trotz der bitteren Kälte und der Sorge um mein Pferd bald fest eingeschlafen. Weder für mich, noch für meinen Gaul hatte ich eine Decke auftreiben können.

Am nächsten Morgen war ich mit dem ersten Hahnenschrei auf den Beinen. Patrouillen kamen herein, welche abgeschickt waren, um die Wahrheit eines Gerüchtes zu erfahren, das den Kommandierenden am Vorabend erreicht hatte. Sie brachten die Nachricht mit, daß die Stadt wirklich vom Feinde aufgegeben sei. Der zweite Teil der Meldung war aber weniger erfreulich. Mansfields Bewegung hatte zwar den Feind bewogen, die Stadt zu verlassen, aber die Rebellen hatten bei diesem Rückzug nicht einen Mann verloren und Zeit gehabt, alle Geschütze mitzunehmen. In Wirklichkeit hatten wir also nur den einen Teil von Tantia Topis Truppen vernichtet und mußten noch sehr mit dem anderen rechnen. Zu Hope Grants und meiner freudigen Überraschung erhielt er den Befehl, die Verfolgung aufzunehmen. Der Befehl lautete, nach Bithur zu gehen, da man annehmen konnte, daß der Feind sich nach dort zurückziehen werde. Diese



Gefecht

bei

CAWNPORE

am

6. Dezember 1857.

Nachricht war aber nicht verläßlich genug, und Hope Grant erhielt die Vollmacht nach eigenem Ermessen je nach Erforderung der Umstände zu handeln.

Seit einigen Tagen hatte ich vergeblich versucht, einige Eingeborene zu gewinnen, auf welche ich mich verlassen konnte, damit sie mir Nachricht von den Bewegungen des Feindes brächten. Es ist immer von größter Wichtigkeit, daß ein Generalquartiermeister oder sein Stellvertreter solche Leute zur Verfügung habe, und ich war mehr als je in der Lage die Dienste eines solchen Mannes zu brauchen.

In meiner Not wandte ich mich an Hauptmann Bruce, den Leiter des Nachrichtendepartements, welches in Cawnpore errichtet war, um herauszufinden, wo diejenigen Rebellen sich befanden, die sich am augenscheinlichsten an den Greueln beteiligt hatten. Mir wurde sofort in freundlichster Weise ein sehr tüchtiger Mann zur Verfügung gestellt, Unjur Tiwari mit Namen,*) welcher mir von diesem Augen-

*) Unjur Tiwaris Laufbahn war eine sehr merkwürdige. Als der Aufstand losbrach, diente er als Gemeiner in der 1. eingeborenen Bengal-Infanterie und half in Banda, wo er sich gerade befand, einem Europäer mit seiner Frau bei der Flucht. Er zeigte seine Uneigennützigkeit dadurch, daß er einen goldenen Ring, das einzige, was ihm die Geretteten als Belohnung anbieten konnten, nicht annahm. Sodann schloß er sich Havelocks Truppen an und tat hervorragende Dienste als Spion. Obgleich er mehr als einmal gefangen genommen und einmal sogar gemartert wurde, blieb er uns doch von Anfang bis zu Ende treu. Als er Outram nach Lucknow begleitete, meldete er sich freiwillig dazu, einen Brief nach Cawnpore zu tragen, und nachdem er in die Hände der Rebellen gefallen und sehr schlecht behandelt worden war, gelang es ihm zu entwischen. Er brachte Outrams Schreiben schließlich doch noch zu Sir Colin Campbell. Dann arbeitete er in treuester Weise für mich. In allem konnte ich mich getrost auf ihn verlassen. Es war daher eine große Freude für mich, als er als Ehrengabe 3000 Rupien und ein Schwert erhielt. Zugleich wurde ihm der Orden von britisch Indien mit dem Titel Sirdar Bahadur verliehen. Ich war sehr traurig, als ich einige Jahre später vernahm, daß man ihn infolge von Verleumdungen seiner Feinde des Ordens und Titels verlustig erklärt hatte, als er bei der Militärpolizei von Oudh bedienstet war. Ich erfuhr auch, daß er gelähmt und in Not geraten sei. Lord Napier, den ich ersucht hatte, sich für den Mann zu interessieren, war dazu gern bereit, und das Resultat war eine jährliche Pension von 1200 Rupien bis zu seinem Lebensende. Der brave alte Mann lebte noch, als ich Indien verließ. Er wohnte ziemlich weit von der Bahn weg, ließ sich aber immer zum Zuge tragen, wenn er hörte, daß ich in der Nähe zu tun hatte.

blick an, bis ich Indien im April 1858 verließ, die wertvollsten Dienste leistete. Er gehörte der Braminenkaste an und stand bei der 1. eingeborenen Infanterie. In wenigen Worten teilte ich ihm mit, was ich von ihm verlange, und er brach sofort auf, mit der Bemerkung, daß er mich am nächsten Morgen auf unserem Marsche treffen werde.

Am frühen Nachmittag des 8. marschierten wir von Cawnpore weg, und nach Sonnenuntergang erschien Unjur Tiwari seinem Versprechen getreu an der Stelle, wo die Straße sich nach Bithur wendet. Er teilte mir mit, der Nana habe in diesem Orte in der vorigen Nacht geschlafen, hätte aber auf die Nachricht von unserem Anmarsch hin sein Lager schnell abgebrochen und sei mit der ganzen Gefolgschaft samt den Kanonen zu einer, einige Kilometer entfernten Fähre geeilt, wo er jetzt versuche, möglichst rasch über den Fluß zu kommen, um nach Oudh zu entwischen.

Wir hatten 20 Kilometer hinter uns, und bis zur Fähre war es noch einmal so weit. Da es keinen Zweck hatte, dort in der Dunkelheit anzukommen, wurde gehalten, um den Truppen Zeit zu lassen sich zu erfrischen und auszuruhen. Um Mitternacht ging es wieder vorwärts, und wir erreichten Scheorajpur, 5 Kilometer vor der Fähre, gegen Tagesanbruch. Hier ließen wir unser Gepäck zurück und marschierten auf einem Pfade querfeldein. Jetzt kamen 2 feindliche Reiter, welche uns nicht erkannten und direkt in die Eskorte hineinsprengten. Als sie ihren Irrtum sahen, drehten sie ihre Pferde und versuchten zu entfliehen; aber umsonst. Einer wurde getötet, der andere gefangen genommen. Von diesem erfuhren wir, daß die Rebellen in geringer Entfernung von uns seien. Wir rückten eiligst vor und bekamen bald den Fluß und die Rebellen in Sicht. Die Truppenmassen waren am Ufer versammelt, Boote wurden eiligst beladen; einige der Geschütze waren schon an Bord gebracht. Nun gingen unsere Truppen zum Angriff vor, aber das Gelände war äußerst schwierig und nächst dem Fluß unsicher. Trotzdem gelang es der Artillerie durchzukommen; als sie noch ungefähr 3000 Meter von der Fähre entfernt war, bemerkte der Feind plötzlich unsere Anwesenheit, und seine Artillerie gab Feuer. Unsere Batterien galoppierten weiter und waren ein erhebliches Stück an den Feind herangekommen, bis sie sein Feuer erwiderten. Nach wenigen Schüssen hatten die Rebellen genug. Leider war das Gelände zur Verfolgung nicht geeignet; denn

überall waren Löcher oder Treibsand. So kamen beinahe alle durch und die Kavallerie hatte nur wenig Arbeit. Es wurden 15 Geschütze erbeutet, und wir hatten nur einen Verwundeten, nämlich den General selbst. Dieser ward von einer erschöpften Kugel am Fuße leicht verletzt.

Hope Grants erfolgreiche Beendigung dieser kleinen Expedition vergrößerte nur die hohe Meinung, welche der Kommandierende von diesem tapferen Manne hatte. Er erhielt zunächst Befehl, nach Bithur zu gehen und die Zerstörung dieses Platzes, welche schon von Havelock im Juli angestrebt war, zu vollenden. Wir fanden den Palast in guter Ordnung, man merkte so gut wie nicht, daß Soldaten, um Rache zu nehmen, dort gewesen waren. In einem der von dem Verräter Azimula Khan bewohnten Zimmer fand ich eine Anzahl höchst interessanter Briefe, von denen einige noch uneröffnet waren. Ich werde später auf sie zurückkommen. Wir ließen Adrian Hope mit seiner Brigade in Bithur, um nach dem Schatz zu suchen, der in der Nähe des Palastes vergraben sein sollte und kehrten nach Cawnpore zurück. Dort blieben wir 10 Tage und waren über diese Ruhepause gar nicht böse.

Während dieser Zeit ritt ich auch einmal über das Gelände, auf welchem Windham 3 Tage gekämpft hatte, und hörte bei dieser Gelegenheit manche Meinungsäußerung über die Ausführung der verschiedenen Operationen. Jeder sprach nur mit der größten Hochachtung von Windhams Entschlossenheit und Mut, aber im allgemeinen galt er als kein guter Führer.

Ohne Zweifel war die Stellung, in welche Windham gesetzt war, eine sehr verzweifelte. Der Entsatz von Lucknow war von so ausschlaggebender Wichtigkeit, daß Sir Colin jeden auch nur einigermaßen abkömmlichen Mann dorthin mitnahm. Windham hatte deshalb auch den Befehl erhalten, dem Kommandierenden alle Verstärkungen sofort nach ihrer Ankunft in Cawnpore nachzusenden, obwohl die Wahrscheinlichkeit nahe lag, daß Tantia Topi, der eine große Truppenzahl bei Kalpi versammelt hatte, sich nach Cawnpore wenden werde, sobald Sir Colin mit seinem schwierigen Unternehmen beschäftigt sein würde. Windhams Befehl ging dahin, die Verteidigung der Verschanzungen zu verbessern, die Bewegungen der Gwaliorarmee sorgfältigst zu beobachten und seine Truppen so viel wie möglich zu zeigen, indem er sie an einer weit sichtbaren Stelle außerhalb der Stadt

lagern ließ. Hierdurch sollte der Feind über ihre geringe Anzahl getäuscht werden. Auf keinen Fall aber sollte Windham einen Angriff machen, ohne dazu gezwungen zu sein, um ein Bombardement der Verschanzungen zu vereiteln. Die Sicherung dieser Verschanzungen war von größter Wichtigkeit; denn sie umschlossen eine Anzahl Geschütze, große Mengen Munition und anderen Kriegsbedarf und deckten, wie ich schon oben gezeigt habe, den Brückenübergang über den Ganges.

Windham richtete sich vollständig nach diesen Instruktionen, ersuchte aber darum, und dieser Bitte wurde entsprochen, nach dem 14. November Truppen, welche in Cawnpore eintrafen, zurückbehalten zu dürfen.

Er fühlte sich eben nicht mehr stark genug mit den wenigen Truppen, die zu seiner Verfügung standen, um eine mögliche Attacke des Feindes zurückzuweisen. Aber selbst nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, die Truppen zurückzubehalten, schickte er noch zweimal große Abteilungen zur Verstärkung nach Lucknow. Er reduzierte seine Truppen bis zu einem gefährlichen Grade, um Sir Colin in jeder nur möglichen Weise zu unterstützen.

Windham hatte zu seiner Verfügung ungefähr 1700 Mann Infanterie und 8 Geschütze. Der größte Teil der Truppen war, wie befohlen, außerhalb der Stadt gelagert, in der Nähe der Vereinigung der Delhi- und Kalpistraße, während der Rest in und um die Verschanzungen postiert war. Unterdessen näherten sich die Rebellen in Detachements langsam Cawnpore, mit der offenen Absicht, die Stadt einzuschließen. Am 17. wurden zwei Abteilungen nach Schuli und Shirajpur gesandt, welche Orte 25 Kilometer von Cawnpore und ebensoweit von einander entfernt sind. Windham war der Meinung, wenn es ihm gelänge, einen dieser beiden Truppenteile zu überraschen, könne er hierdurch verhindern, daß der Feind sich konzentriere. Zu diesem Zwecke hatte er einen Plan ausgearbeitet, welchen er dem Kommandierenden zur Unterfertigung vorlegen ließ. Es kam keine Antwort, und als er eine Woche vergeblich gewartet hatte, gab er die Sache auf und beschloß, den Vormarsch der Rebellen dadurch aufzuhalten, daß er ihre Hauptmacht angriff, welche noch einige Kilometer entfernt war. Deshalb brach er sein Lager ab und marschierte 10 Kilometer auf der Kalpistraße; an demselben Tage rückten auch die

Gwaliortruppen einige Kilometer näher an Cawnpore heran. Am nächsten Morgen avancierte der Feind bis Pandiu Naddi, 5 Kilometer von Windhams Lager entfernt.

Jetzt befand sich Windham in einer sehr kritischen Lage.

Mit nur 1200 Mann und 8 leichten Geschützen war er Tantia Topis Streitmacht gegenüber, welche über 25000 Mann und 40 Geschütze zählte. Er mußte sich nun entscheiden, ob er gegen diese kolossale Übermacht kämpfen oder den Rückzug antreten wollte. Er beschloß, zu kämpfen, und war auch so glücklich, den Teil der Gegner, welcher seiner Front zunächst war, zurückzutreiben und den Rebellen 3 Geschütze abzunehmen. Er konnte aber diesen Vorteil nicht ausnützen, weil er dazu die Leute nicht hatte, vor allem fehlte es ihm vollständig an Kavallerie. Er sah sich gezwungen, zurückzugehen, eine für jeden tapferen Mann schmerzliche Notwendigkeit. Er wurde auf dem ganzen Wege von den rebellischen Reitern beschimpft und angeschrien. Der Erfolg dieses Tages gab dem schlauen Mahrattaführer Vertrauen; er drang bis Cawnpore vor und machte einen so mächtigen Angriff auf Windham, daß bei Einbruch der Dunkelheit am 28. die britischen Truppen sich in die Verschanzungen gedrängt sahen, nachdem sie an Toten und Verwundeten 315 Mann verloren und außerdem ihr gesamtes Gepäck und Lagerausrüstung hatten im Stich lassen müssen.

Unzweifelhaft hat Windham Grund zu Tadel gegeben. Zu seiner Verteidigung führte er aus, wenn er die Erlaubnis des Kommandierenden zur Ausführung seines ursprünglichen Planes erhalten hätte, würde er die Armeen des Feindes einzeln vernichtet haben; dann wäre eben das Unglück nicht geschehen. Wenn er aber fand, die Umstände hatten sich so verändert, daß ein Abweichen von den gegebenen Instruktionen gerechtfertigt war, so mußte er auf seine eigene Verantwortung das tun, was ihm geboten erschien; in keinem Falle aber konnte er die Sanktionierung seiner Pläne einem Vorgesetzten zumuten, der, weit vom Platze, gar nicht in der Lage war, die Berechtigung der Maßregeln seines Untergebenen zu prüfen. Der Marsch Windhams gegen den Feind war genau ein so schwerer Ungehorsam, wie der Plan vom 17., den Feind zu überraschen. Während aber der erstere ihn ins Unglück stürzen mußte, wäre letzterem, der aller Wahrscheinlichkeit besseren Erfolg gehabt hätte, sicherlich Gerechtigkeit und hohes Lob widerfahren.

Kapitel XXVIII.

Kampf bei Khudaganj — Verwirrung — Nach Oudh oder Rohilkand.

Unser Aufenthalt in Cawnpore zog sich doch mehr in die Länge, als es der Kommandierende wünschte, aber der Mangel an Transportmitteln machte es uns unmöglich abzurücken, bevor die Wagen und Karren, auf denen die Familien und die Kranken und Verwundeten nach Allahabad geschickt worden waren, wieder in Cawnpore eingetroffen waren. Unser Abmarsch erfolgte daher erst am 23. Dezember, an welchem Tage wir in der Richtung nach Fategarh aufbrachen.

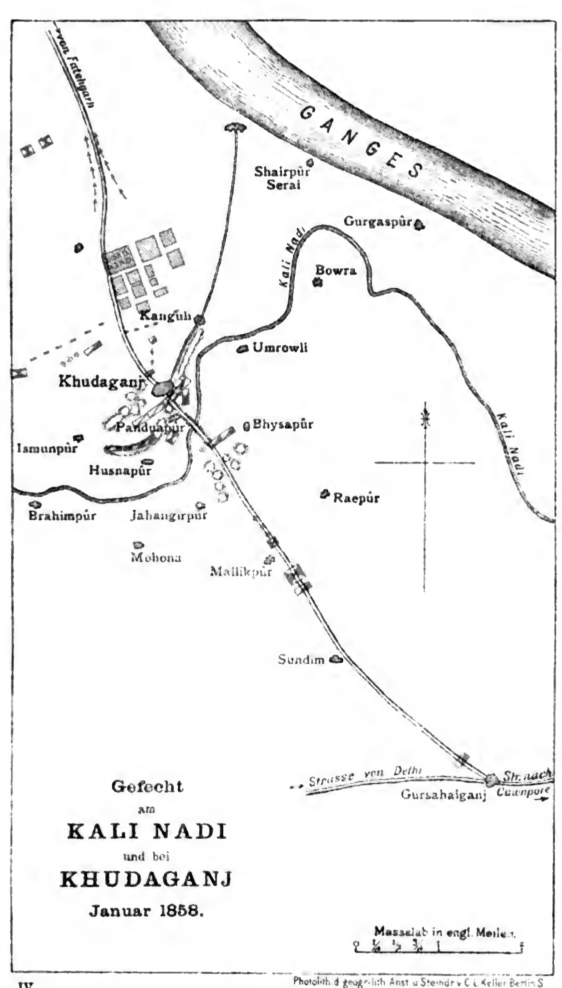
In Chobipur, zwei Märsche von Cawnpore entfernt, wo wir Weihnachten verlebten, kamen uns die Truppen nach, welche wir in Bithur gelassen hatten. Es war ihnen nicht gelungen, irgend eine beträchtliche Menge des Schatzes zu Tage zu fördern. Einige silberne Gefäße von verschiedener Form waren das einzige Resultat.

Der Grund, weshalb der Chef nach Fategarh rückte, war, im Daob die Ordnung wieder herzustellen und die Kommunikation zwischen dem Punjab und Bengalen zu öffnen.

Eine Brigade unter dem Befehl Walpoles war am 16. abgeschickt worden, das Land am Ufer vom Jumnafluß bis Mainpuri zu säubern. Dort sollte er mit Brigadier Seaton zusammentreffen, welcher mit einer starken Kolonne von Delhi im Anmarsch war; die vereinigten Truppen sollten dann auf Fategarh vorrücken.

Wir erreichten Gursahaiganj, wo die Straße sich nach Fategarh wendet, am 31. Dezember, und die Hauptmacht hielt an diesem Orte, um den Neujahrstag 1858 zu begehen. Da wir aber Nachricht erhalten hatten, daß der Feind, 5000 Mann stark, unter dem Befehl des Nawab von Farakabad die Hängebrücke über den Kali Naddi ungefähr 8 Kilometer vor uns zum Teil zerstört und sich dann gegen Fategarh gewendet habe, wurde Adrian Hopes Brigade vorgeschickt, die Brücke zu reparieren und zu bewachen.

Früh am nächsten Morgen ging Sir Colin mit Mansfield und dem Rest des Stabes voraus, um die Fortschritte der Reparatur anzusehen. Er ließ den Befehl zurück, daß die Truppen später am Tage nachfolgen sollten. Bald darauf aber erhielt Hope Grant eine dringende Botschaft von Sir Colin, möglichst rasch vorzurücken, da der Feind



Photolith. d. geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller Berlin S.

in ziemlicher Stärke zurückgekehrt sei und auf dem anderen Ufer Stellung genommen habe.

Sir Hope Grant und sein Stab machten sich sofort mit der Kavallerie und reitenden Artillerie auf den Weg und fanden, als sie die Brücke erreichten, daß die Rebellen das Dorf Khudaganj, gerade gegenüber und nur 900 Meter entfernt, besetzt hielten und von dieser vorteilhaften Stellung ein schweres Feuer auf Adrian Hopes Brigade unterhielten. Unsere Piketts auf der anderen Seite des Stromes waren durch einen Flügel des 53. Regiments verstärkt, und eine Abteilung 93. Hochländer war auf unserer Seite hinter der Brücke aufgestellt, der übrige Teil des Regiments flußabwärts geschickt, um dort eine Furt zu überwachen, während eine Feldbatterie auf das Feuer der Rebellen antwortete. Sobald die Hauptmacht eingetroffen war, wurden 3 Geschütze Peels unter Vaughan, seinem ersten Leutnant, über die Brücke gebracht; diese eröffneten unter Deckung eines Gebäudes das Feuer auf das Dorf und eine Zollschranke, um welche sich die Rebellen in großen Massen geschart hatten. Jetzt ging unsere Infanterie über den Fluß, gefolgt von der Kavallerie und reitenden Artillerie, ein zeitraubendes Geschäft, denn es war nicht genügend Zeit gewesen, die Brücke vollständig zu reparieren; an einer Stelle waren die Planken nur auf der einen Seite gelegt, was zur Folge hatte, daß die Pferde geführt werden mußten, und die Infanterie nur in kleinen Abteilungen hinüber gehen konnte. Außerdem hatte sich der Feind genau eingeschossen, sodaß wir an dieser Stelle mehrere Verluste hatten. Eine Granate allein tötete und verwundete 6 Mann vom 8. Regiment. Endlich gelang es Vaughan, dasjenige Geschütz zum Schweigen zu bringen, welches uns am meisten zugesetzt hatte, und nun wurden Vorbereitungen zum Sturme des Dorfes getroffen. Als wir diese Vorgänge beobachteten, wurde der Dolmetscher der Matrosenbrigade, Henry Hamilton Maxwell, einer von meinen Freunden, welcher dicht bei mir stand, sehr schwer am Bein verwundet; Sir Colin sowie Hope Grant wurden jeder von einer ermatteten Kugel getroffen, ohne jedoch großen Schaden zu erleiden.

In der ganzen Armee herrschte das Gefühl, daß Sir Colin bei jeder Gelegenheit die Hochländer mehr als notwendig bevorzugte; und das Gerücht verbreitete sich, daß die Hochländer die Ehre haben sollten,

den Sturm gegen Khudaganj auszuführen. Das nahmen die 53. übel und beschlossen, daß für diesmal die Hochländer nicht alles nach Wunsch haben sollten. Die 53., Mansfields Regiment, waren tüchtige Leute, meistens Irländer. Um einem alten Kameraden eine Gefälligkeit zu erweisen, hatte Mansfield dem Major Payn von seinem Regiment das Kommando über die Piketts übertragen. Pain war ein tüchtiger und entschlossener Soldat und bei den Leuten außerordentlich beliebt; diese rechneten darauf, daß er ihnen die Stange halten würde, wenn sie Sir Colins kleinen Plan umstießen. Ob nun das, was sich ereignete, mit oder ohne Pains Einverständnis geschah, kann ich nicht sagen, aber wir warteten alle in der Nähe der Brücke darauf, daß die Sturmkolonne sich formiere, als plötzlich in Front „Vorwärts" geblasen wurde; nach einem zweiten Signal ertönte ein gellendes Hurra, und wir sahen die 53. zum Sturme vorgehen. Sir Colin war sehr böse, aber sie waren nicht zurückzubringen, und das einzige, was ihm übrig blieb, war, sie zu unterstützen. Hopes und Greatheds Truppen wurden sofort zur Front geschickt und die Kavallerie und reitende Artillerie erhielten den Befehl aufzusitzen. Das Gelände steigt langsam aufwärts nach dem Dorfe zu; deshalb gaben die Regimenter, welche zum Sturme formiert waren, ein schönes Bild ab. Die 93. folgten den voranstürmenden 53., während die Brigade Greathed links in Linie aufmarschierte. Als sie sich dem Dorfe näherten, protzten die Rebellen eiligst auf und machten sich aus dem Staube. Dies war eine Gelegenheit für die Kavallerie, wie sie nicht oft vorkommt. Hope Grant nahm sie sofort wahr, ritt zur Kavallerie, welche hinter einigen Sandhügeln hielt, und gab den Befehl: „Bäume links! Eskadron Trab!" Kaum waren die Worte heraus, als wir die Verfolgung der Rebellen aufnahmen, die jetzt schon einen Vorsprung von einem Kilometer hatten. Als wir uns den Flüchtlingen näherten, wurde zur Attacke geblasen und in wenigen Sekunden waren wir inmitten der Rebellen. Es entstand ein ungeheures Durcheinander, wobei eine ganze Anzahl der Rebellen niedergemacht und 7 Geschütze in ebensoviel Minuten erbeutet wurden.

Der General formierte nun die gesamte Kavallerie in eine lange Linie, stellte sich selbst an die Spitze seines Regiments, der 9. Ulanen, und fort gings, den fliehenden Rebellen nach.

Ich ritt etwas zur Linken vom General mit Younghusband und

Tyrrel Roß, dem Doktor.*) Als wir dahin galoppierten, machte mich Younghusband mit Stolz darauf aufmerksam, wie reinlich seine Leute ihre Sachen hielten.

Weiter donnerte die Reiterschar und überholte eine Gruppe Feinde nach der anderen, von denen alle Augenblicke der oder jener sich umdrehte und seine Muskete auf die anstürmenden Kavalleristen abfeuerte, oder niederkniete, um uns mit dem Bajonett zu empfangen, bevor er den Schuß abfeuerte. Die Jagd erstreckte sich auf 8 Kilometer und dauerte bis zum Abend, als der Befehl erging, rechts zu schwenken und sich auf der Straße zu formieren. Bevor wir diesen Befehl ausführen konnten, überholten wir noch eine Abteilung Rebellen, welche sich umwandten und eine Salve auf uns abgaben. Ich sah Younghusband fallen, konnte ihm aber nicht beispringen, weil einer seiner Soldaten in großer Gefahr schwebte. Ein Sepoy griff ihn mit aufgepflanztem Bajonett an, und wenn ich dem Manne nicht geholfen und seinen Gegner niedergeschlagen hätte, wäre er ein Kind des Todes gewesen. Im nächsten Augenblicke entdeckte ich in einiger Entfernung zwei Sepoys, welche sich mit einer Standarte aus dem Staube machten, welche ich sofort ihnen abzunehmen beschloß. Ich gab deshalb meinem Gaule die Sporen, setzte ihnen nach, überholte sie und riß dem einen, während ich ihm einen Hieb versetzte, die Standarte aus der Hand. Der andere setzte seine Flinte an meinen Körper an und drückte los, aber die Zündung versagte zu meinem Glück, und ich machte mich mit der Standarte davon.**)

Jetzt sah Tyrrel Roß, wie einige Leute sich über den gefallenen Younghusband beugten, kam heran und erklärte zu jedermanns großem Bedauern die Verwundung für tödlich. Von dem Tage, an welchem

*) Tyrrel Roß war allgemein als tüchtiger Arzt und hochgeachteter und treuer Freund bekannt. Er war eben von England zurückgekommen und gerade an diesem Morgen der Kavalleriebrigade beigegeben worden. Als der Befehl zum Aufsitzen gegeben wurde, frug Roß den General, wo er ihn zu haben wünschte, wobei Roß nicht unterließ, den General darauf aufmerksam zu machen, daß er (Roß) bei einer Verfolgung quer durch das Gelände, hinter dem Treffen von wenig Nutzen sein würde. Hope Grant antwortete: „Ganz meine Meinung! Ich habe gehört, daß Sie ein guter Reiter sind und Ihren Säbel zu führen wissen; reiten Sie links von mir und helfen Sie mir, auf die dritte Schwadron aufpassen." Dies tat der Doktor ebenso gut, wie jeder Kavallerieoffizier.

**) Ich erhielt hierfür das Viktoriakreuz.

ich bei der Belagerung von Delhi Younghusbands Ponie annektiert hatte, waren wir beinahe immer zusammen gewesen und gute Freunde geworden, daß es für mich ein harter Schlag war, zu hören, ich sollte niemals wieder den tapferen Mann an der Spitze seiner Leute sehen, in welche er seinen ganzen Soldatenstolz setzte.*)

Nachdem die Verwundeten verbunden waren, kehrten wir zum Lager zurück, wo uns Sir Colin erwartete und herzlich bewillkommnete. Uns wurde bei dem Einzug ins Lager von unseren Kameraden der Infanterie und Artillerie eine wahre Ovation dargebracht. Wir müssen einen komischen Anblick abgegeben haben, als wir so heranritten; fast jeder trug irgend eine Trophäe mit sich, denn der Feind hatte beinahe alles auf der Flucht zurückgelassen. Die Straße war besät mit Palankins, Tragbahren, beladenen Karren, Waffen aller Art, Kleidern von Eingeborenen u. s. w. Unsere Verluste waren eigentümlicherweise gering; es wurden nur 10 Leute getötet und 2 Offiziere und 30 Mann verwundet. Am nächsten Tag marschierte die Kolonne nach Fategarh, welches wir verlassen fanden. Den Rebellen war es so um das schnelle Fortkommen zu tun gewesen, daß sie die Brücke über den Ganges intakt gelassen und nicht einmal den Versuch gemacht hatten, das Fort mit der wertvollen Geschützfahrzeugfabrik zu zerstören, welches jetzt unter den Befehl Hauptmann H. Legeyt Bruces gestellt wurde.

In Fategarh verblieben wir einen ganzen Monat; im Lager wurden deshalb laute Klagen über den unglaublichen Aufenthalt geführt. Die allgemeine Ansicht war, daß wir nach Rohilkand marschieren und diesen Landesteil zur Ordnung zurückführen sollten, bevor wir nach Lucknow aufbrächen. Diese Meinung teilte vor allem auch Sir Colin und alle, die ihn wegen Unentschlossenheit, Verzögerung und Ver-

*) Younghusband passierte während des Gefechtes bei Agra eine eigentümliche Sache. Als er einen der Gwaliorrebellen verfolgte, stürzte er mit seinem Pferde in einen ausgetrockneten Brunnen, 10 Meter tief. Auf ihn drauf fielen noch 2 seiner Leute, auch mit den Pferden. Es wurden Seile herangeschleppt und die Körper heraufgezogen. Das allgemeine Erstaunen war groß, als der zu unterst gelegene Younghusband mit einigen Schürfungen und Quetschwunden unversehrt heraufgezogen wurde. Er hatte in sitzender Stellung gelegen, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Beine vor sich hingestreckt, während sein Pferd quer über ihn gefallen war. Auf diese Weise war er vor dem Gewicht der beiden anderen Pferde mit ihren Reitern bewahrt, welche sich sämtlich zu Tode gefallen hatten.

schwendung der besten, der kalten Jahreszeit Vorwürfe machten, hatten keine Ahnung, wie wenig er diese Vorwürfe verdiente. In Wahrheit waren der Generalgouverneur und der Kommandierende nicht einer Ansicht über das, was zunächst geschehen sollte. Letzterer wollte, daß die Rohilkandexpedition zuerst begonnen und noch vor Beendigung der kalten Jahreszeit zu Ende gebracht werde. Seiner Meinung nach konnte die Einnahme Lucknows ganz gut bis zum nächsten Herbst warten. Lord Canning war der Meinung, und ich stimme mit ihm überein, obgleich es höchst wünschenswert sei, daß die Ordnung in Rohilkand und überhaupt in allen Nordwestprovinzen wieder hergestellt werde, sei die Einnahme von Lucknow von viel größerer Bedeutung. Lord Canning schrieb: „Alle Augen sind nach Oudh gerichtet, wie früher auf Delhi. Oudh ist nicht nur der Sammelplatz aller Sepoys, zu welchem sie aufblicken, mit dessen Schicksal ihre Hoffnungen steigen und fallen; Oudh ist auch die Stätte einer Dynastie. Es gibt einen König von Oudh, welcher die Alleinherrschaft erstrebt." Weiter deutete er darauf hin, daß ein Gefühl der Unruhe unter den Häuptlingen der Eingeborenen Platz gegriffen hätte, welche mit Spannung unser Vorgehen gegen Lucknow betrachteten; selbst im entfernten Burma warteten die Leute ängstlich auf Nachricht von Lucknow. Der Generalgouverneur hielt es auch für sehr rätlich, die Truppen, welche uns Nepal auf Sir Henry Lawrences Ansuchen zur Verfügung gestellt hatte, sobald und so nah wie möglich an ihrem Vaterlande Verwendung finden sollten.

Der Besuch, den Jung Bahadur, Premierminister von Nepal, einige Jahre vorher in England machte, hatte ihm die Augen über unsere Macht geöffnet, und es war ihm gelungen, seine Leute zu überzeugen, daß das einzige, was wir nötig hätten, um uns von dem schweren Schlage, den uns der Aufstand versetzt habe, zu erholen, „Zeit" sei, daß es deshalb für Nepal nur von Vorteil sein würde, auf unserer Seite zu stehen. Lord Canning aber urteilte sehr weise, als er entschied, daß es im höchsten Grade unklug wäre, einer Provinz in allernächster Nachbarschaft von Nepal zu erlauben, im Aufstande zu verharren, und er hatte außerdem das Gefühl, daß es sowohl Jung Bahadur als seine Gurkhas übel nehmen würden, wenn man ihnen nicht erlaube, in dem Feldzuge aktiv teilzunehmen.

Kapitel XXIX.

Mianganj — Komischer Effekt eines Nebelbildes — Erneuter Besuch des Dilkusha — Übergang über den Gumti — Gefangennahme des Chakar-Kothi — Einnahme der eisernen Brücke — Hodson tödlich verwundet — Outrams Soldatengeist — Verlorene Gelegenheit — Sam Browne — Aufbruch nach England — Sir William Peels Tod.

Unser verlängerter Aufenthalt in Fategarh war nicht ohne Vorteil gewesen. Die Konzentrierung einer derartigen großen Streitmacht sicherte die Ruhe in Doab, solange die Truppen in der Nähe waren. Außerdem eignete sich Fategarh sowohl zum Ausgangspunkt einer Expedition nach Lucknow, wie nach Rohilkand. Die Rebellen waren daher sehr unsicher, wohin wir uns wenden würden.

Endlich wurde bestimmt, daß Lucknow unser nächstes Ziel sein solle. Sofort setzte sich Sir Colin mit Outram und Napier in Verbindung, auf welche Weise die Belagerung am besten in die Wege geleitet werden könnte. Dann ließ er Hope Grant die Division über den Ganges führen und ging selbst nach Allahabad, dem zeitweiligen Hauptquartier der Regierung, um sich über die Lage mit Lord Canning auszusprechen.

Wir marschierten durch Cawnpore und erreichten am 8. Februar Unao, wo wir die 7. Husaren, eine Abteilung reitende Artillerie, die 38. Infanterie und die 79. Hochländer vorfanden, welche Truppen dort Lager bezogen hatten.

Sobald Sir Colin von Allahabad zurück war, gab er einen Generalsbefehl aus, in welchem er die Regimenter, Stäbe und Kommandeure nannte, welche an der Belagerung von Lucknow teilnehmen sollten. Hope Grant, der zum Generalmajor für den Entsatz von Lucknow befördert war, erhielt die Kavalleriedivision und ich blieb bei ihm als stellvertretender General-Quartiermeister-Adjutant.

Es war das Gerücht verbreitet, der Nana sei irgendwo in der Nachbarschaft, aber man hatte so oft davon geredet, daß niemand mehr an den Scherz glauben wollte, bis mir mein guter Unjur Tiwari die Tatsache bestätigte. Dieser hinterbrachte mir die Nachricht, der Elende halte sich wirklich in einem kleinen Fort, ungefähr 40 Kilometer von unserem Lager versteckt. Hope Grant machte sich sogleich mit einer ziemlich starken Abteilung auf den Weg und er-

reichte das Fort früh am nächsten Morgen (17. Februar), gerade zu spät, um den Nana zu fangen. Er war, wie man uns erzählte, unmittelbar vor unserer Ankunft geflohen, und wir hatten das Nachsehen. Wir sprengten das Fort in die Luft, wandten uns in den nächsten Tagen in kurzen Märschen gegen Lucknow und säuberten unterwegs das Land von überall verstreuten Rebellenabteilungen.*) Am 23. erreichten wir Mianganj, eine kleine befestigte Stadt an der alten Straße zwischen Cawnpore und Lucknow, wo sich ungefähr 2000 Rebellen eingenistet hatten. Nachdem unsere Avantgarde Feuer erhalten hatte, machte die Hauptkolonne Halt und das Gepäck wurde zurück in Sicherheit gebracht, während Hope Grant die Stellung rekognoszierte, um sich zu überzeugen, wo sie am besten angegriffen werden könne. Wir fanden die Stadt von einem hohen, mit Schießscharten versehenen Wall umgeben. An den Ecken und an den Seiten in gleichmäßigen Zwischenräumen waren Bastionen aufgebaut; das Ganze war von einem nassen Graben umgeben, während die Tore durch Palisaden verstärkt waren. Große Abteilungen feindlicher Kavallerie umkreisten die Rekognoszierungstruppen und zogen sich nur zurück, wenn wir avancierten, da ihnen augenscheinlich der Anblick der 7. Husaren und 9. Ulanen nicht gefiel, welche die Eskorte des Generals bildeten.

Nach reiflicher Überlegung beschloß der General in die Nord-

*) Die Infanterie der Armee war in 3 Divisionen geteilt, welche von Outram, Lugard und Walpole kommandiert wurden. Außerdem kam noch Franks Division hinzu, welche bei Lucknow zu uns stieß und also eine 4. Division bildete. Die Artillerie stand unter Archdale Wilson, die Ingenieure unter Robert Napier. Sir Colins Auswahl der Kommandeure verursachte viel böses Blut, vor allem unter den älteren Offizieren, welche von England nach Indien geschickt waren, um im Felde Verwendung zu finden. Aber die Auswahl war, wie der Chef dem Herzog von Cambridge mitteilte, mit größter Sorgfalt getroffen worden, nachdem man erkannt habe, daß ein im Krieg unerfahrener Offizier in Indien nicht auf eigene Faust handeln könne: „es ist ganz unmöglich für ihn, den Wert der ihm zukommenden Nachrichten abzumessen; er hat kein Urteil über die Hilfsquellen des Landes; er ist vollständig unfähig, sich ein Bild zu machen wie groß der Widerstand ist, den eine Streitmacht Eingeborener zu leisten im stande ist." Sir Colin beschloß sein Schreiben: „Es liegt mir fern die Verdienste der Generäle oder anderer höherer Offiziere, welche wir letzthin aus England bekommen haben, zu unterschätzen, ich will Ew. Königl. Hoheit nur einen Begriff von den Schwierigkeiten geben, die hier überwunden werden müssen. Die Hauptsache ist, daß unsere jetzige Lage keinesfalls uns erlaubt, irgend etwas dem Glücke zu überlassen, oder Neulinge anzulernen, außer unter Führung anderer."

westecke des Walles Bresche zu legen, da von einem Gehölz in der Nähe die Infanterie den feindlichen Scharfschützen beikommen konnte; auch waren die schweren Geschütze relativ gedeckt, während sie den Festungswall beschossen. In 2 Stunden war eine genügend große Bresche geschossen, und das 53. Regiment, dem die Ehre des Sturmes zufiel, erhielt Befehl, sich bereit zu machen. Hope Grant sprach einige anfeuernde Worte zu den Leuten, worauf ihr Oberst für sie das Wort ergriff und erklärte, sie würden ihre Pflicht wie ein Mann tun; darauf könne sich der General verlassen. Jetzt wurde das Signal gegeben. Die reitende Artillerie unter Oberstleutnant Frank Turner galoppierte auf Schußweite an die Stadt, und, gedeckt durch ihr Feuer, marschierten die 53. langsam heran, bis sie ungefähr 300 Meter vom Wall entfernt waren. Nun brachen sie mit einem donnernden Hurra los, sprangen in den Graben und traten in die Bresche ein. Hopkins, der tapfere Hauptmann der leichten Kompagnie war der erste, der hineinkam; ihm folgten auf dem Fuße August Anson und ein abenteuerlicher Postkapitän der kgl. Marine, welcher keine Stelle hatte und gekommen war, um zu sehen wie „Ein Winterfeldzug in Indien" ist. Unter diesem Titel hat der verstorbene Kapitän Oliver Jones seine Erlebnisse veröffentlicht. Es entstand ein erregtes Handgemenge, in dem der Feind ungefähr 500 Mann verlor; wer entfliehen wollte, wurde außerhalb der Stadt von der Kavallerie niedergehauen. Ungefähr noch einmal soviel nahmen wir gefangen, aber kein einziger war Soldat; da sie alle hoch und teuer versicherten, nur unfreiwillig mitgekämpft zu haben, weil die Sepoys sie gezwungen hätten, ließ der General sie zu ihrem größten Erstaunen, aber auch zu ihrer nicht geringen Freude laufen. Unsere Verluste waren gering.

Am nächsten Tage hielten wir, zerstörten den Wall und machten die Stadt zur Verteidigung unbrauchbar. Als ich das Zerstörungswerk überwachte, wurden mir die Schrecken des Krieges noch einmal graß vor Augen geführt. Ein alter wackliger Mann erschien und flehte mich an, sein Haus stehen zu lassen, indem er sagte: „Gestern war ich glücklicher Vater von 5 Söhnen; 3 davon liegen dort, er deutete auf eine Gruppe von Leichen; wo die anderen beiden sind, weiß Gott allein. Ich bin ein armer alter Krüppel; wenn man mein Haus noch anzündet, bleibt mir nichts als der Tod." Ich sah natürlich darauf, daß seinem Hause und seiner Habe nichts geschah.

Am 25. Februar marschierten wir nach Mohan, einer pittoresk am Ufer des Sai Naddi gelegenen kleinen Stadt. Diesen Fluß überschritten wir am nächsten Morgen und schlugen unser Lager auf einer schönen mit Gras bestandenen Ebene auf. Dort sollten wir bleiben, bis die Zeit der Vereinigung mit der Armee vor Lucknow gekommen sein würde. Während unseres Aufenthaltes dort hatten Watson und ich ein eigentümliches Abenteuer. Als wir einen Morgenritt zusammen machten, scheuchte mein Hund eine Nilghai (Antilopenart) auf. Diese war so nahe bei uns, daß Watson ihr eins mit seinem Säbel über den Rücken versetzen konnte. Wie der Blitz war sie hoch und fort; wir hintennach; wir jagten sie einige Kilometer weit, konnten ihr aber nicht näher kommen. Plötzlich sahen wir von rechts feindliche Kavallerie auf uns zukommen. Wir waren in einer verzweifelten Lage; unsere Pferde waren durch die tolle Jagd erschöpft, und wenn wir verfolgt wurden, hatten wir wenig Hoffnung durchzukommen. Wir zogen die Zügel an, drehten unsere Pferde um und trabten zuerst möglichst lautlos zurück, um unsere Pferde ein wenig verschnaufen zu lassen, bevor der Feind näher heran war, und wir um unser Leben reiten mußten. Jeden Augenblick sahen wir uns um und beobachteten, ob sie Terrain gewonnen hätten. Nun sahen wir deutlich, wie sie sich zur Attacke formierten. Unsere letzte Stunde schien gekommen, und wir sagten einander Lebewohl, weil wir einsahen, daß jeder genug mit sich selbst zu tun hatte und nicht auf den anderen warten konnte. Da! Sie waren verschwunden, als wenn sie die Erde verschluckt hätte. Es war nichts zu sehen, als die große Ebene, wo Sekunden vorher noch Massen von Feinden sprengten. Zuerst konnten wir uns die Sache gar nicht erklären und wollten kaum unseren Augen trauen. Es war einfach ein Nebelbild, welches in nichts zerrann, worüber wir natürlich nicht böse waren. Die ganze Sache sah aber so natürlich aus, daß jeder getäuscht worden wäre. Das Abenteuer hatte den guten Erfolg, uns zur Einsicht zu bringen, was für ein Leichtsinn es war, in Feindesland ohne Eskorte irgend welcher Art sich so weit vom Lager weg zu wagen, und wir beschlossen uns dies zu Herzen zu nehmen.

Während wir damit beschäftigt waren, das Land nördlich von der Cawnpore-Lucknowstraße zu säubern, hatte sich die Hauptmacht nach und nach mit dem Belagerungstrain, dem Ingenieurpark der

Marinebrigade, in der Peel seine 24-Pfünder gegen die viel mächtigeren 64-Pfünder von J. M. S. Shannon umgewechselt hatte, der Munition usw. bei Bhantira versammelt, wohin zu marschieren wir am 1. März Befehl erhielten. Wir hatten einen sehr beschwerlichen Marsch quer durch Felder und Wiesen und kamen erst gegen Mitternacht beim Hauptquartier an. Es war äußerst schwer, die Geschütze durch die Wassergräben und Anhöhen herauf zu schaffen, und ohne die Elefanten hätten wir es wahrscheinlich nicht fertig gebracht.

Es war sehr interessant, wie diese klugen Tiere den Augenblick wahrnahmen, wo ihre Hilfe gebraucht wurde. Sie warteten, bis die Pferde erschöpft stillstehen wollten, dann stemmten sie ihre großen Köpfe gegen die Kanonenmündung und schoben solange, bis das Stück glücklich oben angekommen war. Früh am nächsten Morgen brachen wir nach Lucknow auf, und Hope Grant übernahm zum ersten Male den Befehl über die Kavalleriedivision. Als wir uns dem Alambagh näherten, wandten wir uns nach rechts am Jalalabadfort vorbei, wo Outrams Leute tüchtig damit beschäftigt waren, Faschinen und anderes Belagerungsmaterial zuzubereiten und Balken für eine Brücke über den Gumti zuzuschneiden.

Als wir dem Mahomedbagh nahe kamen, erhielten wir Feuer aus einigen Geschützen, die der Feind hinter einer Baumgruppe aufgestellt hatte. Unsere Artillerie hatte aber kaum zu antworten angefangen, als die Rebellen Kehrt machten und ein Geschütz in unseren Händen ließen. Nun ging es weiter bis zum Dilkusha, welchen wir unbesetzt fanden. Der Park war vollständig ruiniert worden seit unserem letzten Besuch; fast alle die schönen Bäume waren abgesägt.

Mein General erhielt nun das Kommando über die Piketts, für welche Stellung er außerordentlich geeignet, und die zugleich ihm die angenehmste war. Ein vorzüglicher Reiter, ohne sich oder sein Pferd zu ermüden, sagte ihm jeder Dienst, der ein langes im Sattel Sein mit sich brachte, am meisten zu. Ich begleitete ihn immer auf seinen Ritten. Später fühlte ich, daß ich ihm viel Dank schulde, weil er mich in die Praxis des Vorpostendienstes eingeweiht hat.

In und um den Dilkusha ebenso wie im Mahomedbagh wurden die Truppen aufgestellt. Die Hauptmacht hatte im Rücken vom Dilkusha ihr Lager bezogen, dessen rechte Seite beinahe bis zum Gumti

reichte, während die linke sich 3 Kilometer in der Richtung nach dem Alambagh erstreckte. Hope Grant, welcher im Falle eines Angriffs auf seinem Posten sein wollte, übernachtete im Mahomedbagh; Anson, der stellvertretender Generaladjutant und ich leisteten ihm Gesellschaft.

Am 3. kamen einige Truppen, die wir in Bhantira gelassen hatten, ins Lager; und am 5. langte General Franks an. Seine Division, zusammen mit dem Nepalkontingent 9000 Mann stark, brachte die Streitmacht Sir Colins auf ungefähr 31 000 Mann mit 164 Geschützen; nicht ein Mann zuviel für die Einnahme einer Stadt von 30 Kilometern im Umkreis, verteidigt von 120 000 Mann, welche drei und einen halben Monat lang ununterbrochen an der Verbesserung und Verstärkung der Befestigung gearbeitet hatten. Diese bestanden aus 3 Linien, welche sich in der Länge von der Charbaghbrücke bis zum Gumti und in der Breite vom Kanal bis zum Kaisarbagh erstreckten.

Napier hatte sich in seinem Plan, der auch von Sir Colin ohne weiteres angenommen wurde, die Attacke von Osten gedacht, da diese Seite die kleinste Front hatte, für unsere Artillerie gute Stellung bot, was bei der Westseite nicht der Fall war, und man hier dem Kaisarbagh am nächsten war; dieser Palast war für die Rebellen von großer Wichtigkeit; endlich kannten wir die Ostseite viel besser als die Westseite. Napier empfahl des weiteren, daß der Sturm von einer Flankenbewegung nach Norden begleitet sein solle mit der Absicht, die erste und zweite Verteidigungslinie zu nehmen. Zu diesem Zwecke wurde eine Division über den Gumti geschickt, und da die Bewegung sehr erfolgreich verlief, half sie zum großen Teil mit zur Einnahme der Stadt. Der Übergang über den Fluß wurde mit Hilfe von leeren Fässern bewerkstelligt, aus denen zwei Pontonbrücken gebaut wurden. Um Mitternacht am 5. März war die Brücke fertig, und vor Tagesanbruch gingen die Truppen, welche diese Bewegung ausführen sollten, hinüber. Die Division wurde von Outram kommandiert, der seinen Ruhm seit dem „Entsatz von Lucknow“ noch vergrößert hatte, indem er den Feind vor dem Alambagh in Schach hielt. Sein Stellvertreter war Hope Grant. Sobald es hell geworden war, marschierten wir vom Flusse weg, um außer Schußweite der Martinièregeschütze zu kommen. Als wir ungefähr 3 Kilo-

meter marschiert waren, kam der Feind in Sicht. Die Artillerie der Vorhut eröffnete auf 3000 Meter das Feuer, worauf der Feind sich zur Flucht wandte. Die Eingeborenen verfolgten sie auf einige Entfernung, aber mit wenig Erfolg, da das Gelände von Gräben und Löchern durchsetzt war, und der Feind mit schwerem Geschütz auf die Verfolger schoß, sodaß sie sich zurückziehen mußten. Hierbei verloren sie ihren Major, Perci Smith, dessen Leiche bedauerlicherweise aufgegeben werden mußte. Um Mittag schlugen wir dicht bei Chinhut das Lager auf und Hope Grant war heute besonders vorsichtig, daß auch ja die Piketts in richtiger Weise aufgestellt wären. Er ritt mehrere Male über das Gelände, um zu sehen, ob alle seine Anordnungen ausgeführt seien, und viele waren der Ansicht, er sei etwas zu pedantisch. Der nächste Morgen gab aber Hope Grant vollständig recht, daß er nicht dem Glück vertraut hatte.

Als wir unser Frühstück aßen, wurde die Meldung gemacht, der Feind rücke in großen Abteilungen vor, und gleich darauf platzten einige Granaten im Lager. Die Truppen nahmen Aufstellung, die Infanterie marschierte vor und Hope Grant nahm die reitende Artillerie und Kavallerie auf unsere rechte Flanke, wo die Rebellen in großer Zahl standen. In weniger als einer halben Stunde hatten wir sie vertrieben, aber durften sie nicht verfolgen, weil Outram nicht wollte, daß wir uns in den Vorstädten in Straßenkämpfe verwickelten, bevor die schwere Artillerie zur Stelle war. Die Piketts wurden verstärkt und vorgeschoben, was eine weitere Lektion im Vorpostendienst bedeutete.

Diesen ganzen Tag begleitete ich meinen General bei seinen Rekognoszierungen. Diese erstreckten sich sowohl auf die feindlichen Stellungen, als längs dem Gumtiufer, um herauszufinden, wo man am besten die schweren Geschütze hinstellen könnte, um die erste Verteidigungslinie des Feindes am Kanalufer vorteilhaft zu bestreichen. Als wir mittags am 8. zurückritten, um Outram den Fortschritt der Arbeiten zu melden, fanden wir Sir Colin und Mansfield, welche einen vereinigten Angriff für den nächsten Tag besprachen. Nachdem ihre Besprechung vorüber war, ritten sie mit uns, um den für die Geschütze ausgewählten Platz anzusehen. Es war eine etwas erhöhte Stelle ungefähr einen Kilometer vom Kokrel Graben entfernt und ziemlich gedeckt gelegen. Ehe der Platz aber benutzt werden konnte, mußten die Rebellen erst aus ihrer Stellung vertrieben werden, welche

sie zwischen dem Wassergraben und der eisernen Brücke einnahmen, und Outram erhielt den Befehl am nächsten Morgen diese Stellung anzugreifen.

Um 2 Uhr morgens am 9. wurden die schweren Geschütze unter Schutz der 1. Bengalfüsiliere bis auf eine Entfernung von 1800 Metern an den Feind herangebracht. Nun brachen die Truppen in 2 Abteilungen auf. Die rechte Seite stand unter dem Befehle Hope Grants.

Wir marschierten die Fyzabadstraße entlang, die beiden Schützenbataillone voran, ausgeschwärmt, und die Kavallerie drüben auf der Rechten. Die Rebellen zogen sich bei unserem Herannahen zurück, und Walpole, der eine unserer Brigaden befehligte, war im stande, indem er nach links schwenkte, die feindliche Stellung zu bestreichen, nachdem er das gegenüber liegende Ufer des Nulla erreicht hatte. Nun hielt die Kolonne, und ich wurde zurückgesandt, um General Outram von unserm Fortschritt zu benachrichtigen.

Als ich meine Meldung überbracht und mich gerade auf den Rückweg machen wollte, wünschte der General, daß ich bei ihm blieb, bis er den Chakar Kothi erstürmt habe, was er eben im Begriff zu tun war, damit ich dann meinem General seine weiteren Befehle über die einzuleitenden Schritte übermitteln könne. Unterdessen schickte Outram an Hope Grant einen Boten, um ihm zu sagen, was er zu tun habe, um mit Outram zu kooperieren.

Der Chakar Kothi wurde angegriffen und genommen. Der Feind hatte augenscheinlich den Mut verloren und wandte sich sogleich zur Flucht. Eine der drei Fahnen der 1. Bengalfüsiliere wurde von Fähnrich Jervis auf dem dreistöckigen Gebäude aufgepflanzt, um den Kommandierenden zu zeigen, daß das Gebäude in unseren Händen, und daß der Augenblick für ihn gekommen sei, die erste Verteidigungslinie des Feindes anzugreifen. Sodann setzten wir unseren Vormarsch nach dem Fluß fort, wo die beiden Abteilungen sich vereinigten, und ich zu Hope Grant zurückkam.

Es war jetzt erst 2 Uhr nachmittags und vollständig Zeit genug, die schweren Geschütze noch vor Dunkelwerden aufzustellen. Major Lothian Nicholson, Outrams kommandierender Ingenieur, überwachte diese Operation, als er zu bemerken glaubte, daß die Rebellen ihre erste Verteidigungslinie räumten; er war aber nicht ganz sicher. Es war von äußerster Notwendigkeit, Sicherheit hierüber zu erhalten,

da die Infanterie von Hopes Brigade, welche die Rebellen in der Martinière angegriffen und vertrieben hatte, sich, wie man sehen konnte, zum Sturme auf die Werke der anderen Seite des Flusses fertig machte. Es folgte eine Diskussion, wie man am besten die Wahrheit ergründen könne, und ein junger Subalternoffizier von den ersten Bengal-Füsilieren meldete sich freiwillig, über den Fluß zu schwimmen und Hope mitzuteilen, ob der Feind die Stellung aufgegeben habe. Dies wurde auch von dem tapferen jungen Manne, namens Butler, durchgeführt; er fand die Stellung vom Feinde geräumt, und nachdem er Hope informiert hatte, avancierte dieser mit seiner Brigade, und vor Einbruch der Nacht war die ganze erste Linie unser, ein Erfolg, der uns verhältnismäßig geringen Verlust gekostet hatte. Leider hatten wir aber William Peels Verwundung zu beklagen, des tapferen Kommandeurs der Marinebrigade, der in der Nähe vom Dilkusha schwer getroffen wurde, als er dort eine Batterie kommandierte.

Den nächsten Tag, 10. Oktober, wurde das Lager nahe an den Gumti gerückt und Batterien errichtet, von denen man das Kasino und den Kaisarbagh beschießen konnte. Zum Schutze dieser Werke und um einen Angriff auf die Hauptmacht zu verhindern, bewegte sich Hope Grant mit der reitenden Artillerie und Kavallerie zwischen dem Fluß und der Sitapurstraße hin und her, und dehnte auf diese Weise unsere Rekognoszierungen bis zum alten Kantonnement aus. Wir hatten mehrere kleine Gefechte; in einem derselben wurde ein viel versprechender Offizier, namens Sandford, getötet, der Nachfolger Younghusbands im Kommando der 5. Punjab-Kavallerieschwadron.

Bei Tagesanbruch am 11. eröffneten die Batterien das Feuer auf die zweite feindliche Verteidigungslinie. Um dieselbe Zeit führte Outram persönlich eine starke Infanterieabteilung längs des Flusses in der Absicht den Zugang zu den Brücken zu sichern. Als Outram die Fyzabadstraße erreicht hatte, ließ er die 1. Bengal-Füsiliere in einer Moschee zurück mit der Weisung, sich dort einzugraben und den Posten zu halten, während er nach der 1½ Kilometer entfernten Steinbrücke vordrang. Outrams Vormarsch wurde von Hope Grants reitender Artillerie und Kavallerie gedeckt, aber wir mußten uns einige Entfernung zur Rechten halten, um Häuser und Einzäunungen zu vermeiden. Bald nachdem wir die Sitapurstraße hinter uns hatten,

hörten wir links von uns Kanonendonner, und als wir in der Richtung vorsprengten, trafen wir Outram gerade, als er eine starke Abteilung Rebellen angreifen wollte. Diese befanden sich in prekärer Lage, da sie den Fluß im Rücken hatten, und ihnen der Rückzug über die eiserne Brücke von Outram abgeschnitten worden war. Sie leisteten daher nur schwachen Widerstand und wandten sich bald zur Flucht.

Einige wenige entkamen über die Steinbrücke; die meisten, darunter auch das ganze meuternde 15. irreguläre Kavallerieregiment, flohen nach dem alten Kantonnement. Wir nahmen mit der Kavallerie die Verfolgung auf, und nur wenige entwischten. Eine Anzahl Geschütze und große Mengen Munition wurden vom Feinde zurückgelassen, der uns augenscheinlich nicht erwartet hatte und nicht auf einen Angriff vorbereitet war. Outram drang nun nach der Steinbrücke vor, fand aber, daß er zu viel Leute durch das feindliche Feuer von der anderen Uferseite verlor, und fiel auf die Moschee zurück, wo er die Füsiliere zurückgelassen hatte.

Da an dem Nachmittag für die Kavallerie nicht viel zu tun war, ritten der General Anson und ich über den Fluß, um zu sehen, wie die Arbeiten auf dem linken Flügel unserer Angriffskolonne vorwärts gekommen waren. Wir kamen gerade zum Hauptquartier, als Sir Colin einen zeremoniellen Besuch vom Nepaleser General, dem bekannten Jung Bahadur, erhielt. Unser alter General hatte zu Ehren des Tages seine alte Werktagsuniform abgelegt und erschien in voller Generalsuniform, aber er wurde ganz in Schatten gestellt von der Pracht, welche der Gurkhaprinz entfaltete. Dieser trug die prachtvollsten Perlen und Diamanten, welche das Gewand und den Turban bedeckten und in schweren Reihen um seinen Hals hingen. Ich betrachtete Jung Bahadur mit nicht geringem Interesse; denn seine Taten hatten selbst unter Leuten Beachtung gefunden, die zur vielleicht tapfersten Nation gehören, und die Tatsache, daß schon vor 50 Jahren ein hochgestellter Hindu sich soweit von den Vorurteilen seiner Kaste hatte losmachen können, daß er eine Reise nach England unternahm, bewies, daß er ein ungewöhnlich energischer und freidenkender Mann war. Er war für einen Gurkha groß zu nennen, von muskulöser, nerviger Figur, hatte kühne und scharfblickende Augen und einen festen entschlossenen Mund: kurz, er war in jeder Beziehung ein typischer,

wohl erzogener Nepaleser. Das Zusammentreffen war nur von kurzer Dauer, da Sir Colin kein Freund solcher Zeremonien war, und als bald, nachdem sich der Prinz gesetzt hatte, die Nachricht kam, daß der Sturm auf den Begum Kothi erfolgreich verlaufen sei, schützte Sir Colin die Notwendigkeit von Geschäften vor und verabschiedete sich von seinem hohen Besucher; damit hatte das Interview ein Ende.

Ich erhielt dann Urlaub, mich nach der Szene des jetzigen Kampfes zu begeben, und nachdem ich den Kanal auf der Brücke in der Nähe von Banks Haus überschritten hatte, war ich in einigen Minuten am Begum Kothi. Hier mußte ich absitzen; denn sogar zu Fuß war es schwer über die Bresche zu klettern. Die Befestigung war eine sehr starke und es muß wunder nehmen, daß es uns gelang, Herren der Stellung zu werden, ohne große Verluste zu haben. Einige Leichen von Hochländern und Punjabsoldaten lagen herum, und die Verwundeten wurden gerade verbunden, aber unsere Verluste waren nichts im Vergleich zu denen der Rebellen; wir warfen am nächsten Morgen 6—700 in den Graben, den sie sich zu ihrem eigenen Schutz gegraben hatten. Sobald die Sepoys sahen, daß sie nicht entfliehen konnten, leisteten sie verzweifelten Widerstand. Es wurde viel von Fällen, wo das Leben an einem Faden gehangen hatte, und von Verzweiflungskämpfen erzählt. Von allen Seiten hörte ich den Ausdruck des Bedauerns, daß Hodson bei der Jagd schwer, wenn nicht gar tödlich verwundet worden war. Man hatte ihn nach Banks Haus getragen, und auf meine Erkundigung nach seinem Zustande erhielt ich die Antwort: „Wenn überhaupt Hoffnung ist, so ist sie gering.“

An diesem Tage konnten wir mit unseren Fortschritten zufrieden sein. Outram hatte alles fertig gebracht, was von ihm verlangt war, und war jetzt damit beschäftigt, weitere Batterien gegen den Kaisarbagh zu errichten, während es Lugard von seiner neueroberten Stellung beim Begum Kothi auch möglich wurde, den Palast mit Artillerie zu bestreichen. Hodson starb am folgenden Tage, am 12. Als Soldat hatte ich große Hochachtung vor ihm und beklagte zugleich mit der Armee seinen Tod.*)

*) Es lief im Lager das Gerücht um, und die Geschichte ist oft wiederholt worden, daß Hodson beim Plündern getötet worden sei. Dies war sicher nicht der Fall. Hodson saß mit Donald Stewart im Zelte des Hauptquartiers,

Am 13. wurde Lugards Division von der Division Frank abgelöst und die Führung der Operationen längs der Linie des Kanals zwischen Banks Haus und der Charbaghbrücke Jung Bahadur mit seinen kampfesfreudigen Gurkhas anvertraut. Auf unserem Flußufer passierte an diesem Tage nichts von Bedeutung.

Die Einnahme der Imambara, einer Moschee zwischen dem Begum Kothi und dem Kaisarbagh, war die erfolgreiche Arbeit des nächsten Morgens. Der Sturm wurde von Brasyers Sikhs und einem Detachement der 10. Infanterie ausgeführt, welche von dem Rest dieses Regiments und der 90. leichten Infanterie unterstützt wurden. Nach kurzem aber ernsten Kampfe wurde der Feind zum Rückzug gezwungen und durch die Sturmkolonne verfolgt, als unsere Mannschaften sich plötzlich in einem Gebäude befanden, welches in nächster Nachbarschaft des Kaisarbaghs diesen überragte.

Es war nicht beabsichtigt gewesen, an diesem Tage weiter als bis zur Imambaramoschee vorzudringen, aber Frank kam, indem er den Vorteil der eben gewonnenen Stellung und die augenblickliche Mutlosigkeit des Feindes erwog, zu dem klugen Entschluß, seinen Erfolg auszunutzen. Verstärkungen wurden eiligst heranbeordert; den Truppen, die den Sikandarbagh und den Shah Najaf besetzt hielten, wurde befohlen, in Übereinstimmung zu handeln, und bevor die Nacht kam, waren der Kaisarbagh, das Kasino und die zahlreichen Gebäude, welche zwischen diesen Plätzen und der Residenz liegen, in unserem Besitz.

---

als ein Signalschuß anzeigte, daß der Sturm auf den Begum Kothi stattfinden sollte. Hodson bestieg sofort sein Pferd und ritt in der Richtung nach der Stadt fort. Stewart, der den Befehl hatte, die Truppen bei dem Sturme zu begleiten und dem Kommandierenden einen baldigen Bericht von dem Resultat des Sturmes zu überbringen, hatte sein Pferd auch bereitstellen lassen und folgte Hodson beinahe sofort. Er konnte ihn daher beobachten, bis sie nahe an der Gefechtslinie waren. Hier hielt Stewart, um mit einem Offizier zu sprechen, der eins von den Geschützen Peels kommandierte, welcher den Vormarsch der Truppen gedeckt hatte. Dadurch wurde Stewart nur einige Minuten aufgehalten, und als er in den Hof des Palastes hineinritt, überbrachte ihm ein Hochländer eine Pistole mit den Worten: „Das ist Ihre Pistole, Sir; aber ich glaubte, Sie wären eben tödlich verwundet vom Pferde gestürzt!“ Stewart erkannte sofort, daß der Mann ihn für Hodson hielt. Sie sahen einander nicht ähnlich, waren aber beide groß und gut gebaut und blond, und die Eingeborenen hatten sie oft verwechselt. Hiernach ist es klar, daß Hodson nicht beim Plündern erschossen wurde.

Durch den Feldtelegraphen wurde Outram vollständig auf dem Laufenden gehalten, und er hätte Franks Division wertvollen Beistand leisten können, wenn ihm erlaubt worden wäre, mit seinen 3 Brigaden über den Gumti zu gehen. Outram fühlte mit seinem Soldateninstinkt, daß dies der richtige Weg sein würde; aber die Antwort des Kommandierenden auf Outrams diesbezügliches Ersuchen, ob er über die eiserne Brücke vorrücken dürfe, war: „Versuchen Sie es nicht, wenn es auch nur einem Manne das Leben kosten könnte.“ Auf diese Weise wurde eine vorzügliche Gelegenheit verpaßt. Die Brücke war allerdings stark besetzt, aber Outram hätte mit seiner Artillerie den Feind unter geringen Verlusten seinerseits vertreiben können. Auf diese Weise wäre den Rebellen der Rückzug abgeschnitten worden, was Franks Sieg, der so ein ganz unvollkommener war, zu einem vollkommenen gemacht hätte. Leider waren Outram durch den eigentümlichen Bescheid des Kommandierenden die Hände vollständig gebunden.

Lucknow war am Abend des 14. März in unseren Händen, aber die Rebellen entkamen mit verhältnismäßig leichter Strafe, und der Feldzug, welcher eigentlich hier sein Ende hätte finden sollen, dauerte noch ein ganzes Jahr, weil die Flüchtlinge sich über Oudh ergossen und sich in befestigte Stellungen und Forts einnisteten, von denen aus sie unseren Truppen Schwierigkeiten bis Ende Mai 1859 bereiteten. Auf diese Weise büßten noch tausende von englischen Soldaten unnötigerweise das Leben ein. Allein im Monat Mai 1858 starben nicht weniger als tausend englische Soldaten an Sonnenstich, Ermattung und Krankheit, während ungefähr 100 Mann in Gefechten getötet wurden. Sir Colin sah seinen Fehler ein, als es zu spät war. Am nächsten Tage erging der Befehl an die Kavallerie, die Rebellen zu verfolgen, welche, wie man annahm, in nördlicher Richtung geflohen waren. Eine Brigade unter Campbell sollte nach Sandila reiten, eine andere unter Hope Grant nach Sitapur. Aber der Feind wurde von beiden nicht entdeckt. Wie gewöhnlich hatten die Rebellen sich über das Gelände verstreut und waren vollständig verschwunden. Viele Rebellen, welche sich noch in der Stadt aufhielten, benutzten die Abwesenheit der Kavallerie, um sich aus dem Staube zu machen. Outram brach nun seine Stellung am linken Gumtiufer ab, weil er den Befehl erhalten hatte, die Einnahme der Stadt zu vervollständigen. Deshalb avancierte er am 16. vom Kaisarbagh mit Douglas Brigade und

Middletons Batterie unterstützt vom 20. Regiment Infanterie und Brasyers Sikhs; er nahm in schneller Aufeinanderfolge und ohne heftigen Widerstand zu finden die Residenz, den Machi Bhawan, den großen Imambara und alle vom Feinde zum Schutze der Brücken aufgeworfenen Verschanzungen. Als er weiter vordrang, retirierten die Rebellen, einige über die Steinbrücke nach Fizabad, die anderen durch die Stadt nach Musabagh zu. Sie machten zur Deckung ihres Rückzuges zwei Vorstöße, einen gegen Walpoles Piketts, wodurch eine große Anzahl, man sprach von 20 000 Mann, in der Richtung nach Fyzabad entweichen konnte. Gegen den Alambagh geschah ein anderer Vorstoß, welcher viel ernster war, weil die Garnison daselbst auf weniger als 1000 Leute reduziert war, während die angreifenden Rebellen mit Kavallerie, Infanterie und Artillerie in großer Überzahl waren. Die Insurgenten fochten mit größter Zähigkeit, und es dauerte über 4 Stunden, bis sie vertrieben werden konnten.

Es war ein großer Fehler Sir Colins, die Kavallerie meilenweit von Lucknow fortzuschicken, da sie in der nächsten Umgebung so viel Arbeit hatte. Dies wurde auch erst erkannt, nachdem es zu spät war, und die beiden Brigaden erhielten am 17. Befehl zurückzukommen. Selbst dann wurde die Kavallerie nicht ausgenutzt, denn anstatt beide Brigaden auf das Flußufer zu stellen, welches jetzt die einzige Rückzugslinie des Feindes bildete, da alle Brücken in unserem Besitz waren, wurde nur Campbells Brigade dorthin gesandt. Hope Grant erhielt den Befehl, sich am gegenüberliegenden Gumtiufer aufzustellen, und so hatten wir das zweifelhafte Vergnügen, den Feind massenweise aus der Stadt strömen zu sehen, ohne auch nur einen Finger rühren zu können. Campbell machte nicht den geringsten Versuch die Rebellen aufzuhalten und tat absolut nicht das, was von ihm verlangt worden war. Wir konnten einfach nichts machen, da ein unüberschreitbarer Fluß zwischen uns und den Rebellen lag.*)

*) Hauptmann Wale, ein tapferer Offizier, der ein neuerrichtetes Sikhkorps befehligte, verlor bei dieser Gelegenheit sein Leben. Er überredete Campbell, ihn die Rebellen verfolgen zu lassen, und wurde bei der Attacke erschossen. Seine Leute benahmen sich ausgezeichnet; einer von ihnen, Ganda Sing, rettete dem jetzt verstorbenen Sir Robert Sandemann, welcher damals Subalternoffizier des Regiments war, das Leben. Derselbe Mann rettete 2 Jahre später im Kriege gegen China dem seligen Sir Charles Macgregor das Leben; und als ich Kommandierender in Indien wurde, war es mir eine Freude, ihn zu meinem

Nun gab es noch einen Kampf in Lucknow. Der Moulvie von Fyzabad, ein mohamedanischer Priester, der schon gleich zu Anfang eine hervorragende Rolle in dem Aufstande gespielt hatte, war an der Spitze einer ziemlich bedeutenden Kolonne zurückgekehrt und hatte sich in einer wohlbefestigten Stellung im Zentrum der Stadt eingenistet. Nur mit Mühe und unter großen Verlusten konnte er daraus von den 93. Hochländern und der 4. Punjabinfanterie unter Lugard vertrieben werden. Der Hauptanteil an diesem Gefecht fiel dem letzteren Regimente zu, dessen tapferer Kommandeur, Wilde, ebenso wie sein Stellvertreter schwer verwundet wurden. Der Mulvie machte sich aus dem Staube, aber von seinen Anhängern wurden viele eingeholt und niedergemacht. Auf diese Weise wurde endlich die Stadt vollständig von den Rebellen gesäubert, und wir waren wieder die Herren von Lucknow.

Am 22. März wurde Hope Grant befohlen nach Kursi zu gehen, einer kleinen Stadt, die ungefähr 40 Kilometer entfernt zwischen den Straßen nach Sitapur und Fyzabad lag, weil sie, wie gemeldet war, vom Feinde besetzt gehalten wurde.

Wir brachen um Mitternacht mit einer Brigade Infanterie, 1000 Mann Kavallerie, 2 Abteilungen reitender Artillerie, sowie 8 schweren Geschützen und Mörsern auf. Wir wurden durch die schweren Geschütze und ihre Eskorte (53. Infanterie) mehrere Stunden aufgehalten, weil sie, als sie die Stadt verließen, einen falschen Weg eingeschlagen hatten. Der Feind roch natürlich rechtzeitig Lunte und machte sich aus dem Staube, bevor wir hinkamen.

Sobald Hope Grant vernahm, daß die Rebellen fort waren, nahm er sofort mit den berittenen Truppen die Verfolgung auf und traf bald auf die Nachhut der im vollen Rückzug begriffenen Feinde. Nun erhielt die Kavallerie unter Rittmeister Browne Befehl zur Verfolgung.*)

eingeborenen Adjutanten zu ernennen. Ganda Sing, welcher jetzt Hauptmannsrang hat, zog sich voriges Jahr unter dem Titel eines Sirdar Bahadur mit einer anständigen Pension und einem kleinen Stück Land in den Ruhestand zurück.

*) Dieser populäre, ausgezeichnete Soldat, der jedem Eingeborenen unter dem Namen „Sam Brun Sahib“ und allen englischen Offizieren als Erfinder der überall verwendeten Säbelkoppel bekannt ist, zeichnete sich im Herbst 1858 außerordentlich aus. Mit 230 Säbeln seines Regiments und 350 Mann eingeborener Infanterie griff er eine Abteilung Rebellen an, welche bei Nuria, einem kleinen Dorfe am Rande des Terai, ungefähr 16 Kilometer vom Pilibhit

Browne hatte sein eigenes Regiment, die 2. Punjabkavallerie, eine Schwadron der 1. Punjabkavallerie von Rittmeister Cosserat befehligt, und 3 Geschütze der reitenden Artillerie unter seinem Kommando. Nach einem Ritt von 3 Kilometern traf Browne auf eine Abteilung Aufständischer, die im offenen Gelände Karree bildete. Die Kavallerie ritt zweimal durch dasselbe hindurch und lichtete jedesmal die Reihen mehr und mehr. Aber die Rebellen wichen und wankten nicht und rächten sich schließlich noch dadurch, daß sie bei der letzten Attacke Macdonell, den Adjutanten der 2. Punjabkavallerie töteten und Cosserat tödlich verwundeten.

Hope Grant und ich kamen gerade zu dieser letzten Attacke an und sahen die beiden tapferen Offiziere fallen. So sehr wir auch ihren Verlust beklagten, konnten wir uns doch nicht eines Gefühls der Bewunderung über die Tapferkeit unserer Gegner erwehren. Mit Seelenruhe und Entschlossenheit fochten diese Sepoys, ein jeder bis zum letzten Atemzuge. Sobald Browne seine Leute wieder zusammen hatte, wurde die Verfolgung fortgesetzt; der Feind wagte nicht weiter Widerstand zu leisten und ließ 14 Geschütze in unseren Händen. Am 24. traten wir den Rückzug an und hielten am Abend im alten Kantonnement von Muriao, wo wir den armen Macdonell begruben. Am 25. gingen wir über den Gumti und schlugen bei dem Dilkusha unser Lager auf.

Jetzt war Lucknow ganz in unserem Besitz, und wir hatten die Einnahme dieser Stadt mit relativ geringen Verlusten zu Werke gebracht. Dieser Erfolg war in erster Linie Robert Napier, dem Ingenieurchef zu danken, der in außerordentlich feinsinniger Weise den Sturm ausgedacht hatte, und hierbei vor allem durch Oberst Harneß unterstützt worden war; als zweiter Punkt, der auch viel mit zum Gelingen beitrug, kommt die kluge Art und Weise in Betracht, in welcher sich Sir Colin Campbell seiner Artillerie bediente. Unsere Verluste betrugen an Toten 16 britische und 3 eingeborene Offiziere

Stellung genommen hatten. Es gelang Browne, dem Feind in den Rücken zu kommen, ohne bemerkt zu werden. Es entstand ein Handgemenge, in dem er 2 schwere Wunden erhielt, die eine am Knie, an der er beinahe verblutete, die andere durch den Arm in der Nähe der Schulter. Der Feind wurde gänzlich zersprengt, ergriff die Flucht und ließ 300 Tote und 4 Geschütze zurück. Browne erhielt dafür verdientermaßen das Viktoriakreuz.

und 108 Mann, an Verwundeten 51 britische, 4 eingeborene Offiziere und 540 Mann, während 13 Mann vermißt wurden.

Die Einnahme von Lucknow muß, obgleich nicht in gleicher Weise wie die von Delhi, die Rebellen zu der Überzeugung gebracht haben, daß es mit ihrem Glücke zu Ende war. Allerdings war Jhansi noch nicht gefallen, und der übrige Teil von Oudh noch in Feindeshand; auch Rohilkand und der größere Teil von Zentralindien blieb noch zu erobern, aber die Beruhigung des Landes war doch nur noch eine Frage der Zeit, und keiner der wichtigeren Plätze befand sich mehr in feindlichem Besitz. Nach einem glänzenden Feldzuge war Sir Hugh Rose vor Jhansi angelangt; Abteilungen britischer Truppen durchstreiften das Land in allen Himmelsrichtungen, und die britische Armee war so verstärkt worden, daß sich am 1. April 1858 96000 britische Soldaten in Indien befanden, nicht inbegriffen ein großer Truppenkörper loyaler eingeborener Soldaten, von denen einige Korps zwar erst vor kurzem errichtet waren, nichtsdestoweniger aber schon gute Dienste taten. Das war in der Tat eine andere Lage als 6 Monate vorher.

Seit einiger Zeit hatten sich die Folgen der langen Strapazen und Entbehrungen bei mir geltend gemacht; Campbell Browne hatte mich schon lange auf die Krankenliste schreiben wollen; das war natürlich außer Frage, bis Lucknow gefallen war. Jetzt legte ich mein Schicksal vertrauensvoll in Brownes Hände in der Hoffnung, er würde mich nur zu einem Klimawechsel in den Bergen verurteilen. Aber der Doktor bestand auf einer Reise nach England. Es war kein leichter Entschluß für mich, die Front zu verlassen, wo noch lange nicht alle Arbeit getan war, aber andererseits wurde es mir leichter, weil beinahe alle meine Freunde nicht mehr da waren. Verschiedene waren tot, andere krank oder verwundet beurlaubt worden; Watson war nach Lahore gegangen, lebhaft damit beschäftigt, ein neues Kavallerieregiment, das jetzige 13. Bengal-Ulanenregiment, zu errichten. Probyn, auf dem Wege nach der Heimat, war invalid; Hugh Gough befand sich in den Bergen, um seine Wunden zu heilen und Norman und Stewart verließen Lucknow mit dem Hauptquartier.

Am 1. April, dem 6. Jahrestage meiner Ankunft in Indien,

übergab ich meinen Dienst an Wolseley, meinen Nachfolger, und Mitte April verließ ich Lucknow.

Der Kommandierende war außerordentlich gütig gegen mich, als ich mich bei ihm abmeldete. Er sagte mir, daß er in Anerkennung meiner Dienste mir die erste vakante Stelle im Quartiermeisterdepartement reservieren wolle und die Absicht hege, sobald ich Hauptmann erster Klasse sein würde, mich für den Rang eines Majors in Vorschlag zu bringen. Ich war natürlich über diese Liebenswürdigkeit sehr erfreut und dafür dankbar, aber der Majorscharakter erschien mir noch in weiter Ferne, da ich erst seit weniger als einem Jahre Oberleutnant geworden war und in der bengalischen Artillerie mehr als 100 Vordermänner hatte.

Ich ging mit dem Armeehauptquartier nach Cawnpore. Auch Sir William Peel, der sich langsam von seiner Verwundung erholte, war dabei. Wir erreichten Cawnpore am 17. und am nächsten Tage sagte ich allen meinen Freunden beim Stabe Lebewohl. Peel und ich aßen am 19. zusammen, und er schien allen Tischgenossen vollständig wohl zu sein. Als ich aber am nächsten Morgen in sein Zimmer kam, hatte er hohes Fieber, und auf seinem Gesichte waren einige verdächtige Flecke. Ich suchte sofort nach einem Doktor und kam bald darauf mit einem Arzte der 5. Füsiliere zurück, der zu meinem Entsetzen, denn Peel war über seinen Zustand sehr erregt, mit brutaler Offenheit gleich bei seinem Eintritt ins Krankenzimmer ausrief: „Sie haben die Pocken!“ Leider war es nur zu wahr. Ich begab mich zum Kaplan, Rev. Thomas Moore, und teilte ihm den Zustand Peels mit. Am selben Nachmittag ließ ich den armen Menschen hinübertragen, und übergab ihn der liebevollen Pflege von Mrs. Moore. (Die Gattin des Geistlichen hatte die Erlaubnis erhalten, ihren Mann nach Cawnpore zu begleiten). Peel starb am 27. Am 4. Mai schiffte ich mich in Calcutta ein und zwar fuhr ich mit dem P. and O. Dampfer Nubia, leider ohne den Freund, auf dessen Begleitung ich mich so lebhaft gefreut hatte.

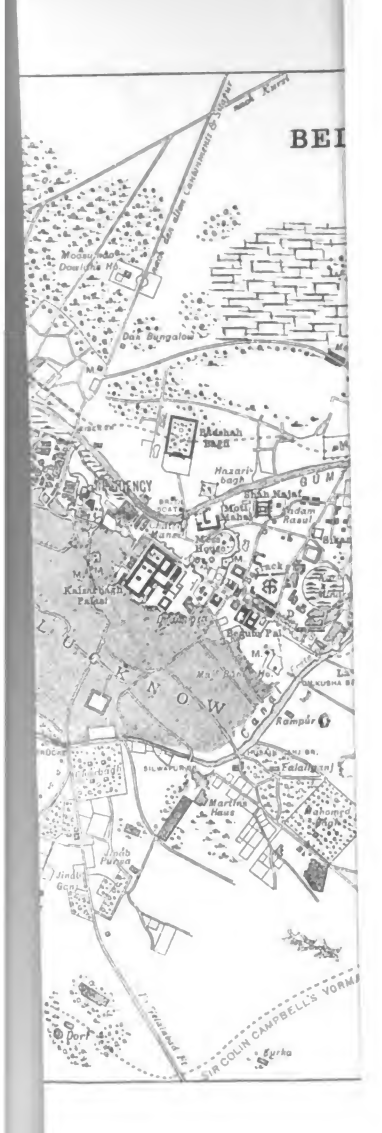
Kapitel XXX.

Grund des Aufstandes — Religiöse Furcht der Leute — Die Landfra[illegible] von Oudh — Malcolms Prophezeiung geht in Erfüllung — Die Kön[illegible] von Delhi — Der Nana Sahib — Eingeborene Armee — Gefettet[illegible] Beschränkte Zahl britischer Truppen — Einwand gegen den Fremden[illegible] der britischen Offiziere.

„Was war die Ursache des Aufstandes?“ und „Ist d[illegible] keit vorhanden, daß sich ein solcher in ähnlicher Weise w[illegible] das sind die Fragen, die oft an mich gestellt worden [illegible] möchte jetzt den Versuch machen, dieselben zu beantworten, o[illegible] ein nicht ganz leichtes Unterfangen ist. Ich meine aber, der freundlichen Leser wird das vorliegende Buch vo[illegible] erscheinen, wenn ich mich bemühe, ihm eine Idee von den U[illegible] zu geben, die nach meiner Ansicht diese unglückliche Krisis [illegible] Herrschaft in Indien herbeiführten; dann will ich gleichfalls [illegible] durch welche Maßregeln der Wiederholung eines solchen N[illegible] unglücks nach meiner Meinung vorgebeugt werden kann.

Die Ursachen, welche den Aufstand herbeiführten, sind [illegible] schiedenartig und datieren zum Teil so lange Zeit zurück, [illegible] schwierig ist, sie alle der Reihe nach aufzuzählen; doch ich will [illegible] so kurz wie möglich fassen.

Während der ersten Jahre unserer Herrschaft in Indien verh[illegible] sich sowohl Hindus als Mohamedaner ruhig; die Segnungen [illegible] Friedens und der Ruhe nach jahrelang bestehender Anarchie waren [illegible] offensichtlich, um nicht beachtet und dankbar empfunden zu wer[illegible] Aber die Zeiten ändern sich; eine neue Generation wuchs heran, we[illegible] alle vergangenen Leiden vergessen hatte, und diejenigen, die wirkl[illegible] Grund zur Klage hatten oder grundlos unzufrieden waren, zögerte[illegible] nicht, diese wirklichen oder vermeintlichen Übelstände ihren fremde[illegible] Beherrschern zur Last zu legen. Die Mohamedaner sahen auf die [illegible] Zeit ihres Kaiserreichs in Indien zurück, vergaßen aber, wie unum-schränkt die Hindus die Oberhand erlangt hatten, bis wir die Mahratta-Herrschaft vernichteten. Ihre Moulvies lehrten, daß sie sich unter die Herrschaft der Ungläubigen beugen dürften, solange keine Gelegenheit zu einer Revolte sei. Natürlich warteten sie auf eine solche, um dem Islam wieder zur Macht zu verhelfen. Die Hindus



nach Kursi
Dak Bungalow
Badshah Bagh
Hazari-bagh
Shah Najaf
Moti Mahal
Kaiserbagh Palast
L U C K N O W
Canal
Rampur
Martins Haus
Jinab Purwa
Fort
Burka
SIR COLIN CAMPBELL'S

hatten nicht vergessen, daß sie über die Mohamedaner einmal die Oberhand gehabt hatten, und sie meinten, die Zeit ihrer Herrschaft über die Europäer würde auch mal kommen.

Der verstorbene Sir George Campbell sagt in seinen interessanten Memoiren: „Der Aufstand war eine Sepoyrevolte und nicht eine Hindurebellion.“ Ich stimme nicht ganz mit ihm überein. Denn, obwohl ein allgemeiner Aufstand der Landbevölkerung nicht eintrat, so hätte die Revolte meiner Meinung nach sich niemals ereignet, wenn nicht in denjenigen Gegenden, aus welchen sich unsere Hindustan-Sepoys zum großen Teile rekrutierten, ein allgemeines Gefühl der Unruhe und Unzufriedenheit bestanden hätte, und wenn einzelne einflußreiche Personen mit unserem System nicht gänzlich unzufrieden gewesen wären.

Diese Unzufriedenheit und dieser Haß waren die Folgen einer Politik, welche die Regenten von Indien in vieler Beziehung beim besten Willen nicht vermeiden, oder hinausschieben konnten; denn diese Politik wurde ihnen durch die Fortschritte der Zivilisation und die Notwendigkeit einer weniger engherzigen Gesetzgebung aufgezwungen. Intriganten zogen aus diesen Verhältnissen Vorteil und suchten sie sich dienstbar zu machen. Ihr Plan war, zuerst uns die Armee zu entfremden, Unzufriedenheit zu verbreiten, unsere Absichten zu verdächtigen und falsche Gerüchte über die Einrichtungen auszustreuen, die von dem Gouvernement zu Nutz und Wohlfahrt der Bevölkerung getroffen waren. Es kann schwerlich in Frage kommen, daß diese Maßregeln vollständig berechtigt und wohlgemeint waren, nichtsdestoweniger blieben sie den Brahminenpriestern verhaßt und waren den Eingeborenen im allgemeinen unsympatisch. In einigen Fällen hätte man solche Neuerungen als verfrüht hinausschieben können; vielleicht wurden auch die Instruktionen manchmal nicht richtig, oder nicht gerecht durchgeführt. Die Hauptsache war aber, daß nicht genügend Rücksicht auf die althergebrachten Gebräuche und Vorurteile genommen wurde.

Das Verbot des „Sati“, die Witwe auf dem Scheiterhaufen ihres verstorbenen Gatten zu verbrennen; die Bestrafung des Mordes weiblicher Kinder; die Hinrichtung von Brahminenpriestern wegen schwerer Verbrechen; die Bestrebungen der Missionare und der Schutz, den ihre Zöglinge genossen; die Beseitigung aller Hindernisse für

Witwen, sich wieder zu verheiraten; die allgemeine Verbreitung westlicher und weltlicher Bildung; vor allem der Versuch einer besseren Frauenerziehung gaben den Brahminen und denjenigen Hindus hoher Kaste, deren Interessen mit der Brahminenreligion zusammenfallen, Grund zu Befürchtungen. Diese Glaubensbeherrscher, welche bis dahin allmächtig gewesen waren, und alle Handlungen sozialer, religiöser oder politischer Art ihrer Glaubensgenossen genau kontrollierten, merkten sofort, daß ihr Nimbus nach und nach verschwinden würde, wenn es ihnen nicht gelänge, die Fremdherrschaft zu untergraben. Sie wußten ganz genau, daß das Fundament dieses Einflusses Unwissenheit und Aberglaube sei, und sie entsetzten sich, wenn sie an die Folgen der Aufklärung und des Fortschrittes dachten. Vor allem waren den Brahminen die Eisenbahnen und Telegraphen ein Dorn im Auge; diese Beweise europäischer Überlegenheit sprangen zu lebhaft in die Augen, als daß sie sich so ohne weiteres hätten wegdisputieren lassen. Noch schlimmer war, die Eisenbahnen versetzten den Kastenunterschieden einen Schlag; denn auf ihnen mußten Leute von jeder Kaste befördert werden.

Nachdem die Furcht und das Widerstreben der Brahminen auf diese Weise erregt war, war es natürlich, daß sie alles versuchten, unsere Herrschaft zu erschüttern. Sie fingen deshalb an, die Gemüter der Leute dadurch zu vergiften, daß sie ihnen vorlogen, das englische Gouvernement beabsichtige, sie zum Christentum zu bekehren! wenn diese Herrschaft noch länger dauerte, würde sie nach und nach alles, was ihnen bisher heilig gewesen sei, zu Grunde richten.

Auch fehlte es nicht an Gelegenheit, um von Zeit zu Zeit einmal die Wahrheit ihrer Erzählungen zu bestätigen. In den Gefängnissen hatten wir ein Ernährungssystem eingeführt, welches mit dem alten Gebrauche brach, nach welchem sich jeder Sträfling selber beköstigte. Diese Neuerung wurde in vollständig korrekter Weise in die Gefängnisdisziplin eingeführt; es wurde vor allem darauf gesehen, daß die Speisen für die Hindugefangenen von ihren Religionsgenossen derselben oder einer höheren Kaste zubereitet wurden. Trotzdem wurde die öffentliche Meinung irre geführt; denn man machte den Leuten weis, die Nahrung würde im Gefängnis immer von Leuten niederer Kaste zubereitet, um die Kaste derjenigen zu vernichten, welche die Nahrung essen mußten.

Diese und andere Nachrichten verbreiteten sich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, gewannen täglich mehr Boden, und die Leute fingen nun wirklich an zu glauben, wir wollten sie zwingen, Christen zu werden.

Da diese Geschichte von der Gefängnisnahrung die Mohamedaner nicht weiter berührte, wurde auch für die Nachfolger des Propheten etwas ausgesonnen, was Unzufriedenheit und Verdacht bei ihnen erregen mußte. Der Siedelungskommission warf man fälschlicherweise Ungerechtigkeit vor, wenn sie, wie es ihre Pflicht war, die Berechtigung von Landbesitz und auch die Führung von damit verbundenen Titeln kontrollierte, um dann den rechtmäßigen Besitzer eines Grundstückes zur Grundsteuer heranzuziehen. Die schnelle Beschlagnahme des Landes durch die ostindische Kompagnie und die Errichtung einer fremden Herrschaft in ganz Indien war natürlich nur mit Hilfe von militärischen Operationen möglich. Nachdem aber Frieden und Ordnung hergestellt war, mußte der Landbesitz, welcher teilweise durch Raub und Gewalt erlangt war, wie das unter den eingeborenen Regenten und Dynastien die Gewohnheit ist, geprüft werden. Unter diesen Gesichtspunkten wurden Erörterungen angestellt inbezug auf Besitzrecht usw. Das Resultat dieser Untersuchungen war, daß viele Familien von Rang und Einfluß sich einfach das Eigentum ihrer weniger angesehenen Nachbarn angeeignet hatten, oder sie zu einer Steuer heranzogen, die ihrem Landbesitz entsprach. Das wurde in gerechter Weise abgeändert. Obwohl diese Maßregel mit großer Rücksicht und in der besten Meinung getroffen wurde, war sie doch den höheren Klassen äußerst unangenehm, während es nicht gelang, die Massen zu versöhnen. Die regierenden Familien nahmen uns die Versuche, eine gerechte Verteilung der Rechte und gleichmäßige Besteuerung des Landbesitzes herbeizuführen, gehörig übel. Sie sahen ein, daß diese Maßnahmen ihrem Plünderungs- und Vertreibungssystem, das Jahrhunderte lang bestanden hatte, ein schnelles Ende bereitete. Sie fühlten, daß ihr Einfluß am Verschwinden war, und daß es ihnen nicht mehr vergönnt sein würde, ihr Land in derselben despotischen Weise wie früher zu regieren.

Obwohl auf der anderen Seite die Landbevölkerung durch unsere Regierung besser gestellt wurde, kam sie doch nicht zur Erkenntnis, daß wir beabsichtigten, durch alle diese Maßregeln ihre Lage zu bessern.

Vor allem wurden ohne Zweifel auch Fehler begangen, indem manchmal Land zu hoch bewertet und demnach auch besteuert wurde, oder daß man diese Steuer oft in voreiliger Weise einzog und auf eine Mißernte keine Rücksicht nahm. Dann wurde das strenge Gesetz gegen den Verkauf von Land zur Vermeidung der Landtaxe von den Steuerbehörden oft in zu genauer Weise durchgeführt. Die Bauernbevölkerung Indiens war und ist noch unwissend und gleichgültig. Sie war an Unterdrückung und Bedrückung, sowie an einen periodischen Wechsel ihrer Herren gewöhnt und zweifelte nicht grundlos daran, ob die Herrschaft der Fremden von längerer Dauer sein würde als die der Moghuls und Mahrattas. Soviel ihnen das neue Regime auch Nutzen brachte, sie waren nicht gebildet genug, um es einzusehen; und wenn sie es einsahen, hatten sie zu viel Furcht, weil ihnen die Organisation fehlte, den Nutzen einzugestehen und unsere Regierung zu unterstützen. Unter diesen sozialen und politischen Umständen verfehlte das passive Verhalten der Landbevölkerung vollständig der aktiven Feindseligkeit der oberen Klassen und ihrer räuberischen Anhänger die Wage zu halten, welche seit Jahrhunderten von Plünderung und Bürgerkrieg gelebt hatten. Ein anderer Grund zur Unzufriedenheit, vor allem unter den einflußreichen und besitzenden Klassen, worin auch die Brahminen scheinbar recht hatten, wenn sie behaupteten, wir wollten die Religion der Hindus und ihre heiligsten Gebräuche vergewaltigen, war Lord Dalhousies strenge Befolgung des Brauches, daß das Land, wenn keine direkten oder Erben aus einer Nebenlinie da waren, eingezogen und gewissen eingeborenen Staaten zugeeignet wurde, während vorher ausgesetzte politische Pensionen durch das indische Gouvernement zurückgezogen wurden.

Dies wurde von der Bevölkerung als habgieriger und als ungerechtfertigter Eingriff in ihre Rechte und Einrichtungen angesehen, und dieses Vorgehen machte uns ohne Zweifel viele zu Feinden. Später erregte die Besetzung von Oudh, welche eine Maßregel gegen die Regenten in Indien im Interesse der Menschlichkeit und guten Verwaltung war, und unmöglich länger hinausgeschoben werden konnte, Argwohn und Unbehagen unter den eingeborenen Staaten. Für mehr als 60 Jahre hatte ein Generalgouverneur nach dem andern Vorstellungen gemacht, daß ein zivilisiertes Gouvernement inmitten seiner Besitzungen Mißwirtschaft, Unordnung und Raub duldete, wodurch

eines der reichsten und bestbevölkertsten Gebiete Indiens nach und nach dem Ruin entgegengeführt wurde.

Schon im Jahre 1801 schrieb Lord Wellesley: „Ich bin der festen Überzeugung, daß dem Ruin der Provinz Oudh nicht eher Einhalt geboten werden kann, als bis die Regierung ausschließlich in den Händen der ostindischen Kompagnie liegt, natürlich nach gerechter Abfindung des Nawab und seiner Familie.

Im Jahre 1831 warnte Lord William Bentinck den König von Oudh, und teilte ihm mit, falls er sein Land in Zukunft nicht nach den Gesetzen der Zivilisation regieren wolle, und die Interessen seiner Untertanen weiterhin vernachlässigte, werde die ostindische Kompagnie die Regierung übernehmen und ihn zum Staatsgefangenen machen.

Im Jahre 1847 ging Lord Hardinge persönlich nach Lucknow und wiederholte die Warnung in ernster Weise. Er gab dem König zwei Jahre Zeit, seine Verwaltung zu reformieren.

Im Jahre 1851 berichtete Oberst Sleeman, der Resident von Lucknow, dessen Sympathien mit eingeborenen Regenten als etwas zu weitgehend angesehen wurden, welcher demnach der letzte gewesen wäre, die Verhältnisse schlimmer darzustellen als sie waren, an Lord Dalhousie, daß die Verhältnisse unerträglich geworden wären, und daß die Bauern, wenn wir unsere Truppen von Oudh zurückzögen, aufstehen und in einem Monat das Land verheeren und Lucknow plündern würden. Sleeman faßte in seiner Vorliebe für die eingeborenen Regenten eine Besetzung nicht ins Auge; sein Rat war, die Verwaltung aber nicht die Einkünfte des Landes zu übernehmen. Auch Henry Lawrence hatte diesen Modus vorgeschlagen, und zwar in einem Artikel, der 6 Jahre früher in der Calcutta-Review erschienen war. Seine Worte waren: „Oudh soll nicht mehr für den König allein regiert werden, sondern endlich für den König und seine Untertanen. Laßt aber die Verwaltung in eingeborenen Händen. Keine Rupie soll in die Geldkasse der Kompagnie fließen."

Im Jahre 1854 wurde Oberst Outram Sleemans Nachfolger. Er hätte keinem besseren sein Amt übergeben können, oder keinem, der weniger hart gegen einen Staat verfahren wäre, der trotz aller Pflichtversäumnis seit beinahe einem Jahrhundert loyal gegen uns gewesen war. Oberst Outram machte die Ansichten seines Vor-

gängers nichtsdestoweniger auch zu den seinen. General Low, der Militärbeirat und 20 Jahre früher auch Resident in Oud war, hatte sich selbst gegen eine zeitweise Übernahme der Verwaltung von unserer Seite ausgesprochen, weil, wie er meinte, eine derartige Maßregel von den Eingeborenen mißverstanden werden konnte; jetzt war auch er der Überzeugung, daß es die vornehmste Pflicht der englischen Regierung sei, sofort zum Schutze der Bevölkerung von Oudh sich ins Mittel zu legen.

Nachdem Lord Dalhousie sich die Sache reiflich überlegt hatte, unterbreitete er den Autoritäten in England 3 verschiedene Projekte: der König von Oudh wird gezwungen, abzudanken und die Provinz den britischen Besitzungen einverleibt; oder der König behält seine Stellung als Subsidialfürst, während die Verwaltung seines Landes für immer auf die ostindische Kompagnie übergeht; endlich die Übernahme der Verwaltung durch die ostindische Kompagnie geschieht nur vorübergehend. Der Generalgouverneur machte den Vorschlag, den zweiten Plan zur Ausführung zu bringen, aber der Verwaltungsrat und die Minister Ihrer Majestät entschieden sich für den ersten, und beauftragten Lord Dalhousie die Einverleibung noch auszuführen, bevor er seinen Abschied nahm.

Diese Maßnahme, die man solange aufgeschoben und so sorgfältig überlegt hatte, hätte meines Erachtens von keiner zivilisierten und zivilisierenden Regierung vermieden werden können. Man entschloß sich mit Widerwillen dazu, weil man den Versuch mit der Verwaltung einer Provinz zu Gunsten der Eingeborenen, ohne dieselbe zu besetzen, mit großem Mißerfolg im Punjab angewendet hatte. Um Lord Dalhousies Worte zu gebrauchen, war dieses Vorgehen vollständig gerechtfertigt weil „die britische Regierung sich sowohl vor Gott als vor den Menschen schuldig machen würde, wenn sie durch weiteres untätiges Zusehen eine Verwaltung unterstützen wollte, welche Millionen ins Unglück stürzt.“ Die Eingeborenen konnten aber im allgemeinen die Notwendigkeit dieser Maßregel nicht verstehen, noch wollten sie die Gründe gelten lassen, die uns zu diesem Schritt gebracht hatten. Viele von ihnen betrachteten denselben als eine grundlose Vergewaltigung, und jeder eingeborene Regent in Indien lebte in der Besorgnis, daß nächstens die Reihe an ihn kommen werde.

Auf diese Weise vermehrte die Besetzung von Oudh die Schwäche in unserer Stellung als östliche Macht, welche so zu sagen ihren Ursprung in unserer Stärke hatte. Solange uns die eingeborenen Staaten Mahratta, Rajput, Sikh oder Mohamedaner die Wagschale hielten, wurden sie durch ihre immerwährenden Eifersüchteleien und gegenseitigen Religionskämpfe davon abgehalten, sich gegen uns zu vereinigen. Sobald aber dieses Gleichgewicht vernichtet war, und wir die erste Macht in Indien wurden, begann für uns die Zeit der Gefahren. Dies wurde schon von dem weitblickenden Malcolm in den frühesten Tagen unserer Herrschaft in Indien erkannt. Wir waren nun Gegenstand der Verdächtigungen und Befürchtungen von seiten dieser kleineren Mächte, welche bereit waren, ihre Streitigkeiten untereinander hintenan zu setzen, um auf Mittel zu sinnen, wie sie am besten unsere Ausbreitung verhindern und unsere Herrschaft über den Haufen werfen könnten. Unterdessen wurden wir durch unsere Machtstellung aufgeblasen und freuten uns der scheinbaren Sicherheit. Wir bedachten in pedantischer und manchmal auch schroffer Weise die Eingeborenen mit unseren Grundsätzen, welche, obwohl an sich vollständig gerecht und gut, mit den Traditionen und Ansichten der Eingeborenen im Widerspruch standen. Durch eine Menge Maßregeln ließen wir ihnen deutlich fühlen, wie sehr unsere Ansichten von den ihrigen verschieden waren. Sie hatten natürlich ihre althergebrachten Gepflogenheiten lieber und nahmen unsere immer häufiger sich wiederholenden Versuche, ihnen europäische Ansichten beizubringen, sehr übel. Selbst diejenigen unter den eingeborenen Fürsten, welche zu aufgeklärt waren, um zu glauben, daß wir es darauf absehen könnten, ihnen unsere Religion aufzubringen und alle ihre Sitten umzugestalten, fühlten, daß ihre Machtstellung eine beinahe nominelle geworden war, und daß jedes Fünkchen ihrer Souveränität bald verschwinden würde, wenn sie uns in unseren Plänen auf Erweiterung unserer Macht ferner bestärken würden.

Zu einer Zeit, wo im ganzen Lande diese Gefühle von Unzufriedenheit herrschten, und Verdächtigungen gegen uns nicht zur Ruhe kommen wollten, konnte man nicht erwarten, daß die am meisten unzufriedenen und unfreundlich gesinnten eingeborenen Regenten die Gelegenheit nicht ergreifen würden, um uns zu schaden. Die hervorragendsten unter diesen Mohamedanern waren die königliche Familie

von Delhi, der Exkönig von Oudh und unter den Hindus Dundu Pant, von den Engländern Nana Sahib genannt.

Alle drei betrachteten sich als schlecht behandelt und waren es von ihrem Standpunkte auch bis zu einem gewissen Grade. Den Kummer des Königs von Oudh habe ich schon erwähnt; als seine Provinz einverleibt wurde, brachte man ihn nach Calcutta. Nachdem er die jährliche Pension von 120000 L. zurückgewiesen und sich geweigert hatte, den Vertrag, durch welchen sein Land an die britische Regierung überging, zu unterschreiben, schickte er seine Mutter, seinen Sohn und seinen Bruder nach England, um dort für seine Sache einzutreten.

Der einflußreichste der drei eingeborenen Regenten, oder zum mindesten derjenige, auf welchen die Aufständischen aller Kasten und Religionen sich am ehesten entschließen würden, die Führerschaft zu übertragen, das Haupt der königlichen Familie in Delhi, Bahadur Shah. Er war im Jahre 1857 80 Jahre alt und hatte 20 Jahre regiert. Seine Hauptsorge war, daß wir entschieden hatten, mit seinem Tode solle die Königswürde, die wir den Nachfolgern des Moghulkaisers gegeben hatten, erlöschen und seine Familie Delhi verlassen.

Am Anfange des 19. Jahrhunderts hatte Lord Wellesley die Gefahr dargelegt, welche darin lag, einem mohamedanischen Fürsten zu gestatten, am Sitze der alten Moghuldynastie mit der ganzen Hofhaltung und Umgebung eines Königs zu verbleiben; die Frage blieb aber bis zum Jahre 1849 unerledigt, als Lord Dalhousie dieselbe wieder aufwarf und die Einwilligung der englischen Regierung erhielt, daß der Hof von Delhi zu einem 20 Kilometer entfernten Platze, wo der Kutubturm steht, gebracht wurde. Zur selben Zeit wurde dem Thronerben mitgeteilt, daß beim Tode seines Vaters der Königstitel erlöschen werde.

Lord Dalhousie war erst kurze Zeit in Indien gewesen, als er dieser Frage näher trat, und er hat wohl kaum eine Ahnung von der Achtung gehabt, mit welcher die Eingeborenen auf den König von Delhi blickten, denn er schreibt in seinem Bericht: „Den Fürsten in Indien und ihren Untertanen ist es vollständig gleichgiltig, was mit dem König von Delhi geschieht.“ Als aber der Erlaß nach Indien kam, war Lord Dalhousie schon 2 Jahre dort und hatte Erfahrungen

gesammelt, welche ihn befähigten, die Stimmung der Eingeborenen besser zu beurteilen. Unter Zustimmung seines Rates kam er zu der Entscheidung, daß es besser sei, die Sache bis zum Tode Bahadur Shahs ruhen zu lassen. Die königliche Familie wurde hiervon in Kenntnis gesetzt, und es wurde ein Abkommen getroffen, unterschrieben und versiegelt, nach welchem der Thronerbe die Bedingungen und Titel, welche ihm vom britischen Gouvernement nach dem Ableben seines Vaters angeboten wurden, annahm. Dem König wurde gestattet, bis zu seinem Lebensende mit all der königlichen Pracht in Delhi Hof zu halten.

Wie vorteilhaft dieses Abkommen auch für die Kompagnie gewesen sein mag, es war für jedes Mitglied der königlichen Familie im höchsten Grade erniedrigend und entwürdigend. Nach außen hin schickten sie sich ruhig in ihr unvermeidliches Schicksal, aber heimlich erwarteten und ersehnten sie die Gelegenheit, das verhaßte britische Joch abzustreifen. Der Krieg mit Persien schien ihnen diese Gelegenheit bieten zu wollen.

Unter dem Vorwande, daß die Unabhängigkeit von Herat durch den Emir von Kabul bedroht sei, marschierte eine persische Armee aus, um diesen Platz zu belagern. Da dieser Akt eine Vergewaltigung unseres 3 Jahre früher mit Persien abgeschlossenen Vertrages bedeutete, bestimmte die englische Regierung, daß eine britische Armee am persischen Golfe landen sollte. Kaum hatten die Truppen Bombay verlassen, als der Gouverneur der Nordwestprovinzen von einem eingeborenen Korrespondenten die Warnung erhielt, der König von Delhi intrigiere mit dem Schah von Persien. Zur selben Zeit wurde eine Proklamation an die Wände des Jama Masjid, Schah Jehans berühmte Moschee in Delhi, angeschlagen, eine persische Armee würde kommen, um Indien von der Gegenwart der Engländer zu befreien; alle Rechtgläubigen sollten gegen die Ketzer kämpfen. Es wurden außerdem des öfteren Gerüchte in Umlauf gesetzt, wir wären am persischen Golf besiegt worden, und den Leuten wurde glauben gemacht, daß die Gelegenheit für eine erfolgreiche Rebellion jetzt günstig sei.

Von den 3 hauptsächlichen Urhebern dieser Geschehnisse kurz vor dem wirklichen Aufstande war der Nana Sahib ohne Zweifel der bei weitem intelligenteste, weil er am meisten mit Europäern zusammengewesen war. Er war der adoptierte Sohn und Erbe des letzten der

Peschwas, des Hauptes der Mahrattakonföderation. Sein Grund zur Unzufriedenheit war die Verweigerung einer Pension, welche nach Beendigung des Mahrattakrieges im Jahre 1818 dem Peschwa gewährt war mit der deutlichen Bestimmung, daß sie nach seinem Tode erlöschen werde. Der Peschwa starb im Jahre 1851 und hinterließ dem Nana ein enormes Vermögen, aber dieser war nicht zufrieden. Die Zurückweisung seiner unberechtigten Forderung brannte ihm auf der Seele und als sich alle seine Schritte, die Pension wiederzuerhalten, als nutzlos erwiesen, wurde er vollständig widerspenstig und sann auf Rache. Nachdem es ihm in Indien nicht gelungen war, seinen Willen durchzusetzen, schickte er als vertraulichen Agenten seiner Angelegenheit einen Mohamedaner mit Namen Azimula Khan nach England; derselbe blieb über 3 Jahre in Europa und wohnte während dieser Zeit hauptsächlich in London. Aber er besuchte auch Paris, Konstantinopel und die Krim, wo er gerade anlangte, als wir zugleich mit den Franzosen Sebastopol belagerten. Er war ein Mann ohne Rang oder Stellung in seiner Heimat, aber er wurde in England in der besten Gesellschaft aufgenommen und als königlicher Prinz betrachtet.

Er verlobte sich mit einer Engländerin, welche sich einverstanden erklärte, ihm nach Indien zu folgen und zu heiraten. Alles dies stellte sich aus den Briefen heraus, welche ich, wie schon erwähnt, in Bithur im Palaste des Nana gefunden hatte. Die Mehrzahl der Briefe waren aus England, nicht zum kleinsten Teile rührten sie von Damen der hohen englischen Aristokratie her. Eine ältliche Dame nannte ihn ihren teuren Sohn des Ostens. Es waren darunter verschiedene Briefe seiner Braut, und zwei von einem Franzosen namens Lafont*), die sich auf eine Angelegenheit in der französischen Ansiede-

---

*) Benares, avril 4, 1857.

Mon cher Azimula Khan.

Je suis parti de Cawnpore le premier du mois et suis arrivé ici ce matin, je partirai ce soir et serai à Chandernagore le 7 au matin, dans la journée je ferai une visite au Gouverneur et le lendemain irai à Calcutta, je verrai notre Consul Général. Ecrivez moi et adressez vos lettres No. 123, Dhurumtollah. Je voudrais que vous puissiez m'envoyer des fonds au moins 5—600 Rps. sans retard, car je ne resterai à Calcutta que le temps nécessaire pour tout arranger, et le bien arranger. Je suppose 48 heures à Calcutta et deux ou trois jours au plus à Chandernagore, ne perdez pas de temps mais répondez de suite. Pour toutes les principales choses les

lung in Chandernagore bezogen, welche ihm von Azimula Khan im Namen des Nana anvertraut worden waren. Da diese Briefe alle kurz vor Ausbruch des Aufstandes geschrieben sind, in welchem der Nana die Hauptperson war, so erscheint es wahrscheinlich, daß „les principales choses“, auf welche Lafont befriedigende Antworten zu bringen hofft, Einladungen an die Unzufriedenen und Übelgesinnten in Calcutta waren, vielleicht war auch der Versuch gemacht worden, die französischen Ansiedler in Chandernagore zu bewegen, dem Nana in dem bevorstehenden Kampfe gegen die englische Herrschaft beizustehen. Ein Teil der Korrespondenz war noch uneröffnet; es waren darunter einige Briefe mit Azimalas eigener Handschrift, welche nicht abgeschickt waren. Zwei derselben waren an Omar Pascha in Konstantinopel gerichtet und berichteten von der Unzufriedenheit unter den Sepoys und den mißlichen Verhältnissen in Indien im allgemeinen. Daß der Nana mit dem König von Delhi, dem Nawab von Oudh und anderen hervorragenden Persönlichkeiten intrigierte, ist ohne Zweifel erwiesen, obgleich er damals von den englischen Residenten in Cawnpore als vollständig harmloser Mensch betrachtet wurde, wenn sie auch wußten, daß er sich als ungerecht behandelt ansah, weil man ihm die Pension seines Adoptivvaters verweigerte, ihm auch den Kanonensalut, wie er jedem eingeborenen Fürsten gewährt wurde, sobald er britisches Territorium betrat, nicht zuerkannte.

Während der Geist der Rebellion auf diese Weise im Lande genährt wurde, und überall in aktive Erscheinung trat, konnte kaum jemand die Hoffnung hegen, daß die eingeborene Armee von einer solchen Bewegung unberührt bleiben würde, welche ohne die Mithilfe der eingeborenen Soldaten schwerlich greifbare Erfolge erzielen konnte. Hierzu kam, daß die Soldaten allen diesen Ereignissen der

---

réponses seraient satisfaisantes, soyez en assuré. Faites en sorte de me répondre sans délai afin que je ne sois pas retenu à Calcutta.

Présentez mes compliments respectueux.

Rappelez moi au souvenir de Baba Sahib et croyez moi votre bien dévoué A. Lafont.

Mon addresse à Chandernagore „Care of Mesdames Albert.“

NB. Mais écrivez à Calcutta, car je serai chaque jour là, en chemin de fer, je fait le trajet en 20 minutes. Si vous aves quelque chose de pressé à communiquer, vous pouvez le faire par télégraphe en Anglais seulement.

letzten 30—40 Jahre auch nicht als interesselose Zuschauer beigewohnt hatten. Die meisten der Sepoys rekrutierten sich aus der Landbevölkerung der Provinz Oudh, und hatten daher selbst Interesse an allen Fragen, welche mit Eigentumsrecht, Landrecht usw. zu tun hatten; und die Fragen über Religion und Kaste gingen sie ebensoviel an wie die übrige Bevölkerung.

Ruhig aber stetig bereiteten Agitatoren die Armee auf den Aufstand vor. Um den Erfolg sicher zu machen, war aber die größte Vorsicht und List notwendig. Es mußte auf viele Gegensätze Rücksicht genommen werden, Mohamedaner und Hindus waren einander in religiöser Beziehung und nach Sitten und Gebräuchen ebenso feindlich gesinnt wie uns gegenüber. Viele Soldaten setzten großen Stolz in ihren Beruf. Viele von ihnen hatten beinahe ihre Zeit für die Pensionierung abgedient, die Hauptanziehungskraft der Eingeborenen, um Handgeld zu nehmen, weil der jüngste Rekrut weiß, daß, wenn er lange genug dient, er eines Einkommens sicher ist, welches ihn in den Stand setzt, sein übriges Leben in der Sonne zu sitzen und nichts zu arbeiten, nach den Begriffen eines Eingeborenen das höchste Glück. Die Gerüchte breiteten sich weiter durch die ganze Präsidentschaft Bengalen aus; die Sepoys wurden besorgt und entschlossen, alles andere lieber zu erdulden, als diese verdammten Patronen zu beißen, wodurch sie ihrer Kaste verlustig gehen würden — für einen Sepoy das heiligste, unantastbarste hier und im Jenseits. Er und seine ganze Familie würden geächtet werden, seine Freunde und Verwandten würden mit Verachtung auf ihn herabblicken, während ewiges Unglück in der anderen Welt seiner harrte.

Es war offensichtlich, daß die allgemeine Annahme unter den Hindustanisepoys herrschte, die Vernichtung ihrer Kaste und dann ihrer Religion werde von den Engländern angestrebt, um sie zu zwingen, Christen zu werden; und es erscheint unbegreiflich, daß die englischen Offiziere sich der Erregung, welche sich ihrer Leute bemächtigt hatte, so wenig bewußt wurden.

Die seitherigen Untersuchungen von Mr. Forrest, im Einverständnis mit der indischen Regierung vorgenommen, haben bewiesen, daß die Schmiere, welche zu diesen Patronen verwendet wurde, wirklich für den Hindu und den Mohamedaner anstößige Stoffe enthielt, nämlich Kuh- und Schweinefett. Es war also mit unglaublichem Leichtsinn

an die Fabrizierung von Patronen herangegangen worden, ohne daß jemand auf die Religion der Eingeborenen Rücksicht genommen hatte. Als sich die Sepoys beschwerten, daß das Abbeißen dieser Patronen ihre Kaste zerstören würde, versicherten ihnen ihre Offiziere in aller Ruhe, daß die Patronen mit vollständig harmloser Mischung gefettet seien.

Diese Offiziere, welche wußten, was zu wissen von einem jeden Offizier, der in Berührung mit Eingeborenen gekommen ist, vorausgesetzt werden muß, daß die Eingeborenen Abscheu vor der Berührung des Fleisches oder Fettes der geheiligten Kuh oder des unreinen Schweines haben, nahmen als selbstverständlich an, daß die Autoritäten sicher nicht ohne Kenntnis dieser Vorurteile der Eingeborenen die Patronen mit einer solchen Mischung hätten einfetten lassen; sie machten daher ihre Angaben in vollständig gutem Glauben. Nichts war aber leichter für die Sepoys, welche zu Regimentern in der Nähe von Calcutta gehörten, als von den Arbeitern aus einer unteren Kaste in der Munitionsfabrik im Fort William, also aus bester Quelle, zu erfahren, daß die Versicherungen ihrer Offiziere den Tatsachen nicht entsprachen; deshalb glaubten sie natürlich viel eher den Fabeln, welche von seiten der Schürer des Aufstandes unaufhörlich verbreitet wurden, nämlich daß die Regierung und die Offiziere, welche die Eingeborenen befehligten, sich verschworen hätten, die Religion aller Eingeborenen zu untergraben.

Trotz alledem glaube ich nicht, daß die Sepoys so willige Instrumente in den Händen dieser Aufrührer geworden sein würden, wenn die indische Armee besser diszipliniert, von besseren Offizieren geleitet, vor allem, wenn ein genügender Prozentsatz englischer Truppen damals vorhanden gewesen wäre. Der Übermacht der Sepoys ist es besonders zuzuschreiben, daß sie es wagen konnten, in offene Rebellion auszubrechen. Außerdem war der Respekt der Eingeborenen vor der Unbesiegbarkeit europäischer Truppen, daß es oft einer kleinen Schar tapferer Europäer gelungen war, über große eingeborene Armeen den Sieg zu erringen, sehr durch die traurigen Ereignisse in Kabul während des ersten afghanischen Krieges vermindert worden, welche durch den unglücklichen Rückzug im Winter 1841—42 ihren Abschluß fanden.

Um die exaltierte Meinung, welche die Sepoys von ihrer Wichtigkeit zu haben anfingen, noch zu vergrößern, wurden sie von ihren

Offizieren und der Regierung bis zu einem lächerlichen Grade verzärtelt, indem sie bei weitem besser und mit mehr Rücksicht behandelt wurden, als die europäischen Soldaten. Zum Beispiel wurde das Gassenlaufen in der Zeit von Lord William Bentinck abgeschafft, während es noch lange bei den englischen Truppen in Blüte stand, und es wurde tatsächlich den Sepoys erlaubt, zuzusehen, wenn diese erniedrigende Strafe an ihren weißen Kameraden vollzogen wurde. In den ersten Jahren unserer Berührung mit Indien brauchten wir keine Armee. Damals waren wir die Geduldeten in einem fremden Lande, und Soldaten waren einzig und allein zum Schutze der Faktoreien da. Je mehr diese Faktoreien sich vergrößerten und an Wichtigkeit zunahmen, desto mehr Soldaten brauchte man und gab ihnen eine halb und halb militärische Organisation.

Bald wurden regelrechte Aushebungen veranstaltet, um für die wenigen europäischen Soldaten der Kaufleute eine genügende Reserve zu haben; diese mußten sich gegen französische Übergriffe sichern; denn damals fing Frankreich an, mit uns über die Suprematie in Süd-Indien zu streiten. Im Felde waren die eingeborenen Truppen mit einem wechselnden Prozentsatz europäischer Soldaten vermischt, aber die Zahl der letzteren war beschränkt, weil europäische Soldaten mehr kosteten, weil schwierig von England zu bekommen und es nicht ratsam war, einen Teil der englischen Armee in entfernte Stationen zu versetzen, welche damals als beinahe unerreichbar und sehr ungesund galten. Es wurden daher eingeborene Truppen in immer größerer Zahl ausgehoben, und nach der Schlacht von Plassy wurde die eingeborene Armee in schneller Aufeinanderfolge verstärkt, vor allem in der Präsidentschaft von Bengalen. Da europäische Offiziere die Armee ausbildeten und führten, hatte dieselbe bald bemerkenswerte Erfolge aufzuweisen.

Während der 13 Jahre vor dem Aufstand wurde die eingeborene Armee, welche 217000 Mann mit 176 Geschützen zählte, um 40000 Mann und 40 Geschütze vermehrt, die kleine englische Truppenzahl von 38000 Mann im Jahre 1853 wurde in diesem Jahre in jeder Präsidentschaft um 1 Regiment, d. h. um 3000 Mann vermehrt. Diese unbedeutende Vermehrung wurde in der Folge sofort wieder aufgehoben durch den Abgang von 6 britischen Regimentern von Indien, um im Krimkrieg und gegen Persien Verwendung zu finden.

Lord Dalhousie, im Jahre 1854 Generalgouverneur, sah die Gefahr, welche in der Vergrößerung einer Übermacht der eingeborenen Soldaten lag. Er wurde vorstellig darüber, daß die Eroberungen und Besetzungen, welche in letzter Zeit vor sich gegangen waren, auch eine Vermehrung der britischen Präsenzstärke notwendig mache. Er protestierte gegen die Abkommandierung auch nur eines einzigen Regiments, entweder um gegen Rußland verwendet, oder nach dem persischen Golf gesandt zu werden, und machte die Regierung Ihrer Majestät in ernster Weise darauf aufmerksam, daß der wesentliche Punkt unserer Stärke in Indien vor allem auf einer möglichst großen Anzahl europäischer Truppen beruhe.

Diesen Vorstellungen wurde aber seitens der Regierung in England keine Beachtung geschenkt. Die Leute daselbst meinten wahrscheinlich, sie verstünden mehr von der Sache, als der Generalgouverneur, der doch diese Stellung schon 6 Jahre begleitete. Trotz seiner Warnung und seines Sträubens wurden 2 europäische Regimenter nach England, und einige Zeit später noch weitere 4 Regimenter nach dem persischen Golf gesandt. Das Resultat dieser Maßregel haben wir gesehen.

Als der Aufstand ausbrach, bestand die gesamte Effektivstärke britischer Truppen aus rund 36000 Mann gegen eine solche von 257000 eingeborener Soldaten. Hierbei sind die Abteilungen der bewaffneten und instruierten Polizei sowie die Kulies, welche die Artillerie attachiert und auch ausgebildet waren, nicht mitgerechnet; sie zählten noch nach tausenden. Diese Verhältnisse konnten wohl von denen übersehen werden, welche hofften und sich bemühten, diese Übermacht numerischer Stärke auf ihre Seite hinüber zu ziehen, und darauf rechneten, daß der enorme Unterschied zwischen europäischen und eingeborenen Truppen, diese in eine ihnen sehr erwünschte Stimmung von Unabhängigkeit hinüber führen würde. Eine Armee von Asiaten, so wie wir sie in Indien aufrecht erhalten, ist ein treuer Diener, aber ein verräterischer Herr. Mächtig beeinflußt durch soziale und religiöse Vorurteile, welche wir nur oberflächlich kennen, verlangt sie außerordentlich vorsichtige Behandlung; vor allem darf der eingeborenen Armee niemals gestattet werden, ihren Glauben an das Prestige und die Suprematie der führenden Rasse zu verlieren. Wenn Söldner das Gefühl haben, daß sie unentbehrlich zur Aufrechterhal-

tung derjenigen Autorität sind, welche aufrecht zu erhalten sie kein patriotisches Interesse haben, so beginnen sie darüber nachzudenken, ob es nicht vielleicht ihnen mehr zum Vorteil gereichen würde, wenn sie mit dabei behilflich sind, die Regierung über den Haufen zu werfen. Haben sie einmal die Idee gefaßt, dann ist es kein großer Schritt mehr dazu, ihre Dienstpflicht gegen eine Regierung, die sie niemals geliebt haben, und nicht mehr fürchten, auf diejenigen zu übertragen, welche mehr in ihrem Interesse handeln, und die sie mit Leichtigkeit überzeugen, daß sie enorme Vorteile von ihrer Fahnenflucht haben würden.

Ein wesentlicher Grund der Unzufriedenheit in der eingeborenen Armee, der jedes Jahr mehr und mehr auf ihr lastete, je größer unsere Besitzungen wurden, war die Verwendung von Sepoys in entfernten Gegenden Indiens. Hierdurch wurde der Sepoy gezwungen, unter Fremden, welche andere Religion und andere Sitten hatten, weit von seiner Familie und seinen Angehörigen und von der ihm lieb gewordenen Umgebung entfernt, sein Dasein zu fristen. Diesem war er früher nie ausgesetzt gewesen, außer im Verlaufe eines Krieges wenn doppelte Löhnung und Beköstigung, sowie die Aussicht auf Beute dem Unangenehmen die Wagschale hielten. Der Dienst in Burma, mit dem eine Seereise verbunden werden mußte, war ihnen besonders unangenehm, weil sie eben durch diese Seereise ihrer Kaste verlustig gingen. Die Sepoys sträubten sich so gegen diesen, wie sie ihn nannten, „Dienst im fremden Lande", und es wurde so schwierig Truppen zu bekommen, um die Regimenter abzulösen, da die bengalische Armee nicht stark genug war, um Truppen über See abgeben zu können, daß der Verwaltungsrat Lord Cannings Vorschlag sanktionierte, nach welchem vom 1. September 1856 ab „kein eingeborener Rekrut mehr angenommen werden soll, welcher sich nicht bei seiner Einziehung verpflichtet, sofort über See zu dienen, sei es in Territorien der ostindischen Kompagnie oder außerhalb derselben".

Dieser Erlaß, obwohl vollständig gerechtfertigt und notwendig, machte viel böses Blut unter den Hindustanisepoys, die ihn als eine derjenigen Maßnahmen betrachteten, welche der Sirkar einführte, um sie zum Übertritt ins Christentum zu zwingen*).

*) In einem Briefe an Lord Canning, den Sir Henry Lawrence am 9. Mai 1857 schrieb, berichtete er über eine interessante Unterhaltung, die er mit

Daß dieses schon lange existierende Gefühl der Unzufriedenheit und die immer stärker werdende unloyale Gesinnung in der Armee früher hätte aufgedeckt werden, und daß man, als es noch Zeit war, der Unzufriedenheit und gar dem Ausbruch einer Revolution hätte einen Riegel vorschieben können, wenn die Regiments- und Stabsoffiziere jünger, intelligenter und energischer gewesen wären, war immer meine Ansicht.

Ihr infolge des Avancierens nach der Anziennität übertrieben hohes Alter, wodurch die Brigadiers 70 Jahre, die Obersten 60 und die Hauptleute 50 Jahre alt waren, muß sie natürlich verhindert haben, ihren militärischen Verpflichtungen mit der Frische und Aktivität nachzukommen, welche mehr Attribute junger Leute sind, und untergruben jede Begeisterung für ihre Regimenter, weil eben so gut wie keine Hoffnung bestand, daß sie in diesen Regimentern avancierten, und daß man ihre guten Dienste anerkannte. Offiziere, welche sich auszeichneten, erhielten die Erlaubnis zu den besser bezahlten Stellen im Zivildienst oder zum irregulären Dienst überzutreten. Natürlich war es das Bestreben eines jeden tüchtigen und jungen Offiziers, möglichst schnell in diese Stellen einzurücken, um so bald als möglich von einem Dienst loszukommen, in welchem Tüchtigkeit und Ehrgeiz nichts zählten.*)

---

einem eingeborenen Brahminen und Offizier der Oudhartillerie gehabt hatte, welcher darauf schwor, daß die englische Regierung beabsichtige, die Eingeborenen in Indien zu Christen zu machen. Er bezog seine Annahme vor allem auf den letzten Erlaß und sagte, wir wollten die Sepoys nur über See bringen, damit sie dann essen müßten, was wir wollten. Seine Beweisführung war folgende: Hätten wir es fertig gebracht, uns den Weg durch Indien zu erkämpfen und durch Hinterlist Bhartpur, Lahore 2c. gewonnen, so sei es auch nicht ausgeschlossen, daß wir in das Mehl Knochenstaub mischten, bevor wir es an die Hindus verkauften. Lawrence bemühte sich umsonst, den eingeborenen Offizier von seiner falschen Meinung abzubringen. Er wollte uns auch nicht mehr das geringste Vertrauen schenken, und obwohl er nicht direkt sagte, ob er glaube oder nicht glaube, wiederholte er immer von neuem: Ich sage euch: Eingeborene sind alle wie die Schafe; der Leithammel stürzt, und der Rest fällt über ihn hinweg.

*) Es ist eigentümlich, daß beinahe jeder Offizier, der Kommandeur war oder eine höhere Stelle im Stabe in Bengalen inne hatte, von der Bildfläche verschwand, als der Aufstand ausbrach, und man nie wieder etwas von diesen Leuten sah oder hörte. Einige von ihnen wurden getötet, andere starben an Krankheiten, aber die große Mehrzahl war ihren Aufgaben nicht gewachsen und

So weit als ich die Ursachen, welche die Rebellion von 1857 herbeiführten, verstehe, habe ich jetzt die Frage „Was führte den Aufstand herbei?“ beantwortet; die Beantwortung der zweiten Frage „Besteht die Wahrscheinlichkeit, daß sich ein derartiger Aufstand nochmals ereignet?“ muß einem anderen Kapitel überlassen bleiben.

Kapitel XXXI.

Unzufriedenheit der Eingeborenen — Erfolgreiche Verwalter — Althergebrachter Despotismus — Geldborger und die Presse — Faddisten — Kardinalfrage.

Das Indien von heute ist ein ganz anderes Land als dasjenige im Jahre 1857. Seit der Zeit ist viel für die Verbesserung der Zivilverwaltung und für die legitimen Wünsche der eingeborenen Bevölkerung getan. Indien ist ruhiger, glücklicher und viel zivilisierter geworden; auch die Disziplin, die Schlagfertigkeit und Fähigkeit der eingeborenen Armee ist jetzt eine bedeutend bessere. Es bleibt aber noch immer viel zu tun, vieles sollte auch lieber ungetan bleiben, um die Zufriedenheit der Eingeborenen mit unserer Regierung zu vermehren.

Unsere Stellung ist materiell sehr gestärkt durch Erbauung von Haupt- und Nebenstraßen, Eisenbahnen, Telegraphen und Telephonnetzen, welche jetzt das Land in allen Richtungen durchziehen, und durch die Erbauung von Kanälen. Diese großen öffentlichen Arbeiten haben den Flächenraum ackerbaufähigen Landes kolossal vermehrt, die Möglichkeit einer Hungersnot bis ins Minimale vermindert, die Preise für landwirtschaftliche Produkte allgemein verbilligt und einen großen und gewinnbringenden Exporthandel ermöglicht. Vor allem wurden, obwohl jetzt die Truppen an jedem beliebigen Orte in kürzester Frist versammelt werden können, trotzdem die britische Streitmacht in Indien um das Doppelte vermehrt, die eingeborenen Truppen hingegen entsprechend vermindert. Das Beste aber ist, daß sowohl bei

wurde daher verabschiedet. So erhielten 2 Divisionsgenerale, sowie 7 Brigadekommandeure den Abschied, und von den 73 Kavallerie- und Infanterie-Regimentern, welche meuterten, erhielten nur 4 Kommandeure andere Kommandos, dagegen wurde die Errichtung und das Kommando neuer Regimenter ausschließlich jüngeren Offizieren anvertraut.

den eingeborenen als auch den europäischen Soldaten in Indien niemals wohl ein größeres Gefühl von gegenseitiger Sympathie und Zufriedenheit in allen Truppengattungen geherrscht hat wie jetzt.

Nichtsdestoweniger sind Anzeichen vorhanden, daß der Geist der Unruhe und Unzufriedenheit, welchen der Aufstand gesät hat, wieder aufleben könnte. Bis zu einem gewissen Grade ist dieser Stand der Dinge die natürliche Folge unserer Stellung in Indien, und insofern unvermeidlich; aber zum Teil sind auch alte Fehler daran schuld, in die wir wieder verfallen sind. Diese müssen sorgfältig vermieden oder wieder ausgemerzt werden, denn es besteht kein Zweifel, daß die Eingeborenen, wenn sie auch als Soldaten noch so wohlgesinnt sind, in ihrem Verhalten durch die öffentliche Meinung bestimmt werden, vor allem wenn ihre Feindseligkeit durch irgend eine ihre Religion berührende Frage erregt werden sollte.

Auf lange Zeit nach dem Aufstande waren wir vorsichtiger und versöhnlicher geworden sowohl in gesetzgeberischer Beziehung als auch was die Verwaltung anbetrifft; wir gaben uns Mühe, nur zu tun, was die Fürsten und Häuptlinge befriedigen mußte, und auch den Massen genehm war; auf diese Weise wurde das Land ruhiger gehalten, als wenn wir unseren eigenen Ideen gefolgt wären. Nach und nach wurde aber dieser gesunden Politik wieder weniger Beachtung geschenkt. Die Regierung wurde immer mehr zentralisiert, und der Beamtengeist erstarkte. Jedes Departement ordnete in der löblichen Absicht, dem Allgemeinwohl zu nützen, Maßregeln an, welche den Eingeborenen unsympathisch sind, entweder, weil sie dieselben nicht recht verstehen, oder weil die Erlasse alten liebgewordenen Traditionen und Sitten entgegenstehen, also von den Eingeborenen Opfer fordern. Jedes Departement gibt in der Theorie die Politik der Milde und Versöhnlichkeit zu, verlangt aber in der Praxis, daß man ihm möglichst vielen Spielraum lasse, um seine eigenen Pläne durchführen und erweitern zu können.

Seit langen Jahren ist die Neigung vorhanden, die Anzahl der Departements-Sekretariatsstellen unter britischer Regierung zu vergrößern; während diese Neigung der hohen Regierung mehr Arbeit macht, als sie erfolgreich bewältigen kann, wird dadurch das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Provinzialverwaltungen vermindert durch Einmischung in rein lokale Angelegenheiten. Es ist klar, daß

in einem Lande wie Indien, welches aus großen Provinzen zusammengesetzt ist und verschiedene Rassen mit verschiedener Religion, Sitten, Gebräuchen und Interessen beherbergt, jede dieser Provinzen mit ihren eigenen und eigentümlichen Wünschen und Angelegenheiten auch ihre eigene Verwaltung haben sollte. Die hohe Regierung in Indien hätte dann freie Hand, um eine feste unparteiische Kontrolle über das ganze Kaiserreich und die kaiserlichen Interessen auszuüben; auf der anderen Seite würde sie in sichere ruhige Bahnen einlenken, ohne den vernünftigen Fortschritt einzuschränken.

In Friedenszeiten liegt die Gefahr nahe, daß die Verwaltung in die Hände von Beamten fällt, welche Pedanten sind. Sie arbeiten wohl wacker, bringen auch theoretische und statistische Gründe für ihre Anordnungen herbei, wodurch sie dieselben den Autoritäten mundgerecht machen, aber es fehlt ihnen an einer intimen Menschenkenntnis, Einsicht und größeren Sympathie mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen. Gerade diese Einsicht besaßen in hervorragender Weise diejenigen, welche den Beweis geliefert hatten, daß sie es am besten verstanden, Indien zu regieren. Ich erwähne nur Männer wie Thomas Munro, Mountstuart Elphinstone, John Malcolm, Charles Metcalfe, George Clerk, Henry und John Lawrence, William Sleeman, James Outram, Herbert Edwardes, John Nicholson und viele andere. Diese großen Verwaltungsbeamten erkannten wohl an, daß Reformen nach und nach eingeführt werden müßten, aber sie verstanden auch die eigentümliche Lage, in welcher wir uns befanden, die Notwendigkeit, mit äußerster Vorsicht und Toleranz vorzugehen, also die Politik „leben und leben lassen“ zwischen uns und den Eingeborenen anzuwenden. Die weitblickenden und klugen Ansichten dieser Beamten sind nicht immer in Indien und England anerkannt und gar oft als veraltet oder einseitig und unpraktisch bei Seite gesetzt worden.

Unter den Maßnahmen, welche in letzter Zeit Unzufriedenheit erregt haben, möchte ich unter anderen das Forstgesetz, die sanitären Maßregeln, unser Gesetzgebungs- und Fiskussystem nennen, Maßnahmen, welche so unumgänglich notwendig sind, daß niemand, der es mit der Zukunft des Landes wohl meint, sich ihrer Einführung entgegenstellen würde, welche aber dem Eingeborenen etwas so Fremdes sind, daß es notwendig erscheint, ihre Einführung mit äußerster Umsicht und ja ohne Überstürzung vorzunehmen.

Ich bin auch der Meinung, daß die offizielle Idee, indische Prinzen und Edle in englische Gentlemen mit Hilfe von Erziehern und Lehrern umzuwandeln, mit äußerster Vorsicht betrieben werden sollte. Dieser Plan ist bisher noch nicht sehr erfolgreich ausgeführt worden, und einige Staaten sträuben sich entschieden dagegen. Die Gefahr des Mißlingens liegt vor allem in der zu schnellen Zurückziehung des Erziehers; hierdurch wird der Prinz sich zu früh selbst überlassen und ist noch zu unerfahren, sich seine Ratgeber richtig zu wählen. Diese sind vielleicht nicht unnatürlicherweise interessiert, zu beweisen, daß die Erziehung, welche der junge Prinz von seinem englischen Gouverneur erhalten hat, weder für ihn, noch für sein Volk von gutem Einfluß gewesen ist, während wiederum die Erzieher oft von der abenteuerlichsten Art, nämlich drüben verkrachte Europäer sind.

Die Maßnahmen und Regulierungen des Forstdepartements, so wünschenswert sie auch vom finanziellen und agrikulturellen Standpunkt sein mochten, haben die eingeborene Bevölkerung in vielen Teilen Indiens in mächtige Aufregung versetzt. Leute, welche seit undenklichen Zeiten daran gewöhnt waren, sich im Walde Leseholz aufzuheben und ihr Vieh im Forste weiden zu lassen, können nicht verstehen, warum ihnen das jetzt nicht mehr gestattet sein soll; es geht auch über ihren Horizont, wenn man ihnen die Notwendigkeit vor Augen führt, die Bäume vor etwaigem Verbrennen zu schützen, welcher Gefahr sie fortwährend durch die Sitte der Eingeborenen, das Unterholz zu verbrennen, um für die Weide besseren Boden zu erzielen, oder ihre Mahlzeiten unter den Bäumen zu kochen, ausgesetzt waren.

Auch das Vorgehen der Regierung in Bezug auf sanitäre Verbesserungen hat unter den Eingeborenen viel böses Blut gemacht. Die große Mehrzahl der Bevölkerung vermag den Nutzen nicht zu erkennen und begreift nicht, was dabei sein soll, wenn man dieselben Gefäße zum Trinken, Baden oder Kleiderreinigen verwendet. Die nächste Umgebung ihrer Städte und Dörfer ist äußerst gefährlich, weil dorthin alle Kadaver und anderer Unrat geschafft werden. Cholera, Fieber und Krankheiten aller Art werden als Heimsuchung Gottes betrachtet, welchen zu entfliehen sie für unmöglich, wenn nicht gar unfromm halten; natürlich werden die von uns in den Kantonnements, Marktplätzen und Wallfahrtsorten vorgesehenen Vorsichts-

maßregeln von den Eingeborenen mit größtem Mißtrauen und Widerwillen betrachtet. Nur wer die Anstrengungen, Entbehrungen und Unbequemlichkeiten gesehen hat, denen sich die Eingeborenen ruhig unterziehen, um ein Heiligenbild während eines Religionsfestes zu erreichen, wenn sie ihre müden Glieder viele hundert Meilen weit auf heißer staubiger Straße hinschleppen, oder wie die Heringe zusammengedrückt in einem Eisenbahnwagen stundenlang aushalten, nur derjenige kann sich eine Idee machen, wie bitter enttäuscht die Pilger sein müssen, wenn ihnen bei Ausbruch einer Choleraepidemie befohlen wird auseinander zu gehen, bevor sie noch Gelegenheit gehabt haben, im heiligen Wasser zu baden.*)

Weiterhin, unser Gesetzgebungssystem ist auf westliche Ideen aufgebaut, und sein Zweck natürlich, gleiches Recht für alle zu schaffen. Aber unsere Methode ist den Eingeborenen unverständlich. Die östlichen Rassen sind an einen väterlichen Despotismus gewöhnt; darum erwarten sie von den Vertretern der hohen Regierung und halten es für den Lauf des Rechtes, wenn die verschiedensten Verbrechen und Zivilstrafsachen, die den Lokalbehörden zur Kenntnis kommen, sofort abgeurteilt werden. Legale Kunstausdrücke und Abhängigkeit von weit entfernten Gerichten verwirren und machen eine Bevölkerung besorgt, die mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen ungebildet, leichtgläubig und argwöhnisch ist.

Ein beinahe unbeschränktes Berufungsrecht von einem Gericht zum anderen in Angelegenheiten trivialster Wichtigkeit trägt nicht nur dazu bei, das Ansehen des lokalen Magistrats zu untergraben, es gibt auch der Partei einen ungerechten Vorteil, welche sich den tüchtigsten Verteidiger heraussuchen kann, um den entscheidenden Beweis

*) Wenige Maßregeln wurden so schwer empfunden, als die Schließung des großen Hurdwar-Marktes im Herbst des Jahres 1892 wegen des Ausbruchs der Cholera. Dies wurde von den Eingeborenen als ein direkter Schlag gegen ihre Religion angesehen und als ein deutliches Abweichen von der Toleranz, welche die Regierung im Jahre 1858 proklamiert hatte. Die mysteriösen Lehmzeichen auf Fangostämmen in Behar wurden einigen Priestern zugeschrieben, welche Interesse daran hatten, die Hindus darauf aufmerksam zu machen, daß es auch noch außerhalb der englischen Einflußsphäre Tempel gebe, wo sie ungestört ihre Gebete verrichten und bleiben könnten, so lange es ihnen beliebt; dort konnte die Cholera noch so sehr morden, sie brauchten keine Notiz davon zu nehmen.

für ihre Ansprüche zu führen. Denn man muß sich erinnern, daß man in Indien beinahe alles beweisen kann, wenn man sich einfach die Zeugen kauft. Da ist es natürlich für die Richter schwer, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden.

Unter unserem System haben sich eine Menge höchst skrupelloser Verteidiger aufgetan, und diese Leute ziehen die Prozesse unendlich in die Länge, rupfen dabei natürlich ihre Klienten gehörig und sind die Ursache, weshalb die Eingeborenen mit unseren Gesetzen und der Verwaltung nicht zufrieden sind.

Ein anderer sehr beachtenswerter Punkt ist die Tatsache, daß unter unserem System die Bauern in Indien von Kaufleuten und Geldverleihern gedrückt und ruiniert werden. Diese Leute verleihen Geld zu einem exorbitanten Zinsfuße und nehmen als Sicherheit das Ernteerträgnis oder überhaupt das Besitzrecht des ganzen Grundstückes. Die Bauern sind dumm, sehen die Folgen nicht voraus und sind in mancher Beziehung, zum Beispiel bei den Heiratszeremonien in der Familie, außerordentlich extravagant. Das Resultat ist, daß aus einer kleinen Schuld nach und nach eine große wird, bis schließlich der Gläubiger vor Gericht sein Recht auf den Grund und Boden zur Geltung bringt, der manchmal Jahrhunderte lang in der Familie des Schuldners sich von Kind auf Kindeskind vererbt hat. Der Geldverleiher wird angehalten, seine Bücher vorzulegen, und diese können schwerlich angezweifelt werden, weil der Schuldner in der Regel keine Aufzeichnungen gemacht hat, oder meistens weder lesen noch schreiben kann. Zweifellos existierten Wucherer, schon bevor England seine Flagge in Indien hißte, aber es gab für diese Blutsauger weniger Gelegenheit; ihre Stellung war eine riskierte und ihre Manipulation stand unter besserer Kontrolle als heute. Der Geldverleiher wußte damals, daß sein Leben nicht mehr sicher war, wenn er zuviel Zinsen für das Geld verlangte. Wenn er zu reich wurde, sorgten die Beamten des Staates dafür, daß sie einen Teil dieses Reichtums bekamen, und zwar war dieser Teil nicht allzu klein bemessen. Ich will nicht etwa behaupten, daß diese vereinfachte und schnelle Methode gegen Geldverleiher, wie sie die eingeborene Justiz kannte, entschuldbar oder gar zu dulden sei, aber auf der anderen Seite neige ich zu der Ansicht, daß wir, indem wir diesen Leuten ihr schändliches Gewerbe durch unsere Gesetze erleichterten, nicht im Interesse der Landwirte gehandelt

haben, und daß es wünschenswert sein würde, irgend eine Agentur zu errichten, welche unter direkter Kontrolle der Regierung steht, und welche die ärmeren Bauern in den Stand setzt, für einen mäßigen Zins Vorschüsse im Verhältnis der von ihnen gebotenen Sicherheiten zu erhalten.*)

Eine andere Gefahr für unsere Stellung in Indien ist, daß es der indischen Presse gestattet wird, die Regierung und ihre Beamten herunterzusetzen und fortwährend die Maßnahmen der Regierung und deren Zweck zu entstellen. In einem freien Lande, wo die Hauptmasse der Bevölkerung gebildet, unabhängig und selbständig ist, ist die freie Presse eine äußerst wertvolle Einrichtung, weil sie die Forderungen und Bedürfnisse wichtiger Kreise der Volksgemeinschaft darstellt und Mißstände im sozialen wie politischen Leben aufdeckt. In einem Lande wie Großbritannien, welches in der Kunst des Selbstregierens schon weit fortgeschritten ist, verfehlt rohe und ohne Unterschied gegen jeden Mann der Öffentlichkeit geschleuderte Beleidigung ihre Wirkung von selbst, und eine falsche Darstellung von Tatsachen kann sofort niedriger gehängt und widerlegt werden.

Wie die meisten Kultureinrichtungen, welche irgend einen Wert besitzen, ist die englische Presse ein einheimisches Gewächs, wogegen die indische Presse ein exotisches ist, welches unter den bestehenden Verhältnissen einem wirklichen Bedürfnisse nicht entspricht, nichts tut, um die Leute zu verfeinern, emporzuheben oder zu belehren, sondern von ihren Herausgebern und Gönnern, einem unendlich kleinen Teile der Gesamtbevölkerung, benutzt wird, ihren selbstsüchtigen Zwecken zu dienen und Zwietracht und Unfrieden zu säen.

Ich glaube, es gibt nur sehr wenige eingeborene Zeitungen, welche von einem freundlichen oder unparteiischen Geiste gegen die Regierung geleitet werden, und den Asiaten ist es unverständlich, daß wir solchen feindlichen Publikationen nicht entgegentreten, sondern gestatten, daß sie kreuz und quer durch das Land geschickt werden. Die Eingeborenen halten schließlich alles für wahr und meinen, wir wagen nicht der Wahrheit den Mund zu verbieten, oder wir sind zu

*) Der Vorschlag scheint mir ein ganz praktischer zu sein; denn ich las in der „Times" vom 28. November 1894, daß die Regierung von Neuseeland Ausgabe von Konsols forderte in Verbindung mit einem Plan, den Farmern für niedrigen Zins Vorschüsse zu gewähren im Verhältnis zu ihrem Besitz.

schwach, um mit Strenge gegen die Lügner vorzugehen. Wir gewinnen weder Achtung noch Dankbarkeit durch dieses Verhalten gegen die eingeborene Presse; denn es wird falsch gedeutet. Während nun die Wohlgesinnten unser Stillschweigen nicht begreifen können, erfreuen sich die Unzufriedenen der Freiheit, ungehindert gegen uns die gemeinsten und grundlosesten Verdächtigungen und Beleidigungen schleudern zu können, wodurch unsere Autorität untergraben und jeder unserer Versuche, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, durchkreuzt wird.

Eine andere Gefahr für unsere Herrschaft in Indien bedeuten die Leute, welche in guter Absicht die Sitten und Gebräuche der östlichen Rassen nach ihren eigenen Ideen geregelt wissen wollen. Das vereinigte Königreich ist ein hochzivilisiertes Land, und unsere Gewohnheiten und Überzeugungen haben sich nach und nach unter dem Einflusse der Religion und nationalen Umgebung herausgebildet. Zum Glücke besitzen die Engländer Eigenschaften, welche sie zu Herren von einem großen und sich immer noch vergrößernden Reiche gemacht haben. Aber diesen Eigenschaften stehen Fehler gegenüber, und einer dieser Fehler ist sicher das Vorurteil oder die Engherzigkeit, eine gewisse Langsamkeit im Erkennen, daß Einrichtungen, welche für uns vollständig richtig und passend sind, ganz unrichtig, wenn nicht gar manchmal gefährlich für andere Rassen sein können, und daß etwas für andere Rassen von anderem Glauben und ganz verschiedenen Traditionen nicht nötigerweise auch falsch zu sein braucht, wenn es für uns nicht am Platze ist.

Nach und nach ist die Regierungsform in England repräsentativ und demokratisch geworden, und es ist deshalb von einigen Leuten, welche gar keine Ahnung von den tatsächlichen Verhältnissen haben, verlangt worden, daß die Regierung in Indien sich von selbsternannten Agitatoren leiten lassen solle, welche als Vertreter einer unterdrückten Bevölkerung auftreten würden. Einige dieser Leute sind beinahe ebenso Fremde wie wir selber, während andere wieder eine Klasse vertreten, welche, obwohl geistig höher stehend, auf die Rassen, in denen die Stärke Indiens ruht, irgend welchen Einfluß nicht haben. Municipalverwaltung ist mit Vorteil in England angewendet worden, und es wird deshalb angenommen, daß diese sich auch für Indien eignen würde. Wir in England nehmen tierische Nahrung und Alkohol

zu uns, sind aber dem Opium abhold. Man versuchte daher, den Eingeborenen, welche in der Regel Vegetarianer und, was das Trinken anbelangt, ganz abstinent sind, ein kleines Beruhigungsmittel zu nehmen, welches sie für Gesundheit und Wohlbefinden als notwendig ansehen. Britische Einrichtungen und Ideen sind die Verkörperung von allem, was uns nach langer Erfahrung als das Nützlichste erschien; aber diese Einrichtungen plötzlich einer Völkergemeinschaft aufdrängen und -zwingen zu wollen, welche darauf nicht vorbereitet ist, sie nicht wünscht und nicht versteht, kann nur zu Verdächtigung und Unzufriedenheit führen. Ohne Zweifel sollte die englische Regierung in ihrer Politik in Indien fortschrittlich sein und sich in allen Fällen von den unveränderlichen Grundsätzen von Gerechtigkeit, Wahrheit und Recht leiten lassen, aber diese Prinzipien sollten nicht unnötigerweise genau so angewendet werden wie in England, sondern mit der nötigen Beachtung von sozialen Eigentümlichkeiten, religiösen Vorurteilen, und aus dem Gesichtspunkte, daß die Bevölkerung, welche wir mit den Einrichtungen beglücken wollen, auch dadurch wirklich glücklicher und besser wird.

Ich glaube meine Ausführungen kurz zusammenfassen zu können, indem ich sage: unsere Verwaltung krankt meiner Meinung nach an zwei Fehlern. Zuerst ist sie innerlich zu bureaukratisch und strebt nach Zentralisation; und in zweiter Linie läßt sie sich zu leicht durch unverantwortliche Politiker, Philantropen ꝛc. hinreißen, Maßnahmen zu ergreifen, welche von den Autoritäten sofort verworfen werden müßten, weil sie den Interessen und Wünschen der Bevölkerung gänzlich zuwider laufen. Es scheint mir, daß noch auf viele Jahre hinaus die beste Art der Regierung in Indien die jetzt bestehende, nämlich „wohlwollender Despotismus“ ist. In kleinem Maßstab und in Angelegenheiten von sekundärer Bedeutung können vielleicht Reformen nicht viel Schaden tun, ich sehe aber auch nicht ihren großen Nutzen ein. Im großen hingegen sind diese Einrichtungen ganz und gar nicht am Platze, wenn man bedenkt, daß 99 von 100 Leuten der Bevölkerung nicht den geringsten Schimmer von einer Verantwortlichkeit haben, und daß die verschiedenen Rassen und religiösen Sekten kein nationales Band verbindet.

In Beantwortung der Frage: „Besteht die Möglichkeit einer Wiederholung des Aufstandes?“ würde ich sagen, daß das beste Mittel,

sich gegen eine derartige Gefahr zu schützen, ist, darauf zu achten, daß das Verhältnis der europäischen Truppen in ihrer Stärke zu den eingeborenen immer das gleiche bleibt, wie jetzt; daß die Schlagfertigkeit und Disziplin in der eingeborenen Armee nicht locker wird; daß auf den höheren Posten sowohl bei den Zivil- als den Militärbehörden nur Leute verwendet werden, deren Selbständigkeit, Tüchtigkeit und Entschlossenheit nicht durch Alter aufgehoben ist, und welche intime Kenntnis von Land und Leuten besitzen; daß die Gefahren des Dogmatismus der Theoretiker wie der Zentralisation erkannt und beseitigt werden; daß eine ebenso starke und feste wie andererseits tolerante und wohlwollende Verwaltung geschaffen wird; und, last not least, daß wir alles tun, was in unserer Macht steht, um das Vertrauen der verschiedenen Rassen zu gewinnen und sie zu überzeugen, daß wir nicht nur entschlossen sind, unsere Herrschaft in Indien gegen alle Anstürme aufrecht zu erhalten, sondern dazu auch die Mittel haben.

Wenn diese Kardinalpunkte immer im Auge behalten werden, ist, glaube ich, wenig Aussicht vorhanden, daß ein erneuter Aufstand die Festigung unserer Regierung in Indien ernstlich in Frage zu ziehen, oder unsere Bemühungen, das Land einer glücklichen Zukunft entgegen zu führen und aus der Bevölkerung loyale britische Untertanen zu machen, zu neutralisieren vermöchte.

Kapitel XXXII.

Nach Hause — Zurück nach Indien — Allahabad und Cawnpore — Das Lager des Vizekönigs — Prunkvoller Einzug in Lucknow — Die Talukdaren von Oudh — Loyalität der Talukdaren — Cawnpore und Fategarh — Der Durban zu Agra.

Ich reiste über Korfu, Triest, Venedig und die Schweiz nach Hause und kam gegen Ende Juni in England an. Ich glaube, daß man die große Freude nach der ersten Zeit eines Exiles wieder nach Haus zu kommen, kaum übertreiben kann, wenn man sie beschreibt; sicherlich kann niemand sie verstehen, der nicht selber ein derartiges Exil durchgemacht und lange Jahre wie ich von allem, was in seiner Jugend sein Glück und seine Lebensfreude ausgemacht hatte, getrennt gewesen ist. Jeder englische Baum, jede Blume, wenn man erst gelandet ist, gewährt ein deutliches und lebendiges Vergnügen. Das

satte Grün und die Frische sind wohltuend und beruhigend für das Auge, welches an das braune tote Einerlei ausgedörrter Sandebenen und an die zu grellen Farben östlicher Städte und östlichen Prunkes gewöhnt ist.

Die Meinen wohnten in Irland, in der Grafschaft Waterford, und ich beeilte mich dorthin zu kommen, nachdem ich einen kurzen Aufenthalt in London genommen hatte, um den äußeren Menschen auszustatten, was sehr notwendig war. Ich fand meinen Vater stark und für einen Mann von 74 Jahren wohl aussehend. Er schien sich, Gott sei Dank! ganz von den Strapazen einer 50 jährigen Dienstzeit in Indien erholt zu haben. Zu meiner großen Freude fand ich meine Mutter noch beinahe so jung und frisch aussehend und sicher noch genau so schön, wie ich sie vor 6 Jahren verlassen hatte. Meine kleine Schwester, welche immer kränklich war, kam mir genau wie vor meiner Abreise voll Güte und Liebe entgegen wie allen anderen Menschen. Obgleich sie ohne Hilfe nicht gehen konnte, fühlte sie sich doch in sich selbst zufrieden und glücklich und stellte in selbstlosester Weise ihr eigenes Ich in den Dienst anderer, soviel sie vermochte. Dort fand ich auch mein Lebensglück in Gestalt von Nora Bews, einer jungen Dame, welche bei einer verheirateten Schwester nicht weit von der Besitzung meines Vaters wohnte. Dieselbe erklärte sich einige Monate später bereit, mich auf meiner Rückreise nach Indien zu begleiten. Meinen Urlaub verbrachte ich demnach zum größten Teil in Irland.

Während der Wintermonate jagte ich mit den Curraghmore-hunden und war mit ihnen am Tage vor dem Tode Lord Waterfords draußen. Wir hatten keine gute Jagd gehabt, und als uns am Abend der Lord Lebewohl sagte, fügte er noch hinzu: „Gentlemen, ich hoffe, das nächste Mal haben wir mehr Glück.“ Das nächste Mal hatten wir in bezug auf die Jagd besseres Glück, aber für alle Jäger das größte Mißgeschick, daß am Ende der Jagd Lord Waterford mit seinem Pferde über einen ganz kleinen Graben stolperte. Der Lord fiel vom Pferde auf den Kopf und brach das Genick. In wenigen Sekunden war er eine Leiche.

Am 17. Mai 1859 wurden wir in der Pfarrkirche zu Waterford getraut. Als ich mich auf meiner Hochzeitsreise in Schottland befand, erhielt ich den Befehl, am 8. Juni mich im Buckinhampalast einzufinden, an welchem Tage die Königin alle Anwärter auf das

Viktoriakreuz dadurch ehren wollte, daß sie ihnen die Auszeichnung persönlich überreichte.

Ich wollte meiner Frau eine Reise in der großen Julihitze nach Indien ersparen, dem heißesten Monat auf dem roten Meer und die Ärzte sprachen sich energisch gegen meine baldige Rückkehr aus. Ich hatte deshalb eine Verlängerung meines Urlaubes um 3 Monate nachgesucht, und sicher darauf gerechnet, ihn zu erhalten. Meine und meiner Frau Enttäuschung war natürlich groß, als die Antwort eintraf, daß ich, wenn ich die Verlängerung des Urlaubes wünschte, die Stellung im Generalquartiermeister-Departement nicht erhalten könne, welche man für mich reserviert hatte. Dies durfte nicht geschehen, darin waren wir beide einer Meinung; also blieb uns nichts weiter übrig, als uns in das Unvermeidliche zu schicken. Wir machten noch schnell einen Abstecher nach Irland, sagten den Unseren Lebewohl und traten unsere Reise nach Indien am 27. Juni an. Die Hitze im roten Meer war noch schlimmer, als ich angenommen hatte. Unser Kapitän sagte, daß dies seine heißeste Reise gewesen wäre. Zweimal wurde das Schiff gedreht, um kurze Zeit gegen den Wind zu dampfen, damit sich einige Passagiere, welche beinahe erstickt waren, wieder erholten. Wir fuhren an dem Wracke der Alma vorüber, einem P-and O-Dampfer, welcher nicht weit von Mocha auf ein Korallenriff gefahren war. Das Unglück hatte mitten in der Nacht stattgefunden und es war gerade Zeit gewesen, die Passagiere in die Boote zu schaffen und nach einem anderen Riff zu fahren, wo sie 80 Stunden nur mit ihren Nachtsachen bekleidet und tags der enormen Hitze ohne Schutz ausgesetzt verblieben, bis sich ein freundlicher Dampfer ihrer annahm. Die Offiziere und Mannschaften befanden sich noch auf dem Wrack, um die Post und das Eigentum der Reisenden zu retten. Wir halfen ihnen mit Lebensmitteln und Wasser aus, welche sie bitter nötig hatten. Dann mußten wir sie in einer sehr unangenehmen Lage ihrem Schicksal überlassen.

Nachdem wir Aden passiert hatten, konnten wir uns nicht über zu wenig Luft beklagen, denn wir trafen den Südwestmonsun, der zu dieser Zeit auf seiner Höhe ist, und als wir in die Bay von Bengalen einfuhren, machten wir Erfahrungen mit einem Cyklon. Unser Steuer brach; die Leuchtschiffe, auf denen immer eine Anzahl Piloten zu finden sind, hatte der Sturm alle in See geschleudert, und da wir nur noch

genug Kohlen hatten, um den Hugli hinauf zu dampfen, wenn der Pilot an Bord kam, durften wir keinesfalls unter Dampf bleiben. So mußten wir uns Sturm und Wellen auf Gnade oder Ungnade auf einige Tage überlassen, bis endlich eine Brigg mit dem Lotsen erschien, welche nach uns ausgeschickt war. So langten wir endlich am 30. Juli wohlbehalten, aber in etwas gestörter Stimmung in Calcutta an.

Wir wurden nicht heiterer durch die Befehle, welche ich vorfand; ich sollte nach Morar gehen, um mich dem Brigadegeneral Sir Robert Napier zu attachieren, der damals den Gwaliordistrikt unter sich hatte. Morar ist im Monat August einer der heißesten Plätze in Indien, und meine Frau war durch unsere Erlebnisse auf See sehr mit ihrer Gesundheit herunter. Ein Calcuttahotel hat niemals große Anziehungskraft und ist in dieser Jahreszeit im höchsten Grade unbequem und niederdrückend; außerdem hatte ich eine Attacke meines alten Feindes, des Peschawarfiebers; wir machten uns daher sobald wie möglich auf die Reise nach den Bergen.

Damals ging die Bahn nur bis Raniganj; von dort reisten wir gegen 100 Kilometer in einem „dâk-ghari“; dann nahmen wir Doolies, welche uns bis Hazaribagh brachten, einem kleinen Kantonnement, ungefähr 30 Kilometer von der Hauptstraße entfernt, wo ich Verwandte hatte. Aber ein oder zwei Tage nach unserer Ankunft in ihrem gastfreien Hause erhielt ich Befehl, nach Calcutta zurückzukehren.

Ich ließ meine Frau bei unseren liebenswürdigen Freunden und wandte mich in der stolzen Erwartung zurück, daß man mich in irgend einer Eigenschaft die Chinaexpedition, von der damals viel gesprochen wurde, mitmachen lassen wolle. Als ich Calcutta erreichte, wurde mir aber mitgeteilt, daß mir die Organisierung und Aufsicht eines großen Lagers zugeteilt worden sei, welches für den Triumphzug, den Lord Canning durch Oudh, die Nordwestprovinzen und den Punjab plante, bestimmt sei.

Lord Canning wollte mit allen hauptsächlichen Häuptlingen und Fürsten zusammentreffen, und vor allem diejenigen belohnen, welche während des Aufstandes über ihre Loyalität uns gegenüber keinen Zweifel gelassen hatten. Man teilte mir mit, daß die Zelte im Arsenal zu Allahabad bereit seien, und daß das erste Lager in Cawnpore am 15. Oktober fertig sein müßte. An diesem Tage werde der Vizekönig

dort anlangen und von dort ein oder zwei Tage später seine Staatsprozession nach Lucknow beginnen. Während ich in England war, hatte die Königin eine Proklamation erlassen, in welcher sie die Mitteilung machte, daß sie die Regierung in Indien, die bis dahin in den Händen der „Hochmögenden ostindischen Kompagnie“ gelegen habe, selbst übernommen hätte. Diese Proklamation war im ganzen Lande am 1. November 1858 mit entsprechender Zeremonie bekannt gegeben worden. Zu gleicher Zeit wurde bekannt gemacht, daß der Vertreter Ihrer Majestät in Indien von nun an den Titel „Vizekönig und Generalgouverneur von Indien“ zu führen habe; um dieser Proklamation Nachdruck zu verschaffen, wollte Lord Canning diese großartige Tour vornehmen.

Während meiner Anwesenheit in Calcutta wurde mir eine Stelle im Finanzdepartement angeboten. Ich wies das Anerbieten zurück, obgleich die höhere Besoldung für einen verheirateten Mann etwas Verführerisches hat; aber die vielerlei Erlebnisse und die Abwechselung, welche ich während des Aufstandes gehabt hatte, waren noch frisch in meinem Gedächtnis, und ich hätte die Quartiermeisterlaufbahn um keinen Preis aufgegeben. Deshalb machte ich mich nach Allahabad auf den Weg und holte meine Frau unterwegs ab.

Es war schon die Mitte der Regenzeit, und infolgedessen die Schiffbrücke über den Jumna weggeschwemmt. Wir mußten uns daher bequemen in Fährbooten über den Fluß zu setzen, und es sah ganz gefährlich aus, wie diese Boote mit Wagen, Pferden und Gepäck von der reißenden Strömung fortgerissen wurden, und erst weit unterhalb am anderen Ufer anlangten. In Allahabad wohnten wir bei einem Regimentskameraden von mir, bis ich die Zelte alle aus dem Arsenale hatte schaffen und zur Durchsicht aufstellen lassen. Seit langen Jahren war kein so großes Lager benutzt worden; deshalb fand ich, da alles äußerst rasch in den Tropen verfällt, den großen Teil der Zeltleinewand vermodert und verfault, sodaß ich sie zum großen Teil für diese wichtige Reise des Vizekönigs durch das neu eroberte Land erneuern lassen mußte.

Am nächsten Tage machte ich mit meiner Frau bei Lady Canning Besuch, deren liebenswürdige und gütige, aber dabei doch würdevolle Art ihr Herz gewann; von dem Tage an war meine Frau, wie jeder andere, der Lady Canning näher getreten war, der guten, hoch ge-

bildeten Frau von Herzen ergeben, wie auch Lady Canning gegen meine Frau die Güte selbst war und blieb.

Am 18. machte der Vizekönig seinen ersten Marsch gegen Lucknow. Die gesamte Zeltausrüstung war doppelt, so daß jeder Teilnehmer im nächsten Lager alles genau so vorfand wie im vorhergehenden.

Das Lager nahm einen enormen Platz ein; denn für das ganze große Gefolge, zu dem auch das Hauptquartier mit dem gesamten Stabe gehörte, mußte Raum vorgesehen werden. Dann waren die Post, der Telegraph, die Werkstätten, das Kommissariat und eine Menge anderer Bureaus, welche Unterkunft verlangten; dann mußte die Eskorte, welche aus einer Batterie reitender Artillerie, einer Schwadron britischer Kavallerie, einem Regiment britischer Infanterie, einem Regiment eingeborener Kavallerie, einem Regimente eingeborener Infanterie und der Leibwache des Vizekönigs bestand, untergebracht werden. Allein für den Vizekönig, seinen Stab, die Gäste und Sekretäre wurden auf der Hauptstraße 150 große Zelte errichtet, und auf jeder Station wurden auch die Duplikatszelte aufgeschlagen. Für die Beförderung allein dieses Teiles vom Lager waren 500 Kamele nötig.*)

Es ist schwer, den eigentümlichen Anblick zu beschreiben, den ein derartiges Lager auf dem Marsche gewährt. Die Lagerfolger werden meistens von ihren Frauen und Kindern begleitet, welche auf den Gepäckwagen thronen, oder zu oberst auf den schwerbeladenen Lasttieren reiten. Es werden nicht weniger als 20000 Menschen gewesen sein, welche in Lord Cannings und Lord Clydes Lager waren, Frauen und Kinder einbegriffen, eine buntscheckige Menschenmenge, welche auf 40 Kilometer die Straße entlang strömte; denn der Tagesmarsch erstreckte sich durchschnittlich auf 20 Kilometer, und bevor noch

*) Die folgenden Details geben einen Begriff von der Ausdehnung der ganzen Arrangements, welche allein für das Lager des Vizekönigs notwendig waren. Außer den schon erwähnten waren noch 500 weitere Kamele, 500 Ochsen und 100 Ochsenkarren samt Bespannung für die Beförderung der Lagerausrüstung notwendig. Außerdem 40 Sowarie-(Reit-)Elefanten, 527 Kulis zum Tragen der zu den größeren Zelten gehörigen Glasfenster, 100 Bhisties (Wasserträger) und 40 Mann zum Befeuchten und Reinhalten der Straße. Hierzu kamen natürlich noch die privaten Gepäcktiere, Dienerschaft und zahllose Zug- und Reitpferde, für welche alle Nahrung und Obdach vorgesehen werden mußte.

alle das Lager verlassen hatten, das wir in der vorigen Nacht bewohnten, war die Vorhut schon auf dem Lagerplatz für den nächsten Tag angekommen. Es mußte auf die strengste Disziplin gehalten werden; denn sonst wäre diese Menschenmasse eine Kalamität für die Anwohner geworden; die Gefolgschaft hätte sich wie ein Heuschreckenschwarm über die Umgebung ergossen und Hand an alles gelegt, was sie erreichen konnte, indem sie sich einfach als „Mulk-i-Lord-Sahib-Ke-Naukar“ ausgab, was soviel bedeutet als „Diener des Lords vom Lande und des Generalgouverneurs“, denen sich zu widersetzen den Tod bedeutet hätte. Die armen geängstigten Landleute wehrten sich daher beinahe garnicht, wenn die Mahouts mit großen Ladungen von Zuckerrohr sich davon machten, oder ihnen das Ansinnen stellten, ihre Produkte zum halben Werte abzugeben. Im Beginne des Marsches war solches Herumstreifen an der Tagesordnung, und ich mußte viele Klagen von den Bauern hören. Nachdem ich aber einigemal mit ziemlich strengen Strafen dazwischengefahren war, und den Landleuten auseinandergesetzt hatte, daß es nicht im entferntesten des Mulk-i-Lord-Sahibs (Gouverneurs) Wunsch sei, daß seine Diener sie schädigten, und sie sich das einfach nicht gefallen zu lassen brauchten, wurde bald Ordnung; und von da ab hörte ich nur noch ganz selten Klagen und hatte wenig Ärger mehr.

Unser erster Halt war in Lucknow. Sir Hope Grant befehligte die Division und hatte sich sehr bequem im Dilkusha einquartiert. Er hatte mir geschrieben und mich gebeten, meine Frau direkt dorthin zu bringen, und während unseres Aufenthaltes in Lucknow bei ihm zu wohnen, da es im Zelte am Tage noch sehr heiß war. Diese Einladung nahm ich sehr gern an; denn es war für mich eine große Freude, wieder mit meinem alten General zusammen zu sein, und ich wollte ihm meine Frau vorstellen.

Am nächsten Tage, dem 22. Oktober, ging der feierliche Einzug in Lucknow vor sich, ein langer Zug von Truppen und Geschützen, Lord Canning in der Mitte, welchen der kommandierende General mit seinem gesamten Gefolge und den beiderseitigen Stäben in voller Uniform umgab. Obwohl Lord Canning kein begeisterter Reiter war, nahm er sich doch nicht schlecht zu Pferde aus. Er saß gut, und seine Figur kam auf dem Pferde mehr zur Geltung, als wenn er zu Fuß ging.

Ich ritt an der Spitze des Zuges und geleitete ihn über die

Charbaghbrücke, der Szene von Havelocks blutigem Kampfe; an dem Machi Bhawan und der Residenz vorüber nach dem Kaisarbagh, vor welchem die Talukdars von Oudh aufgestellt waren. Man hatte sie nur schwer hierzu bewegen können; denn sie waren sich ihrer Schuld bewußt und gar nicht sicher, ob die Gerüchte, daß man sie vor der Kanone erschießen wolle, nicht doch wahr seien. Sie machten einen tiefen Salaam, als der Vizekönig vorbeiritt; dann wandte sich der Zug nach dem Parke der Martinière, wo das Lager, welches ich am vorhergehenden Tag hatte errichten lassen, vor uns mit den schneeweißen Zelten im Sonnenschein erglänzte. Die Straßen, die wir passieren mußten, waren gefüllt mit Eingeborenen, welche zwar eingeschüchtert, aber nicht zahm zu sein schienen. Es sah nicht so aus, als wenn sie großen Respekt vor dem Vizekönig hätten, und sie ließen uns nur mit verhaltenem Zorn vorüberziehen.

Sir William, Lady Mansfield und noch einige andere aus unserem Lager wohnten bei Sir Hope Grant, und an diesem Abend wurde die ganze Dilkushagesellschaft zu einem Staatsdiner bei Lord und Lady Canning eingeladen. Diese war eine charmante Wirtin; auch den scheuesten Menschen machte sie es leicht durch ihre gütige und sympathische Art; sie hatte die glückliche Gabe, ihren Gästen das Gefühl beizubringen, daß ihr die Gesellschaften selbst die größte Freude bereite, das beste Mittel, um sie auch denjenigen zur Freude werden zu lassen, welche sie einlud.

Ich benutzte die nächste Woche, in der ich verhältnismäßig wenig zu tun hatte, um meiner Frau das Schlachtfeld zu zeigen, auf welchem wir zwei Jahre vorher gekämpft hatten, und ich erklärte ihr die verschiedenen Phasen des Kampfes, zeigte ihr unsere Stellungen und knüpfte daran den Bericht von mancher lieben und schmerzlichen Erinnerung. Sie interessierte sich für alles im höchsten Maße.

Wir besuchten den Sikandarbagh, den Schah Najaf, das Offizierskasino und vor allem das unsterbliche Denkmal beinahe übermenschlichen Mutes, die Residenz, mit ihren zerstörten, abgedeckten und von Kugeln durchlöcherten Häusern.

Damals war noch sehr wenig zur Erweiterung der Stadt getan worden; die Umgebung der Residenz war beinahe die gleiche wie vor zwei Jahren, ein Labyrinth von Straßen und Gassen. Natürlich war es damals für den Fremden noch leichter sich ein genaues Bild

von allen Ereignissen zu machen, wie sie vor sich gegangen waren, als jetzt, wo die Wahrzeichen verschwunden sind und schönen Gärten und breiten Straßen Platz gemacht haben.

Am 26. hielt der Vizekönig einen großen Empfang ab, um die Talukdars bei sich zu sehen. Es war der erste dieser Art, welchem ich beiwohnen durfte, und ebenso eine amüsante Neuheit für meine Frau, welche mit Lady Canning zusammen hinter einem halbtransparenten Schirm der Zeremonie beiwohnte, weil es damals noch nicht als richtig galt, wenn Damen in Gegenwart von Eingeborenen bei derartigen Zeremonien anwesend waren. Die ganze Szene war sehr eindrucksvoll, obwohl nicht so farbig, als dies in anderen Teilen Indiens der Fall gewesen sein würde, da die Talukdars nach Mode der Rajputs in Oudh in einfaches Weiß gekleidet waren.

Die Talukdars, im ganzen 160 an der Zahl, erhielten ihre Plätze in strikter Rangordnung angewiesen; der Rangälteste erschien zuletzt. Sie wurden in einen Halbkreis zur rechten von dem Staatssessel des Vizekönigs gesetzt, während auf der linken Seite, auch im Halbkreise, alle Europäer nach ihrem Range geordnet Platz genommen hatten. Als alles bereit war, kündigten die Kommandos: „Achtung! präsentiert das Gewehr!" den Insassen des Zeltes die Ankunft des Vizekönigs an, und unter Hörnerschmettern und Kanonensalut betrat der Vizekönig, begleitet vom kommandierenden General unter Vorantritt der Stäbe das Zelt.

Jedermann erhob sich und blieb stehen, bis der Generalgouverneur sich gesetzt hatte. Nun trat Mr. Beadon, Sekretär des Auswärtigen, mit tiefer Verbeugung an den Vizekönig heran und meldete, daß alle, welche zur Teilnahme am Empfang aufgefordert worden, erschienen seien. Sodann wurden die Talukdars dem Vizekönig einzeln vorgestellt; jeder machte eine tiefe Verbeugung und brachte als Zeichen seiner Ergebenheit ein Geschenk aus Goldmünzen dar, welches nach der Etikette vom Vizekönig allemal berührt wurde, um seine Anerkennung zu bezeugen. Sodann wurden die Geschenke der Regierung herbeigetragen und auf kleinen Platten vor jedem Talukdar auf den Boden gesetzt. Sie waren auch in ihrem Werte dem Range und der Stellung eines jeden angepaßt. Nachdem dieser Teil der Zeremonie vorüber war, erhob sich der Vizekönig und hielt an die Versammlung eine Ansprache. Zunächst drückte er seine Freude

aus, die Talukdars hier begrüßen zu dürfen, und gab ihnen die Versicherung, daß sie, solange sie treu zur Regierung hielten, jedwede Rücksicht erfahren würden; er teilte ihnen mit, daß in Oudh eine neue Epoche angebrochen sei, in der ihnen erlaubt sein sollte, ihren Besitz genau wie vor der Besetzung zu verwalten. Nachdem Lord Canning seine Rede vollendet hatte, las der Sekretär des Auswärtigen den Talukdars eine Übersetzung derselben in Urdu vor. Sodann wurde Atar und Pan*) herumgereicht, und der Vizekönig verabschiedete sich mit demselben Zeremoniell, wie er gekommen war.

In mancher Beziehung muß man das Benehmen der Talukdars entschuldigen; denn sie hatten von ihrem Standpunkt aus wenig Grund, der englischen Regierung dankbar zu sein. Diese mächtigen Häuptlinge mit Einkünften zwischen 10 und 15000 Pfund im Jahre, welche in ihren Jungelfesten die Truppen ihrer Souveräne herausforderten, waren plötzlich aller ihrer Autorität beraubt, welche sie in der auf eine lange Mißregierung folgenden Verwirrung nach und nach an sich gerissen hatten. Ebenso war ihnen ein großer Teil ihrer Besitzungen, die sie sich auch mit der Zeit angeeignet hatten, genommen worden.

Die Umwandlung feudaler Häuptlinge in gewöhnliche Untertanen ist ein Prozeß, welchem, obwohl er für die Allgemeinheit von Nutzen ist, von den wenigen Betroffenen der größte Widerstand entgegengesetzt wird.

Nachdem Lucknow eingenommen war, erging im März 1858 eine Proklamation, worin die indische Regierung die Aufhebung aller Eigentumsrechte bekannt gab. Die Absicht, die der Maßregel zu Grunde lag, war nicht allein, die abwesenden Häuptlinge zu bestrafen, sondern vor allem auch, hierdurch das Revenüsystem und mildere, aber festere Grundsätze einzuführen. Talukdars, welche sich unterwarfen, sollten ihre Besitzungen als freiwillige Gabe direkt von der Regierung wiedererhalten, während diejenigen, welche uns gute Dienste geleistet hatten, ob sie aus Oudh oder Fremde waren, mit konfisziertem Grund und Boden abgefunden werden sollten.

Diese Proklamation wurde von vielen Seiten als eine zu will-

*) Einige Tropfen Rosenöl und ein kleines Paket Pan wurden jedem Anwesenden überreicht. Das letztere besteht aus Schnitten von Betelnuß (Frucht der Arecapalme), welche im Osten zusammen mit Betelblättern gekaut wird, nachdem eine dicke stärkeartige Flüssigkeit darauf geschmiert ist.

kürliche und voreilige Maßregel betrachtet; Outram protestierte dagegen und Lord Ellenborough, der Präsident der Kontrollbehörde, verurteilte sie; aber Lord Canning hatte das englische Volk im Rücken, und Lord Ellenborough dankte ab, um das Kabinett vor einem Sturz zu bewahren. Daß Outram und Ellenborough recht hatten, ist, glaube ich, am besten dadurch bewiesen, daß Canning diese Maßregel bei seinem ersten Besuch in Lucknow aufhob. Mit der Zeit hatte er erkannt, daß die Talukdars wirklich Grund zur Unzufriedenheit hatten, und er entschloß sich zu dem klugen Schritt, durch welchen nicht nur jede Unzufriedenheit von dieser Seite entfernt, sondern die Interessen der Talukdars die gleichen wurden, wie diejenigen der englischen Regierung.

Von jener Zeit bis auf den heutigen Tag gehören die Häuptlinge von Oudh, obwohl ab und zu Neuerungen zum Schutze der Bauernschaften notwendig waren, zu den loyalsten Untertanen Seiner Majestät in Indien.

Wir blieben noch einige Tage länger in Lucknow. Lord und Lady Canning luden alle Residenten ein, während von diesen ein Ballfest in der Chatta Manzil allen Fremden im Lager gegeben wurde. Die Stadt und alle hervorragenden Gebäude waren zu Ehren des Vizekönigs illuminiert, und zwar mit den eigentümlichen kleinen Öllampen, welche die effektvollste Art der Illumination darstellen. Jeder Punkt, jede Biegung in den Linien an den Häusern ist durch diese Millionen von kleinen Lichtern deutlich charakterisiert, wodurch der Eindruck einer derartigen Beleuchtung ein unvergeßlicher wird.

Am 29. traten wir den Rückmarsch nach Cawnpore an. Mein Dienst war, vornweg zu reiten, den besten Lagerplatz für den nächsten Tag auszusuchen, und für Vorräte u. s. w. zu sorgen. Ich wartete, bis der Vizekönig seine Befehle erteilt hatte, dann machte ich mich mit meiner Frau meistens am Vormittag auf den Weg. Manchmal frühstückten wir erst noch mit einigen Freunden im Lager; wenn wir, was seltener vorkam, beim Vizekönig dinierten, machten wir uns nach dem Diner bei Mondschein auf die Fahrt. Dies geschah aber erst, nachdem wir einige Tage marschiert waren, und ich sicher war, daß ich mich auf den Eingeborenen, welcher das Lager unter sich hatte, verlassen konnte. Es war eine von vielen Ereignissen und täglicher Abwechselung gewürzte Zeit, und meiner Frau gefiel dieses ungewohnte Leben und Treiben außerordentlich.

Am 3. November hielt Lord Canning seinen zweiten Empfang in Cawnpore, wo er die ersten Häuptlinge von Bundelkand, den Maharaja von Rewa, den Maharaja von Benares und eine Schar geringerer Würdenträger empfing.

Bei dieser Gelegenheit wurde in Übereinstimmung mit der Proklamation, daß die Königin nicht den Wunsch hege, ihr Gebiet zu erweitern, und daß die Besitzrechte der indischen Fürsten skrupellos anerkannt würden, denselben mitgeteilt, ihnen werde das Recht auf Adoption eingeräumt. Dies bedeutete, daß sie im Falle des Fehlens eines männlichen Erben, einen solchen nach indischer Sitte adoptieren durften, und daß die britische Regierung die Rechte dieses Adoptivsohnes als Erben des Thrones und Vermögens anerkennen wolle. In früheren Jahren hatte es kein klares Gesetz in dieser Beziehung gegeben, und jeder Fall war nach Befinden entschieden worden, aber im großen und ganzen hatte man eine Adoption nicht anerkannt, wodurch das betreffende Gebiet und Vermögen der Regierung anheimfiel. Natürlich rief diese Zusage Lord Cannings bei allen Beteiligten die lebhafteste Befriedigung hervor und trug mehr als jede andere Maßregel dazu bei, die feudalen Fürsten Indiens an die Aufrichtigkeit der Regierung in bezug auf die Amnestieproklamation glauben zu machen.*)

*) Die Frage, den eingeborenen Regenten das Recht zu erteilen, ihre Erben zu adoptieren, war zuerst an Lord Canning durch 3 Phullische Fürsten herangetreten, Patiala, Jhind und Nabba, welche gemeinsam im Jahre 1858 darum baten, daß man ihnen das Adoptionsrecht erteilen möge als Belohnung für ihre getreuen Dienste während des Aufstandes. Das Ansuchen wurde mit der Begründung zurückgewiesen, daß dies früher auch nie Sitte gewesen und nur ausnahmsweise geschehen wäre. Seitdem war aber Lord Canning zu der Einsicht gekommen, daß die Unsicherheit in bezug auf die Erbrechte für die Landbesitzer nachteilig und auch in anderer Beziehung nicht wünschenswert war. Er ersuchte daher den Staatssekretär dringend, ein Gesetz hierüber zu erlassen. Er schrieb: „Die Krone Englands ist die unbestrittene Herrscherin in Indien und steht jetzt zum erstenmal allen ihren Fürsten Auge in Auge gegenüber. Die Oberlehnsherrschaft des Beherrschers von Großbritannien ist nicht mehr ein unbestimmtes Gefühl, sondern wird von allen lebhaft anerkannt, was noch nie vorher der Fall war. Einer großen Erschütterung unseres Ansehens ist eine Kundgebung der Macht gefolgt, wie sie Indien noch nie vorher erlebt hat. Und wenn nach dieser ein allgemeiner und materieller Gnadenakt folgt, außer den speziellen Belohnungen für diejenigen, welche uns gute Dienste geleistet haben, so würde ich eine ver-

Unser nächster Marsch ging nach Fategarh, 8 Tagemärsche von Cawnpore entfernt. Hier hielt am 15. November der Vizekönig einen dritten Empfang ab. Bei diesem wurden unter anderen bedeutenden Leuten von Rohilkand, deren Dienste einer Anerkennung würdig erschienen, auch der Nawab von Rampur empfangen, der mit auffallender Loyalität während des Aufstandes zu uns gehalten hatte. Dies Verhalten des mohamedanischen Edelmannes verdiente um so mehr Lob, als das benachbarte Land von Rebellen schwärmte und die Heimat von hunderten von aufständischen Kavalleristen war. Auf der anderen Seite machte die Nähe Rampurs von Delhi die Lage des Nawab außerordentlich bedrohlich. Er wurde mit Drohungen überschüttet, weil er die Sache des Königs von Delhi nicht zu der seinen machte. Von Fategarh ging es nach Agra in 9 Märschen, wobei wir nur Sonntags Halt machten. Es war daher jeder über einige Ruhetage in Agra erfreut. Das Lager wurde auf dem Paradefelde, der Szene des Kampfes vom 10. Oktober 1857, aufgeschlagen. Hier empfing der Vizekönig einige der höheren Potentaten, welche von großem Gefolge begleitet waren, das eigentümlichste und großartigste Schauspiel, welches wir bisher gesehen hatten.

Die Gelegenheit bietet sich nicht oft, daß der Vizekönig von Indien alle diese großen Vasallen des indischen Kaiserreiches empfangen kann, aber wenn diese Zusammenkünfte arrangiert werden können, haben sie einen sehr wohltuenden Einfluß und sollten keinesfalls als reine Formalitäten angesehen werden. Dies war vor allem der Fall in einer Zeit, der ein innerer Vernichtungskampf vorangegangen war, sodaß alle indischen Machthaber mit Sorge auf die Folgen hinblickten, welche die Übernahme der Regierung durch Ihre Majestät haben könnten. Die Hauptperson diesmal war der Maharaja von Gwalior, der, wie ich schon mitgeteilt habe, durch seinen weitblickenden und tapferen Minister, Dinkar Rao, überredet war, uns treu zu bleiben. Wie damals alle Mahratta-Fürsten war er nicht gut erzogen. Er hatte

artige Maßregel als zeitgemäß begrüßen; sie würde von allen anerkannt werden." Lord Cannings Vorschlag fand bei der hohen Regierung Ihrer Majestät Gehör und seine Ankündigung in Cawnpore erfreute die Herzen aller anwesenden Fürsten. Der Maharaja von Rewa war aussätzig und hatte keinen Sohn. Als er die Worte des Vizekönigs vernahm, rief er aus: „Sie vertreiben einen üblen Wind, welcher schon lange auf mich geweht hat."

einen wunderlichen Charakter und drohte häufig, wenn er in irgend einer Weise behelligt wurde, die Zügel der Regierung wegzuwerfen und im Jungel Zuflucht zu suchen. Manieren hatte er keine.

Dann kam als zweiter der großen Häupter in Rajputana das aufgeklärte Familienoberhaupt des fürstlichen Hauses von Jaipur.

Ihm folgte der Karaoli Raja, dessen Gefolgschaft am komischsten aussah. Unter eigentümlichen Abzeichen seiner Würde befand sich auch eine Eskorte von 4 Tigern, jeder an einen anderen Wagen gekettet, die von einem fremdartig aussehenden Manne mit einem Messinghelm auf dem Kopfe bewacht wurden.

Sodann kam die Reihe an den Maharao Raja von Ulwar; er saß auf einem kolossalen Elefanten von 11 Fuß Höhe, der mit wundervollen golddurchwirkten Stoffen behangen war und goldene Ketten und Brustplatten trug. Der Fürst war ein vielversprechender Jüngling und erst seit zwei Jahren am Ruder. Er fiel leider bald in die Hände von Schurken, die seine Besitzungen aussogen und seine Untertanen so bedrückten, daß die britische Regierung sich genötigt sah, die Verwaltung seines Staates zu übernehmen.

Nach Ulwar kam der Nawab von Tonk, der Nachkomme eines Abenteurers von Swat, an der Peschawargrenze, der sich große Besitzungen in Rajputana erworben hatte. Der Nawab stand in dem Aufstand auf unserer Seite, und seine Hauptstadt wurde von Tantia Topi geplündert.

Der 6. im Range war der Jat, Regent von Dholpur, ein plump und roh aussehender Mann und zugleich ein sehr charakteristisches Specimen seiner Rasse.

Zuletzt von allen erschien der Nawab von Jaora, ein bildschöner, tadellos gekleideter Mann mit sehr guten Manieren und aller Höflichkeit eines gut erzogenen Mohamedaners. Obwohl er ein Feudaler in dem rebellischen Holkar und Indore war, hielt er sich doch von allen Mahrattaintrigen fern und blieb uns treu.

Einige der höchsten Rajputhäupter hatten sich geweigert zu kommen, und als Entschuldigung die weite Entfernung ihrer Hauptstädte von Agra angegeben. In Wahrheit aber hatten sich diese Fürsten, das beste Blut in Indien, niemals vor irgend einer Macht gebeugt, selbst nicht vor dem Moghul, und sie hätten es als eine Entwürdigung empfunden, der Aufforderung eines Stellvertreters der-

jenigen Macht Folge zu leisten, von welcher sie sich als Verbündete, aber nicht als Vasallen betrachteten. *)

Diejenigen der Oberhäupter, welche im Aufstande in auffallender Weise ihre Loyalität bewiesen hatten, wurden nicht entlassen, ohne wesentliche Belohnung erhalten zu haben. Sindhia erhielt ein Territorium zugeteilt, welches ihm eine Einnahme von 30000 Pfund brachte. Jajbur bekam das eingezogene Eigentum von Kot Kasim, ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund darstellend, während andere im Verhältnis zu der Wichtigkeit der von ihnen geleisteten Dienste abgefunden wurden.

Kapitel XXXIII.

Delhi unter anderen Verhältnissen — Lord Clyde in Muribar und Lahore — Der Durbar in Lahore — Simla, Leben in Simla.

Wir blieben in Agra bis zum 9. Dezember. Die Umgebung bot soviel Schönes und Interessantes, daß Lady Canning manches Motiv für ihren Bleistift fand, und nur zu gern dort blieb. Es wurden den Residenten die üblichen Bankette gegeben und von diesen erwidert, davon eines in den Tajgärten, um uns Gelegenheit zu geben, das Grabdenkmal bei Mondschein zu betrachten, wo es unzweifelhaft am lieblichsten aussieht. Meine Frau war von der wunderbaren Schönheit der Taj und der kleinen prachtvollen Moschee, Moti-Masjid im Fort, noch mehr entzückt, als ich zu hoffen gewagt hatte. Es war für mich eine große Freude, ihr alles, was von Interesse war, zu zeigen, und mich an ihrem Entzücken zu weiden, wenn sie diese wundervollen Kunstwerke zuerst zu Gesicht bekam.

Wir machten keinen Halt wieder, außer, wie gewöhnlich Sonntags, bis wir am 21. Dezember nach Meerut kamen.

Drei Tagemärsche nach Agra brach in Lady Cannings Zelt Feuer aus, bald nachdem sie sich zurückgezogen hatte. Die Ursache

*) Diese Rajputfürsten nahmen hingegen die Einladung Lord Lyttons zu einer kaiserlichen Versammlung in Delhi am 1. Januar 1877 an, und seitdem sie dieses eine Mal der Kaiserin von Indien ihre Huldigung dargebracht haben, sind sie die loyalsten und ergebensten von Seiner Majestät feudalen Fürsten in Indien geworden.

lag in der Überhitzung des Ofens. Die Ofenröhre war zu heiß geworden und hatte die Zeltwand in Brand gesetzt. Lady Cannings Zelt war auf der einen Seite des großen Speisezeltes, Lord Cannings Zelt auf der anderen. Sobald sie das Feuer gewahr wurde, rannte sie hinüber zum Zelte ihres Gatten, um diesen aufzuwecken. Aber die eingeborene Wache erkannte und verstand sie nicht und verweigerte ihr den Zutritt. In ihrer Verzweiflung rannte sie zum Zelt des Militär-Sekretärs Sir Edward Campbell, welches am nächsten lag. Es gelang ihr diesen zu wecken, und nun flog sie zurück, um zu retten, was zu retten war. Das erste, an was sie dachte, war ihre Zeichenmappe; sie zog diese aus dem Zelt, aber leider waren die Zeichnungen schon zum Teil verbrannt, und einige der wertvollen charakteristischen und schönen Skizzen, die sie von den Empfangsfeierlichkeiten gemacht hatte, waren zerstört. Dann versuchte sie, ihre Juwelen zu retten, von denen sie viele am Abend vorher getragen hatte. Ihre Perlen lagen auf dem Toilettentisch, und sie war gerade noch in der Lage sie zu retten, nur eine der Schnüre hatte Feuer gefangen, und einige der Perlen waren geschwärzt. Sie strich sie vom Tisch in ein Handtuch und warf sie außerhalb des Zeltes in einen Kübel Wasser. Ihr Schrank wurde ein Raub der Flammen. Das Feuer hätte leicht großes Unglück anrichten können, wenn der Privat-Sekretair, Mr. Lewing Bowring, nachdem Feuerlärm geblasen war, nicht die Geistesgegenwart gehabt hätte, der herzueilenden Kavalleriewache zu befehlen, die Zeltseile durchzuschneiden. Einige Bureaukisten und Protokolle wurden zerstört, das war alles. Wir befanden uns wie immer schon im nächsten Lager und hatten keine Ahnung von dem Geschehnis, bis am nächsten Morgen Lady Canning in den Kleidern von Lady Campbell erschien; da nun Lady Canning groß, Lady Campbell aber klein war, kann man sich denken, daß der Effekt sehr komisch ausfiel.

Weihnachten verlebten wir in Meerut, wo ich einige Regimentskameraden traf, unter denen sich ein spezieller Freund von mir, Edwin Johnson, befand, und es war eine große Freude für mich, ihn meiner Frau vorzustellen. Mit ganz seltenen Ausnahmen wurden meine Freunde die ihrigen, und dies trug viel zu unserem Glück in Indien bei.

Delhi, der nächste Halteplatz, war sicherlich nicht der uninteressanteste von unserer Tour. Lord Canning interessierte sich sehr für die Be-

lagerung und besuchte alle die verschiedenen Positionen. Die Anhöhe, ihre Umgebung, die Breschen, der Palast waren am meisten Gegenstand seiner Bewunderung. Außer mir waren noch zwei Delhileute bemüht, Lord Canning alles zu erklären, Sir Edward Campbell, welcher von Anfang bis zu Ende bei den 60. Schützen mitgemacht hatte und einer der besten Offiziere des Regiments war, und Jemmy Hills, der jetzt Adjutant des Vizekönigs geworden; im Lager von Lord Clyde waren noch Norman, Steward und Becher.

Ich hatte natürlich meiner Frau auch jeden Schauplatz unserer Kämpfe in Agra, Aligarh und Bulandshahr gezeigt, aber Delhi hatte doch die größte Anziehung für sie. Es ist sicherlich, auch wenn man von der Belagerung absieht, ein außerordentlich anziehender Platz. Seit Jahrhunderten war die Stadt Sitz der Regierung unter den verschiedensten Regenten gewesen, verschieden an Nationalität und Religion. Wenige Städte beherbergen soviele Spuren ehemaligen Glanzes, und wenige sind wohl öfters belagert und bestürmt worden, oder könnten mehr von Blutvergießen erzählen als Delhi. Und was für unendliche Schätze müssen aus dieser Stadt geplündert worden sein! Als Tamerlane im Jahre 1398 die Stadt einnahm, ließ er die Bewohner 5 Tage lang massakrieren; die Straßen sollen unpassierbar gewesen sein wegen der Haufen von Leichen. Im Jahre 1739 schaffte der persische Eroberer, Nadir Schah, nachdem er die Stadt 58 Tage geplündert und tausende von den Einwohnern hingemordet hatte, 32 Millionen Pfund Sterling an Beute fort. Obwohl die Zeichen des Kampfes von 1857 noch überall sichtbar waren, schienen die Eingeborenen alles vergessen zu haben.

Die Stadt war genau so stark bevölkert wie vorher. Der Markt war eben so belebt und bunt mit Tüchern geschmückt; Juwelenhändler und Shalverkäufer machten genau so gute Geschäfte wie früher und taten alles, was in ihren Kräften stand, um dem fremden Mann sein Geld aus der Tasche zu locken, als wenn der Handel nie unterbrochen gewesen wäre. So schnell erholen sich die Orientalen von den Folgen eines schrecklichen Krieges.

Wir verließen Delhi am 3. Januar 1860 und marschierten über Kurnal. Als wir an diesem Orte anlangten, begab sich meine Frau zu Lady Canning, wie sie oft tat, wenn wir erst etwas später aufbrachen. Diesmal war Lady Canning gerade damit beschäftigt,

die Post aus England durchzusehen, die angekommen war. Lady Canning wollte aber meine Frau nicht gehen lassen, bis sie den Teil eines Schreibens von Lady Waterford gelesen hätte, das sie eben erhalten hatte. Es war die Antwort auf einen Brief, in welchem Lady Canning das Lager beschrieben und ihrer Schwester eine Liste von allen Leuten in demselben gegeben hatte. Lady Waterford schrieb: „Euer Quartiermeister muß der Sohn von General Roberts sein, welcher in der Nähe von Waterford wohnt; er war voriges Jahr auf Urlaub zu Hause. Ich muß dir eine amüsante kleine Anekdote von seinem Vater erzählen. Eines Abends, als der General in Curraghmore dinierte, saß er zufällig neben dem Primas von Irland und fing mit ihm eine Unterhaltung an. Nach einer Weile stellte sich heraus, daß sie sich in ihrer Jugend gekannt, sich aber seit einem gewissen Morgen nie wieder gesehen hatten.

An jenem Morgen duellierten sie sich wegen eines Zankes im Kasino. Zum Glück endete der Zweikampf ohne Wunde, worüber im Innern jeder froh war, weil ihnen ein Stein vom Herzen fiel, nicht der Mörder des anderen zu sein. Zu dem Duell waren sie von ihren Kameraden überredet worden, welche behaupteten, sie seien es ihrer Ehre schuldig, einander auf diese Weise Genugtuung zu geben. Die beiden alten Herren belustigten sich sehr über diese Geschichte."

Eine Zeit lang hatte ich gehofft, mit meinem ehemaligen General Hope Grant nach China gesendet zu werden. Dieser sollte eine Expedition befehligen, die im Vereine mit französischen Truppen die Chinesen dafür bestrafen sollte, daß eine kombinierte französische und englische Marinebrigade im Frühling desselben Jahres vor dem Takufort zurückgeschlagen war. Aber meine Hoffnungen erfüllten sich leider nicht. Lord Clyde entschied, daß Lumsden und Allgood als Quartiermeister mitgehen sollten, und ich fühlte mich natürlich ein wenig zurückgesetzt. Ein oder zwei Tage nachher dinierten wir bei Canning, und Lord Clyde führte meine Frau zu Tisch. Seine erste Bemerkung war: „Ich glaube, ich habe mir Ihren Dank verdient, wenn es mir auch nicht gelungen ist, jeden bei der Vergebung der Chinastellungen zu befriedigen." Auf die Frage meiner Frau, für was sie ihm dankbar sein sollte, antwortete er: „Nun weil ich Ihren Mann nicht nach China geschickt habe. Ich meinte, es wäre unangenehm für Sie, in

einem fremden Lande allein zurückzubleiben, wo Sie doch erst einige Monate verheiratet sind. Wenn Ihr Mann ledig wäre, hätte ich ihn sicher mit der Expedition geschickt." Das war zuviel für meine Frau, welcher es sehr leid getan hatte, daß sich meine Hoffnung nicht erfüllte, und sie konnte sich nicht halten zu erwidern: „Leider kann ich Ihnen nicht so sehr dankbar sein; denn mein Mann muß doch annehmen, daß ich seine Karriere ruiniere; Sie haben Ihr Bestes getan, daß er die Heirat bedauert." Der arme alte General war äußerst erstaunt und platzte in seiner etwas groben Weise heraus: „Na, da lasse ich mich hängen; Euch Frauen lerne ich nicht verstehen! Ich habe mir alle Mühe gegeben, Ihnen eine Freude zu machen, und der Erfolg ist, daß Sie mir böse sind. So wahr ich lebe! Niemals will ich wieder einer Frau zu helfen versuchen." Meine Frau sah, daß er es wirklich gut gemeint und nur falsch angefangen hatte, weil er eben die Frau nicht verstand. Ihr Ärger verflog und schließlich wurden sie noch gute Freunde.

Mitte Januar kamen wir nach Umballa, wo der Vizekönig die Cis-Sutley-Häupter empfing. Sie waren alle herrlich gebaute, schöne Menschen und wunderbar gekleidet. Die feinen Farbtöne, welche die Sikhs lieben, die kriegerisch aussehenden Kostüme von einigen Sirdars und die hoheitsvolle Ruhe dieser hochgeborenen Männer, welche uns ausgezeichnete Dienste in der Stunde der Not geleistet hatten, machten das Schauspiel äußerst pittoresk und eindrucksvoll. Der Ehrensitz wurde dem Maharaja von Patiala eingeräumt, dem Großvater des jetzigen Maharaja, weil er der mächtigste der Phulkischen Fürsten war. Ihm folgten seine Nachbarn von Nabba und Jhind, alle drei Muster von wohlerzogenen Sikhs, von imponierendem Äußeren und würdigem Auftreten. Sie waren hoch erfreut, daß man ihnen das Recht der Adoption gab, und erhielten jeder noch eine greifbare Belohnung in Gestalt einer Gebietserweiterung.

Auf die Sikhs folgten einige Rajas von geringerer Wichtigkeit, welche meist aus den benachbarten Bergen gekommen waren, um den Dank des Vizekönigs für ihre treuen Dienste während des Aufstandes entgegenzunehmen. Viele von ihnen hatten Sorgen, die sie beseitigt wissen wollten; andere wollten eine Gnade erbitten; und der Vizekönig war im großen und ganzen im stande, allen gerecht zu werden, indem er berechtigten Klagen Gehör schenkte und auf diejenigen kleine Rechte

übertrug, von denen er annehmen konnte, daß sie keinen Mißbrauch damit trieben. Die Klugheit dieser Politik erwies sich noch nach Jahren durch die vorzüglichen Erfolge.

Am 29. Januar kam der Raja von Kapurthala, um den Vizekönig auf seinem Marsche nach Jullundur zu begrüßen. Er hatte außer der tätigen Hilfe, die er dem Obersten Lake in den ersten Tagen des Aufstandes erwies, noch weitere Hilfe geleistet, indem er 2000 Mann selbst nach Oudh führte und mit ihnen an 6 Gefechten teilnahm. Der Vizekönig dankte ihm in liebenswürdigster Weise und beschenkte ihn für diese treuen Dienste und seine auch weiterhin immer zu Tage getretene Loyalität mit ausgedehnten Gütern in Oudh, sodaß der Raja einer der ersten Talukdars daselbst wurde. Dieser Raja ist der Großvater von dem aufgeklärten Edelmann, welcher vor einigen Jahren in England war.

Wir statteten Umritsar noch einen kurzen Besuch ab, wo uns ein Feuerwerk empfing, und sich die Sikhs aus der Umgegend in den Straßen drängten, um den Vizekönig in ihrer heiligen Stadt Willkommen zu bieten, und am 10. Februar kamen wir in Lahore an. Früh am folgenden Morgen hielten wir unseren feierlichen Einzug. Als wir uns der Zitadelle näherten, bekamen wir die lange Linie von berittenen Oberhäuptern in Sicht, welche sich aufgestellt hatten, um den Vizekönig zu begrüßen. Es war eine glänzende Versammlung, Sikh-Sirdars, stattliche Berg-Rajputs, wildpittoreske Multaner und Baluchen, mit ihren langen fliegenden Locken, kühne Tawanen aus der Salzgegend, alle in schönster Farbenpracht aneinandergereiht wie die Farben des Regenbogens. Ihre Juwelen glitzerten in der Morgensonne, während ihre wundervollen Pferde mit prächtiger golddgewirkter Schabracke bedeckt und mit goldenem und silbernem Pferdeschmuck behangen, unter dem Drucke ihrer scharfen Gebisse sich auf- und niederbäumten. Als der Zug in Sicht kam, setzte sich die glänzende Kavalkade in Bewegung, und jeder Gruppe Häuptlingen ritt der Bevollmächtigte des betreffenden Distriktes voran. Sie grüßten den Vizekönig ehrerbietig, als sie sich ihm näherten, ritten an ihm vorbei und schlossen sich dem Zuge an, indem sie ihren Platz zwischen der Leibgarde und der Artillerie einnahmen. Von dem Fort wurde der Königssalut gefeuert, als wir unter dem Stadtwalle vorbeikamen; dann ging es durch die Zivilstation von Anarkali

weiter nach dem Lager, wo die Garnison von Mian-Mir unter dem Kommando von Generalmajor Sir Charles Windham zum Empfange Aufstellung genommen hatte.

Am Abend war Illumination und eine Elefantenprozession. Der Vizekönig, welcher in einer prachtvollen Howdah saß, geleitete den Zug durch die wunderbar erleuchtete Stadt. Plötzlich wurden einige Raketen losgeschossen, und das Resultat war ein Scheuwerden der Elefanten, welche in allen Himmelsrichtungen in größter Eile durch die engen Straßen das Weite suchten. Dies war für die Reiter gerade kein angenehmer Augenblick. Nach und nach wurden die Tiere von ihren Führern beruhigt und zurück gebracht, aber nur, um bei einer neuen Salve wieder in wilder Flucht auseinanderzustieben. Ein zweites Mal wurden sie beruhigt, und nachdem sie sich an den Lärm nach und nach gewöhnt hatten, setzte der Zug seinen Weg nach dem Garten des alten Palastes fort. Hier wurden die Elefanten in Linie aufgestellt, als plötzlich eine neue Raketensalve sie wieder in rasende Flucht trieb. Sie stürzten sich durch den Park, durch die Tore, und einige konnten erst aufgehalten werden, als sie schon weit ins Land hinein gerast waren. Eigentümlicherweise ereignete sich bei dem ganzen Wirrwarr nur ein ernster Unglücksfall; ein Offizier wurde von einem Ast aus seiner Howdah geschleudert und brach die Hüfte. Lord Clyde erklärte, dieser Ritt sei schlimmer gewesen, als eine große Schlacht; er hätte lieber eine Schlacht mitgemacht!

Der Lahoreempfang, bei welchem die Punjaboberhäupter begrüßt wurden, übertraf an Zahl und Glanz jede vorhergegangene Zeremonie. Viele von Runjit-Sings Sirdars waren anwesend, darunter solche, die gegen uns in den Sutley- und Punjabfeldzügen gefochten hatten, aber jetzt unsere besten Freunde waren. Die Häuptlinge bereiteten ganz aus freien Stücken eine Adresse vor, welche sie Lord Canning überreichten. Dieser antwortete darauf in beredter und herzlicher Weise, indem er ihrer Tapferkeit und Treue das höchste Lob zollte, und ihnen für die hervorragende Hilfe in der Not dankte.

Während das Lager nach Sialkot marschierte, wo der Maharaja von Kaschmir und einige Edle begrüßt werden sollten, begab sich der Vizekönig, von Lady Canning, Lord Clyde und einem kleinen Stab begleitet, zu einem kurzen Besuch nach Peschawar, in der Absicht,

unsere dortige Position in Augenschein zu nehmen und sich zu überzeugen, ob eine Zurückziehung diesseits des Indus anzuraten sei, was John Lawrence befürwortet hatte. Aber der Besuch bestärkte Lord Canning nur in seiner vorgefaßten Meinung, daß Peschawar von uns als Grenzstation gehalten werden müsse.

Meine Frau blieb in Mian-Mir bei unseren lieben Freunden, Doktor und Mrs. Tyrrell Roß, bis es für sie Zeit wurde nach Simla zu gehen. Die Aufmerksamkeit Lord Cannings, welcher mir sagte, es ginge jetzt alles im Lager so am Schnürchen, daß meine Anwesenheit nicht immer notwendig sei, setzte mich in den Stand, meine Frau von Zeit zu Zeit aufzusuchen.

Lord Cannings Reise war nun beinahe zu Ende, und wir marschierten, ohne uns irgendwo länger aufzuhalten, von Sialkot nach Kalka, am Fuße der Berge, wo das Lager am 9. April aufgelöst wurde. Es war die höchste Zeit in kühlere Regionen zu kommen, denn die Hitze in den Zelten war in den letzten Tagen unerträglich geworden. So endete ein sechsmonatlicher Marsch über ein Gebiet von über 1600 Kilometer, ein Marsch, der wohl von keinem Vizekönig wieder unternommen werden wird, da jetzt die Bahn bis Peschawar geht, und Salonwagen die Stelle großer Zelte eingenommen haben.

Dieser Zug durch Indien hatte wunderbare Folgen. Die Vorteile eines persönlichen Zusammentreffens des Vertreters der Regierung mit den bedeutendsten Feudalen und Häuptern unserer Einflußsphäre waren beträchtliche; die Gelegenheit, welche sich dem Vizekönig bot, indem er alle für ihre Dienste belohnen und ihnen seinen Dank selbst sagen konnte, auf der anderen Seite aber sich auch nicht scheute, gegen alle nachsichtig und versöhnlich zu sein, welche gegen uns gewesen waren, unter der Bedingung, daß sie in Zukunft sich auch loyal verhielten, verfehlte nicht auf ganz Indien einen tiefen Eindruck zu machen. Die Bekanntgabe des Adoptionsrechtes bei den verschiedenen Festen, sowie die Einräumung beschränkter Teilnahme an der Verwaltung, wurde viel mehr gewürdigt, als die greifbare Belohnung in Form von Gebietserweiterungen, welche für treue Dienste im Aufstand gewährt waren.

Nachdem meine Aufgabe beendet war, kehrte ich nach Mian-Mir zurück, um meine Frau und meine kleine Tochter abzuholen, welche am 10. März auf die Welt gekommen war, und beide nach Simla

zu bringen. Die Reise nach den Bergen war furchtbar langweilig. Wagen gab es damals noch nicht; meine Frau reiste in einem Jampan, einer Art offener Sänfte, mit Lehnsitz versehen. Dieselbe wurde von 8 Kulis getragen, welche einander zu viert abwechselten und an Stationen neu gemietet wurden; ich ritt oder ging neben ihr. Sie war durch die Reise von Mian-Mir ganz herunter, aber als wir höher und höher stiegen und in die schöne Bergluft kamen, lebte sie wieder auf. Vier Stunden dieser ungewohnten Reise hatten aber dennoch in ihrem noch schwachen Zustande genügt, sie ganz zu ermüden, und ich beschloß daher, als ich ein einigermaßen bequemes Haus fand, den nächsten Tag dort zu bleiben. Dann aber ging es Station nach Station weiter, bis wir nach Simla kamen. Unser Haus „Mount Pleasant" lag auf der Höhe eines Berges. Immer höher stiegen wir hinauf, an Rhododendronhainen vorbei, deren rote, abfallende Blüten den Weg bestreuten, bis wir oben anlangten, wo sich uns eine wunderbare Aussicht bot. Die bewaldeten Berge von Jakho und Elysium im Vordergrund, Mahasu und die wunderschönen Schallipiks in mittlerer Entfernung, und endlich dahinter und alles überragend die Berge, mit ewigem Schnee bedeckt, welche in der Morgensonne glitzerten: alles dies war ein Bild, das uns beide überwältigte. Ich konnte meine Frau kaum überreden ins Haus zu kommen, aber schließlich triumphierten Hunger und Ermüdung. Unsere Dienerschaft hatte alles in unserem kleinen Heim so bequem wie möglich gemacht; das Feuer prasselte in den Kaminen, und ein gemütliches Frühstück wartete unser; es war ein wonniges Gefühl, endlich in unserem eigenen Heim zu sein.

Lord Canning blieb nicht lange in Simla. Der Rat in Calcutta verlor seinen Präsidenten, Sir James Outram, der wegen seiner Gesundheit Indien verlassen wollte; und da die Einführung einer Einkommensteuer in Indien große Aufregung verursachte, eilte der Vizekönig nach Calcutta zurück, weil er es für richtig fand auf dem Posten zu sein.

Die Maßnahmen infolge des Aufstandes hatten der Regierung die Taschen geleert; und obwohl eine große Anleihe aufgenommen war, fanden es die Behörden doch unmöglich, mit den vermehrten Auslagen Schritt zu halten. Lord Canning hatte deshalb in England um einen erfahrenen Finanzmann gebeten, und Mr. Wilson, der

in dieser Beziehung großen Ruf genoß, wurde herausgeschickt. Er erklärte, das einzige Mittel sei eine Einkommensteuer, und wurde in seiner Ansicht von den Kaufleuten in Calcutta unterstützt. Andere Europäer indes, welche Indien ganz genau kannten, meinten, daß es nicht ratsam sei, die Abneigung der Eingeborenen gegen eine derartige direkte Besteuerung zu übersehen, und Sir Charles Trevelyan, Gouverneur von Madras, war vollständig gegen eine solche Steuer. Anstatt aber seine Befürchtungen der britischen Regierung mitzuteilen, proklamierte er seinen Widerspruch öffentlich und gab dadurch das Signal für die Agitation der Unzufriedenen in Indien. Lord Elphinstone, der Gouverneur von Bombay, folgte dem Beispiel Trevelyans, aber in einer weniger ausgesprochenen Weise; diese Angriffe der kleineren Präsidentschaften waren natürlich für die indische Regierung sehr unangenehm. Trotz aller Opposition wurde die Einkommensteuer eingeführt, und das ungewöhnliche Verhalten Sir Charles Trevelyans brachte ihm seine Absetzung.

Lord Canning verließ Simla im Mai, in der heißesten Jahreszeit Indiens, um seine lange und beschwerliche Reise anzutreten. Als ich mich bei ihm verabschiedete, teilte er mir mit, daß Sir Hugh Rose, der damals die Armee von Bombay befehligte, zum Nachfolger Lord Clydes ernannt worden sei, der schon lange den Wunsch gehabt habe, nach England zurückzukehren, und daß, obwohl Sir Hugh die Absicht habe, nach Calcutta zu gehen, er wünsche, daß das Hauptquartier in Simla verbleibe. Wir waren über diesen Punkt in Sorge gewesen, denn wenn ich nach Calcutta gemußt hätte, wären unsere ganzen schönen Sommerpläne ins Wasser gefallen.

Das Leben in Simla war damals etwas einförmig, da die Gesellschaft noch nicht groß war. Es waren aber doch einige Leute auf Urlaub heraufgekommen, wie das auch heute noch der Fall ist, und da diese nichts zu tun hatten, gab es manche Unterhaltung, die sich aber in ganz bescheidenen Grenzen bewegte; wir nahmen keinen großen Teil daran. Meine Frau machte sich nicht viel aus Gesellschaften und war den größten Teil des Sommers krank gewesen. Sie hatte zwei oder drei liebe Freunde gewonnen und fühlte sich in ihrem Bergesheim sehr glücklich, obgleich es ihr zu Zeiten etwas einsam war, weil ich den größten Teil des Tages auf dem Bureau verbrachte.

Im Herbst machten wir Ausflüge in die Berge unterhalb Simla,

die für meine Frau neue schöne Eindrücke brachten. Wir brachen meistens am Morgen auf und schickten unsere Leute halbwegs voraus, wo sie uns das Frühstück an einem schönen schattigen Fleck fertig machten. Dort blieben wir und lasen, schrieben oder ruhten nach dem Lunch aus. Dann wurde es Zeit, daß wir weiter marschierten, um noch vor dem Diner nach unserem Halteplatz für die Nacht zu kommen.

Es war eine wunderbare Jahreszeit; die Herbstfärbung der Blätter ließ die Wälder in allen Tönen erglänzen, und die scharlachroten Guirlanden des Himalayaweines bildeten einen wundervollen Kontrast zu dem Dunkelgrün der feierlichen Deodara (Cedrus Deodara), um deren Zweige er sich zu winden liebt.

Kapitel XXXIV.

Der Stab — Wieder mit dem Lager des Vizekönigs — Die Marmorfelsen — Lady Cannings Tod — Schweinestechen in Jamu — Lord Canning — Gwalior und Jhansi — Departementsbeförderung.

Im Jahre 1860 geschah in der Organisation der Armee in Indien eine einschneidende Veränderung, nachdem eine Verordnung durch das Parlament ergangen war, daß die lokale europäische Streitmacht mit der königlichen Armee vereinigt würde. Indem die Regierungsgewalt von der ostindischen Kompagnie auf die britische Regierung überging, ergab sich die Frage, was mit den von der ostindischen Kompagnie ausgehobenen Truppen werden solle. Die Regierung erkannte an, daß die Bedingungen, unter denen die Offiziere und Mannschaften sich der ostindischen Kompagnie zum Dienst verpflichtet hatten, in keiner Weise bei der Übernahme der Verwaltung durch England geändert seien. Die Soldaten verlangten aber, neu ausgehoben zu werden, und als dies abgeschlagen wurde, ersuchten sie um ihre Entlassung. Diese wurde erteilt, und von den 16000 Mann der lokalen indischen Armee mußten 10000 Mann nach England geschickt werden. Diese Leute wurden ersetzt und die lokale Streitmacht wurde durch Nachschub von England auf ihrer Höhe gehalten; von dem Augenblick der Verschmelzung aber wurde die Bedingung, nur in Indien dienen zu brauchen, aufgehoben.

Es herrschte große Meinungsverschiedenheit über die Notwendigkeit

und Nützlichkeit dieser Maßregel; die Offiziere in königlichen Diensten waren im großen und ganzen für dieselbe; vor allem Sir Hugh Rose, aber in Indien war sie nicht sehr populär. Es wurde gefürchtet, daß der Wechsel eine große Vermehrung der militärischen Stellungen mit sich bringen werde, welche die indische Regierung zu bezahlen haben werde; daß auf der anderen Seite trotz dieser Vermehrungen die Kontrolle der Regierung über die Organisation und Verwaltung der Armee beschränkt werde, und es unter Umständen die politische Lage mit sich bringen könne, die Truppen nach Europa zu schaffen, wobei dann indische Interessen außer acht gelassen würden. Wer für die Bill eintrat, meinte, es sei unnatürlich, wenn nach der Übernahme der Verwaltung durch die britische Regierung in Indien eine Armee existiere, der man vom Londoner Kriegsamt aus nichts zu sagen hätte. Es können viele Gründe für und gegen beide Ansichten vorgebracht werden, und obwohl sich in der Folge herausstellte, daß die Befürchtungen der Gegner dieser Vorlage nicht grundlos waren, war diese meiner Meinung nach unvermeidlich, und ist für beide Teile von Vorteil gewesen.

Die Vereinigung der beiden Armeen beschleunigte mein Avancement erheblich; denn um das indische Ordonnanzkorps auf dieselbe Stufe wie das britische zu stellen, mußte der Rang eines Hauptmanns zweiter Klasse eingeführt werden. Ich erhielt diesen Rang im Oktober 1860, aber schon am nächsten Tag erschien mein Name in der Gazette als Brevet-Major (charakterisierter Major).

Im selben Jahre wurde das Stabskorps eingeführt. Dies geschah, weil beinahe alle regulären Regimenter der bengalischen Armee verschwanden und durch irreguläre Truppen ersetzt wurden. Da aber unter dem irregulären System die Anzahl der Offiziere zu klein war, um im Regiment zu avancieren, wie es unter dem regulären System gewesen war,*) mußte eine Organisation geschaffen werden, durch

*) Unter dem regulären System, welches nach dem bei der königlichen Armee existierenden geregelt war, hatte jedes eingeborene Kavallerieregiment 22, jedes eingeborene Infanterieregiment 25 britische Offiziere, welche nach der Anciennität avancierten. Von dieser Einrichtung wurden Offiziere genommen, ohne wieder ersetzt zu werden, um in die verschiedenen Departements, an denen die indische Verwaltung so reich war, eingereiht zu werden (Stab, Zivil, Politik, Kommissariat, Besoldung, öffentliche Arbeiten, Gestüte und Polizei). Mit dem irregulären System war dies nicht mehr möglich, obwohl die Anzahl der briti-

welche alle Offiziere in der indischen Armee gleich gestellt waren. Es wurden viele Vorschläge gemacht; einer derselben, von Oberst Norman ausgearbeitet, wurde mit wenigen Änderungen von dem Staatssekretär angenommen. Hiernach sollten alle Offiziere, die in die indische Armee eintraten, auf eine Liste kommen, in welcher sie nach bestimmten Zeitabschnitten avancieren würden. Alle Offiziere, die durch die Entwaffnung ihrer Regimenter und den Wechsel zum irregulären System stellenlos geworden waren, sollten das Recht haben, sich auf diese Liste mit setzen zu lassen. Der Ausdruck Stabskorps hingegen war eine falsche Bezeichnung, weil diese Einrichtung mit Stabsangelegenheiten garnichts zu tun hatte.

Gegen Ende des Sommers kündigte der Vizekönig an, daß er die Absicht hege einen Marsch durch Zentralindien zu unternehmen, und ich erhielt wiederum den Befehl, die Verantwortung für das Lager zu übernehmen, welches in Benares gebildet werden sollte. Meine Frau und unser Kind blieben in Simla bei unseren Freunden, den Donald Stewarts, und ich ließ sie mit dem ruhigen Gefühl zurück, daß sie bei ihnen glücklich sein und gut gepflegt werden würden. Sir Hugh Rose befand sich in Allahabad, und als ich dort durch kam, machte ich mir die Gelegenheit zu Nutze, meinem neuen Chef meine Ehrerbietung zu erweisen; ich brannte darauf, einen Offizier kennen zu lernen, den ich von der Zeit an bewundert hatte, wo er als Chargé d'affaires in Konstantinopel die Türken aus der gefahrvollen Zeit, als Rußland einen Angriff zu machen drohte, durch seine Energie rettete; auch führte er in meisterlicher Weise den Feldzug in Zentralindien, trotz der fehlenden Transportmittel und anderer Unglücksfälle, auch trotz eines Sonnenstiches, der jeden anderen Menschen vollkommen unfähig gemacht haben würde. Damals war Sir Hugh Rose 59 Jahre alt; er war ein großer Mann, schlank und wohl, aber etwas schwächlich aussehend, und von edlem Auftreten. Er empfing mich in liebenswürdigster Weise und sagte mir, er wünsche mich im Hauptquartier zu sehen, sobald der Vizekönig meiner nicht mehr bedürfe.

Das diesjährige Lager war bei weitem nicht so groß, als das vom Jahre vorher. Die Eskorte war viel geringer, auch marschierte

schen Offiziere bei jedem Korps nach dem Aufstand um 3 bis 9 bei einem Kavallerieregiment und um 3 bis 8 bei einem Infanterieregiment erhöht wurde.

der Kommandierende mit seinem Stabe nicht, wie das vorige Mal, mit uns. Lord und Lady Canning kamen an Bord eines Dampfers am 6. November in Benares an, und ich begab mich zu ihrer Begrüßung an Bord. Lord Canning war gütig und freundlich wie immer, aber er sah meiner Ansicht nach nicht wohl aus. Lady Canning war ganz die alte; sie machte mir Vorwürfe, daß ich meine Frau nicht mitgebracht habe; als ich ihr aber erzählte, wie krank sie gewesen sei, war sie meiner Meinung, daß das Lagerleben nichts für sie sei.

Für mich ist Benares eine der gräßlichsten Städte; die Straßen sind eng und schmutzig; schöne Gebäude gibt es nicht, das einzige Interessante ist, daß die Stadt von den Hindus heilig gehalten wird. Die Aussicht auf die Stadt und die brennenden ghâts vom Flusse her ist sehr pittoresk zu sehen aber ist weiter nichts.

Wir brauchten zwei Tage, um das Lager über den Ganges nach Mirzapur zu schaffen. Eine Brücke gab es nicht, und alles mußte in Booten hinüber gebracht werden; 10000 Leute, 1000 Pferde, 2000 Kamele, 2000 Ochsen, außerdem alles Zeltmaterial, Wagen und Gepäck. Die 180 Elefanten schwammen mit ihren Führern hinüber, welche ihnen den Kopf hoch hielten und sie antrieben. Die Strömung war reißend und es war ein schwieriges Geschäft, die Tiere auf der anderen Seite zu landen. Schließlich gelang es aber doch, und unser einziger Verlust war ein Kamel, welches über Bord fiel.

Der Marsch nach Jubbulpur führte durch wunderbare Szenerie, niedrige Höhenzüge und prächtigen Jungel, der in den herrlichen Farben des flammenroten Dhak-Baumes glänzte. Es gab sehr viel Wild, und gelegentlich erlegten wir einen Tiger. Manchmal begleitete Lord Canning die Jäger, aber doch ziemlich selten, weil er es nicht verstand, sich von seiner allerdings ungeheuren Arbeit gelegentlich los zu machen. Selbst während der Morgenfahrt war er mit dem Lesen von Zeitungen beschäftigt, und sobald wir das Lager erreichten, begab er sich sofort zu seinem Arbeitszelt, das er bis zur Dinerstunde nicht verließ; gleich nach beendigter Mahlzeit ging er wieder an die Arbeit, wenn nicht Fremde anwesend waren, mit denen er sich zu unterhalten wünschte.

In Jubbulpur hielt der Vizekönig einen Empfang ab für den Maharaja Tukaji Holkar von Indore und einige unbedeutendere Häupter dieser Provinz. Holkars Benehmen während des Aufstandes

war nicht ganz unverdächtig gewesen, aber in Anbetracht, daß die einzigen Truppen, welche er zur Verfügung hatte, zu dem meuterischen Indorekontingent gehörten, der meistens aus von englischen Offizieren ausgehobenen Hindustanis bestand, über welche der Maharaja nicht viel Kontrolle hatte, ließ man Gnade vor Recht ergehen und tat so, als ob man das illoyale Verhalten der Unentschlossenheit und Furcht zugeschoben hätte, und gestattete ihm daher zum Empfang zu erscheinen. Ein anderer Potentat, welcher mit empfangen wurde, war die Beghum von Bhopal, welche als mächtige und entschlossene, dabei vollständig loyale Regentin der englischen Regierung außerordentlich wichtige Dienste während des Aufstandes geleistet hatte. Sie war eine derjenigen Frauen, welche der Osten gelegentlich hervorbringt, außerordentlich talentiert und von großer Charakterstärke, Eigenschaften, die im Osten nur wenige Frauen besitzen; wenn sie aber von der Natur damit ausgestattet sind, besitzen sie dann auch beinahe unumschränkte Macht. Lord Canning gratulierte der Herrscherin zu dem Erfolge, mit welchem sie ihr Land regiert hatte, dankte ihr für die guten Dienste und belohnte sie mit einem großen Stück Land. Sie war eine entschlossene kleine Frau, die ihre Muttersprache vollständig fließend sprechen konnte. Sie besorgte sämtliche Staatsangelegenheiten selbst und hat eine äußerst interessante Geschichte über ihre Pilgerfahrt nach Mecca geschrieben.

Gerade als die Herrscherin Abschied nahm, wurde die Nachricht ins Lager gebracht, daß 5 Kilometer vom Kantonnement ein Tiger wäre; deshalb machten sich alle, die abkommen konnten, auf den Weg. Weil ich kein guter Schütze war, meinte ich, es wäre am besten, wenn ich den Treibern helfen würde, aber das Glück wollte, daß der Tiger gerade vor meinem Elefanten aus dem Dickicht trat. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, brachte meinen Schuß an und war auch wirklich so glücklich, das Tier über den Haufen zu schießen.

Während wir in Jubbulpur waren, besuchte ich die berühmten Marmorfelsen am Nerbudda. Wir ruderten ungefähr 2 Kilometer flußaufwärts, als das Flußbett enger wurde, und prachtvolle Marmorblöcke uns zu Gesicht kamen. Die Klippen erhoben sich ungefähr bis zu einer Höhe von 30 Metern, unten schneeweiß, nach oben in grau übergehend. Das Wasser hatte bräunliche Färbung, und war wunderbar klar, in ihm spiegelten sich die weißen Felsen mit größter Deut-

lichkeit. In den Felsspalten hingen zahlreiche Bienenschwärme, deren Insassen man keinesfalls stören durfte; denn am Ufer sind die Gräber zweier Engländer, welche es sich nicht versagen konnten, die Bienen zu reizen, und bei dem Versuche, den Bienenstichen durch Untertauchen zu entgehen, ertranken.

Einige Tage später verließ der Vizekönig das Lager und begab sich nach Lucknow, wo er einen zweiten Empfang für die Talukdars von Oudh abhielt. Lady Canning setzte ihren Marsch mit uns nach Mirzapur fort, wo ich sie an Bord ihrer Barke brachte und mich von ihr verabschiedete, ein letzter Abschied, denn ich sollte die gute, schöne und begabte Frau nie wieder sehen.

Nachdem das Lager aufgelöst war, begab ich mich Ende Februar zu meiner Arbeit zurück in das Quartiermeisterbureau nach Simla. Ich fand die Stadt tief im Schnee liegend; sie sah reizend aus, aber der plötzliche Wechsel von der großen Hitze in Zentralindien zu einigen Graden unter Null war etwas unangenehm. Meine Frau hatte sich in der prachtvollen Luft vollständig erholt, und sie und das Kind sahen beide kerngesund aus; aber ein oder zwei Tage nach meiner Ankunft erkrankte meine Kleine und starb innerhalb einer Woche; dies war unser erster großer Kummer.

Wir verlebten einen sehr ruhigen und ereignislosen Sommer und verließen anfangs Oktober Simla, um nach Allahabad zu gehen, wo ich Instruktionen erhielt, ein Lager für den Vizekönig vorzubereiten. Dieser hatte sich entschlossen, eine Investitur des Sternes von Indien abzuhalten, eines neuen Ordens, welcher ursprünglich den Zweck hatte, die hervorragendsten Fürsten in Indien zu ehren, die uns gute Dienste geleistet hatten, indem man sie mit einigen der höchsten Personen in England und einer sorgfältig ausgewählten Schar Europäer in Indien auf eine Stufe stellte. Lord Canning war der erste Großmeister, Sir Hugh Rose der erste Ritter.

Die Feier, in welcher die Maharajas von Sindia und Patiala, die Begum von Bhopal und der Nawab von Rampur investiert wurden, war eine sehr erhebende Zeremonie. Aller Blicke richteten sich auf die Begum — eine Frau als Ritter! das war den Europäern eben so neu wie den Eingeborenen — und es herrschte allgemeine Neugierde, wie sie sich benehmen werde. Niemand hätte sich würdiger und mit mehr Anstand benehmen können; auf Lord Cannings An=

sprache antwortete sie in einer wohlgesetzten kleinen Rede in der Urdusprache. Sie war in goldgewirkte Gewänder gehüllt und trug prachtvolle Juwelen. Aber der Eindruck ihres reichen Kostüms wurde etwas dadurch beeinträchtigt, daß sie einen Zweig von künstlichen Blumen, Handschuhe ohne Finger und schwarze Wollstrümpfe mit weißen Fußspitzen trug. Als meine Frau die Begum nach der Feier besuchte, zeigte sie ihr diese Sachen mit größtem Stolze, indem sie hinzufügte, sie hätte dieselben getragen, weil sie „englische Mode" seien. Dies war die erste Gelegenheit, daß Damen gestattet wurde bei einer solchen Feier dabei zu sein, aus Höflichkeit gegen die Begum.

An diesem Abend wurde meine Frau von einem Manne zu Tisch geführt, dessen Äußeres und Manier einen großen Eindruck auf sie machte; sie hatte jedoch seinen Namen nicht verstanden, als er ihr vorgestellt wurde. Sie unterhielt sich sehr gut mit ihm während des Diners, was einen nicht wunder nehmen kann; denn bevor die Tafel aufgehoben wurde, sagte er ihr seinen Namen: Sir Bartle Frère. Sie sah ihn nie im Leben wieder, aber sie sagte mir oft, daß er sie mehr interessiert habe, als beinahe jeder andere der vielen bedeutenden Männer, die sie getroffen hat. Von Allahabad besuchte der Vizekönig nochmals Lucknow, um die Talukdars zu bewegen, ihm bei der Unterdrückung des schrecklichen Mordes weiblicher Kinder behilflich zu sein, welcher seinen Ursprung in der mit Stolz gepaarten Armut der Rajputs hat. In verschiedenen Teilen Indiens waren schon mit mehr oder weniger Erfolg Versuche gemacht, dieses Übel auszumerzen. In Oudh hatte man keinen großen Eindruck gemacht wegen der dort üblichen, vom Vater einer heiratsfähigen Tochter zu zahlenden Mitgift. 200 Talukdars wohnten diesem letzten Empfang Lord Cannings bei und erklärten als Antwort auf seine eindringliche, herzliche Rede ihren festen Entschluß, das Ihrige zur Ausrottung des Übels zu tun.

Der Kommandierende hatte beschlossen, im Winter durch den Punjab zu marschieren, um alle Truppenstationen daselbst zu besichtigen. Das Hauptquartierlager wurde deshalb in Jullundur formiert; dorthin brachen wir auf, sobald die Versammlung in Allahabad aufgelöst worden war. Wir waren eben dort angekommen, als uns die Nachricht von Lady Cannings Tode tief erschütterte. Anstatt ihren Gemahl nach Allahabad zu begleiten, war sie nach Darjeeling

gegangen, und hatte auf ihrer Rückreise in ihrem Bestreben, möglichst viele Skizzen von der wunderbaren Jungelszenerie zu machen, gegen den Rat ihres Gefolges gewünscht, eine Nacht in dem Terai zu bleiben, einem fieberbringenden Landstrich am Fuße des Himalaya. Hier holte sie sich das Jungelfieber, welchem sie 10 Tage nach ihrer Rückkehr nach Calcutta erlag. Ihr Tod brachte allen wirklich persönlichen Kummer, die das Glück hatten, sie zu kennen. Was für ein Schmerz muß das erst für den Mann gewesen sein, der seine Helferin verlor, welche alles Glück und jede Sorge und Last redlich mit ihm geteilt und seinen Erfolg in Indien mit hatte krönen helfen!

Der Kommandierende kam Mitte November an, und alle Offiziere des Hauptquartiers eilten ihm entgegen. Ich ritt einen etwas feurigen, muskatgrauen Araber, den mir Allgood geschenkt hatte. Sir Hugh Rose interessierte sich sehr für arabische Pferde, deshalb fiel ihm das meinige sofort auf. Er rief mich zu sich und frug, woher ich das Pferd habe, und was für ein Gestüt es sei. Von dem Augenblicke an war er immer die Liebenswürdigkeit selbst zu mir, und ich hatte das Gefühl, daß ich diese Rücksicht in erster Linie meinem kleinen Araber zu danken hatte. Er liebte ein gutes Pferd und sah gern, wenn sein Stab gut beritten war. Einige Tage später teilte er mir mit, er wünsche, daß ich ihn auf seinen geplanten Fliegetouren begleiten solle, er könne auf solchen Touren mehr von dem Lande und seinen Truppen sehen, als wenn sie immer mit dem ganzen Lager marschierten.

Wir gingen nach Umritsar, Mian-Mir und Sialkot; an jedem Platze waren die üblichen Inspektionen, Festmähler und andere Unterhaltungen. Der Besuch des Kommandierenden brachte Leben in das einförmige Dasein der Residenten, welche sich die Gelegenheit nicht entgehen ließen und eine Gesellschaft nach der anderen gaben. Auch Sir Hugh Rose liebte, Gesellschaften zu geben, und es war daher ziemlich viel zu tun, sobald man in einer Station angekommen war.

Jamu, wo der Fürst von Kaschmir im Winter residiert, liegt nicht weit von Sialkot; der General konnte der Versuchung nicht widerstehen, einer Einladung des Maharaja zu folgen und sich an einem Schweinestechen zu erfreuen, meiner Meinung nach der schönste Sport, den es gibt. Seine Hoheit unterhielt und bewirtete uns königlich und gab uns Gelegenheit zu prächtigem Sport; aber unsere Freude

wurde durch einen schweren Fall unseres Generals erheblich getrübt. Er hatte als erster einem wundervollen Eber den Speer in den Leib gestochen; als sich das Tier verwundet fühlte, wandte es sich nach seinem Angreifer und warf den General samt dem Pferde über den Haufen. Alle drei lagen in einem Knäuel zusammen.

Der Eber war tot, das Pferd ziemlich häßlich aufgeschlitzt, und Sir Hugh gab kein Lebenszeichen von sich.

Wir trugen ihn zurück nach Jamu auf ein Bett. Als er wieder zu sich kam, sahen wir zu unserer Freude, daß außer einigen Schrammen im Gesicht und einem verstauchten Fuß kein Unglück weiter geschehen war. Trotz des ziemlich heftigen Schmerzes im Fuße ritt der hartgesottene alte Soldat 3 Tage später über das Schlachtfeld von Chilianwalla.

Bald darauf verließ Norman, Generaladjutant der Armee, das Hauptquartier, um eine Stelle als Sekretär des Gouvernements von Indien im Militärdepartement anzutreten. Bevor wir auseinander gingen, drückte er die Hoffnung aus, daß ich ihm bald folgen werde, da im Departement eine Stelle frei werde, welche Lord Canning ihm sicher erlauben würde mir anzubieten. Normans Nachfolger als Generaladjutant war Edwin Johnson, der letzte Offizier, der diesen Posten bekleidete; denn die Stelle wurde abgeschafft, als die Vereinigung der beiden Armeen stattfand. Zwei Märsche von Jhelum wurde meine Frau plötzlich beängstigend krank und mußte zurückbleiben, als das Lager weiter marschierte. Sir Hugh Rose bestand in seiner Güte darauf, seinen Doktor Longhurst bei ihr zurückzulassen und sagte mir, ich müsse bei ihr bleiben, solange es irgend erwünscht wäre. Drei Wochen lang verblieben wir auf dem Lagerplatz von Sahawar, und gegen Ende dieser Zeit war sie dank der Fürsorge des Doktors wieder so weit hergestellt, daß sie in einer Doolie nach Lahore getragen werden konnte; ich ritt neben ihr auf einem Kamel, weil meine Pferde mit dem Lager vorausgegangen waren.

Als ich in Lahore war, erhielt ich einen äußerst gütigen Brief von Norman, in welchem er mir den Posten im Sekretariat anbot, der, wie er mir schon mitgeteilt hatte, frei geworden war. Das Sekretariat hatte seine guten Seiten vor allem, was die Bezahlung anbelangte. Nach einigem Zögern entschloß ich mich jedoch, das freundliche An-

erbieten abzulehnen, weil die Annahme desselben mich dem rein militärischen Wirkungskreise und vor allem dem Dienste in der Front entzogen hätte. Ich verließ meine Frau, als sie auf dem Wege zur Besserung war, und eilte hinter dem Lager her, welches ich bei Peschawar antraf, gerade zur rechten Zeit, um meinen General auf seinem Inspektionsritt längs der Derajatgrenze zu begleiten; diesen Ausflug hätte ich ungern verpaßt. Wir besuchten jede Station von Kohat bis Rajanpur, ein Ritt von ungefähr 700 Kilometern. Brigadegeneral Neville Chamberlain, welcher noch Kommandierender der Punjabgrenztruppen war, traf uns in Kohat und blieb bei uns bis zum Schluß der Inspektion. Wir ritten 40 bis 64 Kilometer am Tage, und unser Gepäck, welches auf Reitkamelen getragen wurde, hielt mit uns Schritt.

Dies war meine erste Erfahrung in einem Lande, mit dem ich später in so enge Berührung kommen sollte, und das mich gleich von Anfang an sehr interessierte. Zu der Zeit, von welcher ich eben berichte, war es ein wildes und gesetzloses Gebiet. Als wir Kohat verließen, trafen wir 4 Leichen, welche in die Stadt geschafft wurden; es waren Ermordete; man sagte uns aber, das sei nichts Ungewöhnliches hier zu Lande. Einmal stellte Sir Neville Chamberlain dem Kommandierenden zwei schmucke junge Khans vor, welche augenscheinlich mit einander befreundet waren; einige Tage später hörten wir, daß der eine seinen Freund getötet habe; es bestand zwischen den beiden Familien seit langer Zeit Blutrache; und obwohl die beiden zusammen aufgewachsen waren, glaubte derjenige, dessen Familie zuletzt ein Mitglied durch Blutrache verloren hatte, es seiner Ehre schuldig zu sein, den Freund zu opfern. Als ich zu meiner Frau zurückkehrte, fand ich sie viel weniger wohl, als ihre Briefe hatten erwarten lassen; sie war aber durch den Besuch ihrer Schwester erfreut worden, die von England zu diesem Zwecke nach Indien gekommen war, und bis zu ihrer Verheiratung mit einem meiner Freunde und Regimentskameraden namens Sladen bei uns blieb. Wir blieben bis Ende März in Umballa. Das einzige Ereignis während dieser Zeit war eine Parade, bei welcher den Truppen angekündigt wurde, daß Lord Canning abgereist und der Earl of Elgin and Kincardine Vizekönig von Indien geworden sei.

Es gibt wenige Leute, deren Handlungen derartig der Kritik

unterworfen gewesen sind, wie die Lord Cannings, aber noch weniger Vizekönige von Indien haben auch mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als der Aufstand war.

Während man den Mangel der Erkenntnis von der Größe dieser Krisis mit gutem Rechte der Unwissenheit seiner Ratgeber zuschreiben kann, welche zum großen Teil nur mit den Verhältnissen in Unterbengalen vertraut waren und deshalb nur wenig über die Stimmung der Bevölkerung in ganz Indien wußten, waren auf der anderen Seite die so erfolgreichen Maßregeln ohne Zweifel seinem eigenen gesunden Urteil und seiner Tüchtigkeit zu verdanken.

Daß durch keinen der verantwortlichen Räte die Ausdehnung des Aufstandes und unsere Lage in Oberindien erfaßt war, geht deutlich aus nachstehendem Telegramme*) hervor, welches von Calcutta am 31. Mai an den Kommandierenden geschickt wurde, drei Wochen, nachdem die Revolte in Meerut ausgebrochen war; aber von dem Zeitpunkte an, wo Lord Canning Calcutta verließ, Januar 1858, und Gelegenheit genug hatte, sich selbst ein Urteil zu bilden, war alles, was er tat, richtig und voll Nachdruck.

Nach außen hin erschien Lord Canning kalt und reserviert, nach meinem Gefühl die Folge seiner Empfindlichkeit; denn er hatte sicher ein gutes Herz und war von allen verehrt und geliebt, die ihm näher traten. Das Bedauern war in Indien allgemein, als drei Monate nach seiner Abreise von Indien die Nachricht von seinem Tode eintraf.

Wir gingen Anfang April nach Simla; die Saison verstrich wie die früheren, vielleicht war diesen Sommer ein wenig mehr los. Der neue Vizekönig blieb in Calcutta; aber Sir Hugh Rose hatte vom vorigen Sommer genug gehabt; er kam nach den Bergen und quartierte sich in „Barnes Court“ ein. Er war sehr gastfrei, und da meine Frau ihre Schwester in die Gesellschaft einführen mußte, ging sie öfter aus, als sie früher gemocht hatte.

---

*) Die Depesche lautete: „Ihre Artillerie wird uns in den Stand setzen, leicht mit Delhi fertig zu werden. Ich bitte Sie deshalb, daß Sie ein europäisches Infanterieregiment und eine kleine Abteilung Kavallerie nach dem Süden von Delhi dirigieren, ohne sie durch Operationen daselbst festzuhalten, damit Aligarh und Cawnpore wieder unser werden.“

Einen großen Teil unserer Zeit verbrachten wir in dem wunderbaren Maschobra, einem Orte in den Bergen, ungefähr 10 Kilometer von Simla entfernt, wo der Kommandierende ein Haus hatte, das er, wenn er es nicht benutzte, gütigst immer uns zur Verfügung stellte. Dies war eine angenehme Abwechselung, welche uns viel Freude machte. Aber selbst im günstigsten Falle wird man der Berge am Ende des Sommers müde, und ich war froh, mit meiner Frau und ihrer Schwester Anfang Oktober nach Agra aufbrechen zu können, wo in diesem Jahre das Lager des Hauptquartiers formiert werden sollte. Der Kommandierende hatte nämlich befohlen, daß die Wintertour zuerst durch Bundelkand und Zentralindien gehen solle, dem Schauplatz seines erfolgreichen Feldzuges.

Nach dem zweiten Marsch wurden wir, als wir morgens erwachten, durch die Schreckensnachricht überrascht, daß Oberst Gawler, der stellvertretende Generaladjutant, in der vorigen Nacht von einem Diebe schwer verwundet worden sei, der eine große Summe Geld hatte stehlen wollen. Der Oberst hatte diese Summe am Tage vorher von der Bank erhalten, und das Geld zur größeren Sicherheit während der Nacht unter sein Kopfpolster gelegt. Mitten in der Nacht wurde er von seiner Frau geweckt, die ihm sagte, es sei jemand im Zelt; er konnte im düsteren Lichte der Nachtlampe eine dunkle Gestalt am Boden kriechen sehen. Er sprang aus dem Bett und packte den Dieb, dieser aber war nackt und über und über mit Öl eingerieben, so daß er sich leicht den Händen des Obersten entwinden konnte. Er entschlüpfte unter der Zeltwand weg, wurde aber noch im letzten Augenblick von Gawler am Bein erfaßt, und es entstand nun draußen ein Ringkampf. Als der Dieb sah, daß er nicht entschlüpfen könne, stach er mit einem Messer um sich, das er an einer Schnur am Handgelenk befestigt hatte, und verletzte den Obersten schwer. Dieser hatte jedoch mittlerweile die Aufmerksamkeit zweier Kaffirdiener erregen können, die sich auf den Dieb stürzten. Der eine wurde auch gestochen, aber der andere rannte nach Kaffirbrauch mit dem Kopf zuerst dem Dieb gegen den Magen, wobei diesem die Luft ausging; natürlich war es dann ein Leichtes, den Räuber zu binden und in Gewahrsam zu bringen. Es war ein richtiges Räubergebiet, und als ich einige Wochen später mit meinem General eine Fliegetour machte, ließ ich meine Frau und ihre Schwester nicht so leichten Herzens

zurück, wie sonst. Aber weder sie noch meine Schwägerin fürchteten sich. Jeden Abend schickten sie alle Wertgegenstände nach der Wache, und fühlten sich dann ganz sicher.

Als das Lager nach Gwalior kam, schien der Maharaja zu denken, er könne gar nicht genug tun, seine Dankbarkeit für Sir Hughs Hilfe in der Not des Juni 1858 zu bezeugen, als die Gwaliortruppen meuterten und sich der Armee unter dem Rani von Jhansi und Tantia Topi anschlossen. Einen Tag nach unserer Ankunft hielt der Maharaja eine große Revue über seine neu errichtete Armee zu Ehren von Sir Hugh Rose ab. Am nächsten Tage war ein Fest in der frischen Luft des Blumengartens; am dritten Tag folgte ein Picknick und ein Elefantenkampf, übrigens eine etwas zahme Affäre. Wir hatten uns auf ein nervenerregendes Schauspiel gefaßt gemacht, aber die großen Tiere verflochten sich nur mit ihren Rüsseln in einer spieligen Art und Weise, und als schließlich die Sache ernst werden sollte, wurden sie von ihren Führern getrennt, weil sie viel zu wertvoll waren, als daß einer dem anderen Schaden zufügen durfte. Jeden Tag gab es genug Unterhaltung. Am Morgen Schweinestechen oder Jagdausflüge, abends Banketts, Feuerwerk und Illumination.

Gwalior ist ein interessanter Platz. Das Fort liegt pittoresk auf der Höhe eines senkrecht abfallenden Felsens; die Straße, welche hinauf führt, ist sehr steil und es muß in früheren Zeiten ein uneinnehmbarer Platz gewesen sein. Für uns war es doppelt interessant, weil uns Sir Hugh erklärte, wie er das Fort stürmte und uns den Fleck zeigte, wo der Rani von Jhansi bei einer Attacke der 9. Husaren getötet wurde.

Unser nächster Halt war Jhansi. Auch hier konnte Sir Hugh schauerliche Geschichten erzählen, wie die Stadt genommen wurde, und wie er beim Betwa gegen eine große, zum Entsatz heranrückende Streitmacht unter Tantia Topi kämpfen mußte, gerade als er mitten in der Belagerung begriffen war.

Von Jhansi marschierte das Lager nach Lucknow über Cawnpore. Der Chef machte mit einem kleinen Stab, zu dem ich gehörte, einen Abstecher nach Saugor, Jubbulpur und Allahabad. Wir reisten durch niedrigen Busch mit eingestreuten Hügeln und hatten einen sehr befriedigenden Ritt. Sir Hugh war mit Recht stolz auf die ausgezeichneten Dienste, welche die „zentralindischen Feldtruppen“ unter

seinem Kommando vollbracht hatten; und als wir so zusammenritten, machte es ihm großen Spaß, uns die Stellen zu zeigen, wo er mit den Rebellen zusammengestoßen war.

Während unserer Anwesenheit in Allahabad, eigentlich bei der kältesten Jahreszeit, hatte ich einen leichten Sonnenstich, den zu überwinden ich ziemlich lange Zeit brauchte. Der vernünftige Brauch, welcher von Lord Canning eingeführt war, Korkhelme zu tragen, wurde nicht fortgesetzt, weil Sir Hugh Rose die Zweispitze liebte. Bei dieser Gelegenheit trug ich diese für Indien höchst unrichtige Kopfbedeckung, und das Unglück wollte, daß mich der Chef ziemlich lange draußen behielt, um über das Gelände zu reiten, wo jetzt das Kantonnement steht. Für den Augenblick fühlte ich garnichts, aber ungefähr eine Stunde später wurde mir plötzlich übel und schwindlich, und für kurze Zeit konnte ich weder hören noch sehen. Viele kalte Douchen brachten mich wieder auf die Beine, und am Nachmittag konnte ich den Chef schon wieder nach dem Fort begleiten; aber es dauerte Monate lang, bis ich meine Kopfschmerzen los wurde, und noch nach vielen Jahren war ich gegen die Sonnenstrahlen äußerst empfindlich.

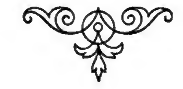
Wir erreichten Lucknow Mitte Januar. Hier hatten wir genau wie anderswo fortwährende Paraden und Inspektionen; denn Sir Hugh tat seine Schuldigkeit in ernstester Weise und schonte weder sich noch andere, um alle seine Soldaten in gutem Zustande zu haben. Zu gleicher Zeit nahm er Bedacht, seine sozialen Verpflichtungen nicht zu versäumen. Er nahm an allen Unterhaltungen hervorragenden Anteil, und es war vor allem seiner freigebigen Beihilfe zu danken, daß wir im stande waren, im Hauptquartier eine kleine Meute zu halten, welche uns manche frohe Stunde in den Wintermonaten verschaffte.

Von Lucknow marschierten wir durch Bareilly, Meerut und Umballa, und am 30. März waren wir alle in Simla eingerichtet.

Anfang April kam Lord Elgin in Simla an, um die heiße Zeit daselbst zu verbringen, und von diesem Sommer an ist Simla der Sitz des Gouvernementshauptquartiers im Sommer geblieben.

In dieser Zeit fanden die Wechsel statt, welche durch die Vereinigung der Armeen notwendig geworden waren. Infolgedessen verlor Edwin Johnson seine Stellung, und Oberst Haythoorne, Generaladjutant der königlichen Truppen, wurde Generaladjutant der indischen Armee; sein Stellvertreter wurde Donald Stewart. Jetzt

traf man auch die Einrichtung, daß jede Stellung im Stabe nur 5 Jahre eingenommen werden durfte, infolgedessen räumte mein guter Freund, Arthur Becher, die Stellung als Generalquartiermeister, nachdem er dieselbe 11 Jahre innegehabt hatte; sein Nachfolger wurde Oberst Paton mit Lumsden als Stellvertreter; Charles Johnson, Bruder von Edwin Johnson, und ich wurden Assistenten des Departements.



Anhang I.

(Vergl. Seite 127 Zeile 7.)

Das 9. eingeborene Infanterieregiment, zu welchem Hauptmann Donald Stewart gehörte, war verteilt auf die Garnisonen Aligarh, Mainpuri, Bulandshahr und Etawa; Stewart war mit dem Hauptquartier in Aligarh.

Die Nachricht von Delhi und Meerut hatte bei dem Residenten von Aligarh ziemliche Aufregung hervorgerufen, und es wurden Vorbereitungen getroffen, die Frauen und Kinder wegzuschicken, was aber leider wegen des Vertrauens, was man immer noch in die Leute des 9. Regiments setzte, unterblieb. Mochte auf anderen Stationen passieren, was da wolle, die Offiziere waren ganz sicher, daß die Leute vom 9. Regiment ihren Offizieren treu bleiben würden. Die eingeborenen Offiziere und Mannschaften gaben deutliche Zeichen ihrer loyalen Gesinnung; um einen sichtbaren Beweis zu liefern, arretierten sie einige Rebellen, welche sich nach Oudh fortmachen wollten. Als weiteren Beweis gaben sie ihren Regimentspriester (Pandit, eigentlich Religionslehrer) auf, weil er versucht hatte, sie zur Rebellion zu verführen. Er wurde von einem aus Europäern und Eingeborenen bestehenden Kriegsgericht zum Tode durch Erhängen verurteilt. Das Urteil wurde am selben Nachmittag vollstreckt. Es war zuerst geplant gewesen, daß das Regiment die Vollstreckung mit ansehen solle, aber es erreichte das Gefängnis nicht zur rechten Zeit. Das Regiment wurde deshalb zum Exerzierplatz zurückgeführt, und Stewart als Dolmetscher erhielt den Befehl, ihnen klar zu machen, warum sie hatten paradieren müssen. Als er noch sprach, rief ein Mann seiner eigenen Kompagnie ihm laut etwas zu. Stewart konnte nicht verstehen, was er gesagt hatte, und keiner der Mannschaften wollte die Worte wiederholen. Als dann

die Parade aufgelöst wurde, zerriß derselbe Mann seine Uniform und rief seinen Kameraden zu, sie sollten doch einer Regierung nicht mehr dienen, die einen Brahminen gehängt hätte. Es entstand ein allgemeiner Tumult. Der Kommandeur befahl den wenigen Sikhs, den Rädelsführer zu packen; sie taten auch, wie ihnen befohlen, als sie aber von den anderen nicht unterstützt wurden, ließen sie ihn wieder los. Der eingeborene Major erhielt nun den Befehl, den Rebellen zu arretieren, aber er tat nicht dergleichen. Dieser eingeborene Offizier war länger als 40 Jahre im Regiment und hatte Anrecht auf volle Pension. Er war Mitglied des Kriegsgerichts gewesen, das den Pandit verurteilt hatte, und hatte seine Stimme zu Ungunsten des Rebellen abgegeben, obwohl er selbst Brahmine war. Er war außerdem ein persönlicher Freund aller Offiziere des Regiments. Stewart, der viele Jahre lang Adjutant im Regiment gewesen war, kannte ihn genau und glaubte fest an seine Loyalität. Der Mann hatte mit Stewart und anderen die Lage oft besprochen, und es war vor allem ihm zu danken, daß die Meuterer, welche durch Aligarh kamen, entwaffnet wurden. Und trotzdem, als die Stunde der Versuchung kam, konnte er eben so wenig widerstehen, wie der letzte Rekrut seines Regiments.

Die britischen Offiziere sprangen zwischen ihre Leute, um die Ordnung wieder herzustellen; einige junge Soldaten begannen schon zu laden, und die älteren warnten ihre Offiziere, sie sollten sich lieber fortmachen. Die Sepoys plünderten dann die Kasse, befreiten die Gefangenen aus dem Gefängnis, und marschierten in voller Ordnung nach Delhi.*)

Als Stewart nun auf diese Weise ohne Anstellung war, attachierte er sich dem Magistrat des Distriktes und übernahm das Kommando über eine kleine Abteilung Freiwilliger, welche der Gouverneurleutnant der Nordwestprovinzen von Agra geschickt hatte, um den Zivilbehörden bei Herstellung der Ordnung behilflich zu sein. Weil er sich nichts aus dieser Arbeit machte und der Meinung war, er könne besser verwendet werden, beschloß Stewart, sich nach Delhi zu

*) Als das Regiment sich zur Meuterei anschickte, verließ einer der Sepoys den Paradeplatz und rannte zu allen Zivilisten, um ihnen von dem Geschehenen Kenntnis zu geben. Er verlangte keine Belohnung, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

begeben. Seine Idee war, den Weg über Meerut zu versuchen, aber bevor er sich über die Route entschied, ging er zum Gouverneurleutnant nach Agra, von dem er eingeladen worden war. Bei diesem Zusammentreffen riet Mr. Colvin, Stewart solle den Weg über Muttra nehmen, als den sichereren der beiden, und teilte ihm mit, daß er Depeschen vom Gouvernement in Calcutta für den Kommandierenden erhalten habe, den man damals mit den Truppen vor Delhi wähnte. Zugleich machte Mr. Colvin Stewart darauf aufmerksam, daß, wenn er diese Depeschen befördern wolle, dies ein freiwilliger Akt seinerseits und ohne jede Verantwortung des Gouvernements der Nordwestprovinzen sei.

Stewart stellte sich dem Gouverneur zur Verfügung und verabschiedete sich von Mr. Colvin bei Sonnenuntergang am 18. Juni, voll Freude über das Glück, bald vor Delhi eintreffen zu können. Er erreichte Muttra, 56 Kilometer entfernt, ohne Unfall. Die Straßen dieser Stadt waren mit Bewaffneten angefüllt, aber sie zeigten keine Feindschaft; sie zeigten ihm sogar das Haus, dessen Eigentümer ihm von den Behörden in Agra empfohlen war. Dieser, ein Brahmine, der eine öffentliche Stelle in der Stadt einnahm, war ein eingeborener Gentleman, aber er machte keinen Versuch zu verbergen, wie unangenehm es ihm war, einen englischen Offizier zu beherbergen. Er atmete auf, als ihm Stewart mitteilte, er gedenke seine Reise ein oder zwei Stunden vor Tagesanbruch fortzusetzen.

Der Brahmine gab ihm zwei Reiter mit, welche wie Halsabschneider aussahen, Stewart meinte aber, es wäre nicht klug, sie zurückzuweisen oder irgend welche Unruhe sich merken zu lassen. Er nahm sie mit bestem Dank an. Sie gehörten dem Raja von Bhartur und hatten Befehl, ihn bis nach Kosi zu begleiten.

Nach einem Ritt von 25 Kilometern stürzte Stewarts Pferd vor Ermattung zusammen, worüber die sogenannte Eskorte herzlich zu lachen anfing. Die Reiter galoppierten davon und überließen Stewart seinem Schicksale.

In der Meinung, daß sich sein Pferd nicht erholen könne, nahm dieser Sattel und Zaumzeug ab und schleppte sich damit bis zum nächsten Dorfe, wo er ein Tier kaufen oder mieten zu können hoffte. Niemand aber wollte sich seiner annehmen, und er war gezwungen, einen Esel, der dicht an der Straße weidete, wegzunehmen, auf welchem er seine Reise fortsetzte. Um Sonnenuntergang erreichte

er Kosi, 60 Kilometer von Muttra entfernt. Der eingeborene Magistrat empfing ihn in höflichster Weise und gab ihm Brot und Milch, wollte aber keinesfalls davon hören, daß Stewart über Nacht bei ihm bliebe. Er sagte, daß Stewarts Anwesenheit in der Stadt große Aufregung hervorriefe, und daß er keinesfalls für seine Sicherheit bürgen könne. Stewart war sehr von dem harten Ritt erschöpft, aber als der Mann bei seinem Willen beharrte, blieb ihm nichts übrig, als sich darein zu schicken, was er unter der Bedingung tat, daß ihm ein Pferd zur Verfügung gestellt werde. Der Beamte bot ihm ohne Zögern sein Pony an, und sobald es dunkel geworden war, machte sich Stewart auf den Weg nach dem Jaipurlager. Er kam während der Nacht nur langsam vorwärts und erreichte erst gegen 8 Uhr am nächsten Morgen seinen Bestimmungsort. Er wurde von dem politischen Agenten, Major Eden, herzlich willkommen geheißen, der ihm dem Vezier des Maharaja vorstellte. Dieser Beamte versprach zuerst, ihm eine Eskorte bis Delhi mitzugeben, als Stewart aber einen Tag nach dem anderen warten mußte, sah er schließlich ein, daß der Vezier ihm entweder keine Eskorte geben wollte oder es nicht konnte. Er entschloß sich daher, den Weg ohne eine solche zu versuchen. Im Lager waren einige Flüchtlinge, unter ihnen Mr. Ford, der Einnehmer und Magistrat von Gurgaon, der sich erbot, Stewart auf seinem abenteuerlichen Ritt zu begleiten.

Stewart und sein Begleiter verließen das Jaipurlager am Nachmittage des 27. Juni und erreichten Palwal bald nach dem Dunkelwerden. Ford schickte nach dem Stadtmagistrat, welcher einer seiner Beamten war, und bat ihn um Nahrung. Dieselbe wurde herbeigeschafft, aber der Stadtmagistrat drängte in die beiden, ihren Ritt ohne Aufenthalt fortzusetzen, da ihr Leben in unmittelbarer Gefahr schwebe. Ein aufständiges Regiment sei in der Stadt und er könne nicht für ihre Sicherheit bürgen. Sie setzten daher ihre Reise fort und erreichten Badschahpur am Morgen, nachdem sie zwei- oder dreimal durch Räuber bedroht gewesen waren. Hier ruhten sie sich tagsüber aus und wurden von den Einwohnern, welche meistens Hindus waren, freundlich behandelt. Die Reisenden waren nun gar nicht mehr weit von Delhi entfernt, konnten aber unmöglich ohne Führer dorthin gelangen, und die Einwohner von Badschahpur weigerten sich, einen Führer zu stellen. Sie erklärten, sie seien friedlich gesinnte

Leute und wollten ihr Dorf keinesfalls in solchen schlechten Zeiten verlassen. Plötzlich bot ein Mann aus der Menge seine Dienste an. Sein Äußeres war gegen ihn, und die Dorfbewohner stellten ihm ein schlechtes Zeugnis aus, er sei ein notorischer Herdendieb, den man in starkem Verdacht hatte, Mr. Fords Haus in Gurgaon angesteckt zu haben, um seinen Diebstahl zu verdecken. Wahrlich, er war kein sehr vertrauenerweckender Begleiter, aber es war nichts zu machen, sie mußten mit ihm fürlieb nehmen.

Sobald es dunkel geworden war, machten sie sich auf den Weg, und bei Tagesanbruch am 29. kamen die Minarets von Delhi in Sicht, und man sah ab und zu eine Granate in der Nähe der Stadt platzen.

Nachdem die Reisenden die Hansistraße erreicht hatten, erklärte der Führer, der übrigens sich als treu erwiesen hatte, er könne nicht weiter mitgehen. Er wollte auch keine Belohnung annehmen und bat nur darum, daß, wenn die gegenwärtigen Unruhen vorüber seien, Stewart und Ford sich seiner guten Dienste erinnern sollten. Sie versicherten ihm dankbar, daß es geschehen würde, und gaben ihm zugleich einen Brief, in welchem sie ihm seine wertvollen Dienste bezeugten. Sodann ging Stewart zu dem nächsten Dorfe und konnte gegen eine Belohnung leicht einen Führer bekommen, welcher die beiden sicher zu einem unserer Piketts brachte.

Einen eigentümlichen Umstand konnte Stewart auf seinem ganzen Ritt bemerken, nämlich, daß die Einwohner, obwohl im großen und ganzen nicht unfreundlich, doch augenscheinlich der Meinung waren, daß die britische Herrschaft zu Ende sei, und eifrig bemüht waren, ihre Dörfer in Verteidigungszustand zu setzen, weil sie wußten, wenn die Eingeborenen die Regierung übernehmen, würden auch unruhige Zeiten kommen.

Es ist nicht leicht, den Mut und die Energie, welche Stewart bei diesem abenteuerlichen Ritt zeigte, zu überschätzen. Es war ein Wunder, daß er überhaupt Delhi erreichte. Seine Ankunft stellte ihm das beste Zeugnis aus, das er je erhalten konnte, denn er lieferte durch diesen Ritt den Beweis, daß er ein Mann war, der würdig war, zu avancieren und an verantwortlicher Stelle zu stehen.

Anhang II.

Die nachstehenden beiden Memoranda beziehen sich auf die Anmerkung auf Seite 259. Memorandum von Leutnant Mc. Leod Innes.

1) Sir Henry Lawrence kam Ende März 1857 nach Lucknow und war als oberster Bevollmächtigter Nachfolger von Mr. Coverley Jackson.

2) Bei seiner Ankunft fand er sich inmitten von Schwierigkeiten, von denen die hauptsächlichsten folgende waren:

   I. Eine allgemeine Erregung durch das ganze Reich, durch die Unzufriedenheit der Soldaten hervorgerufen.

   II. Eine schwache europäische Streitmacht in Oudh, und alle militärischen Einrichtungen defekt.

   III. Schwere Unzufriedenheit unter verschiedenen Klassen der Bevölkerung von Oudh, bei der Aristokratie von Lucknow, unter den Mitgliedern und Anhängern der königlichen Familie, der Beamtenklassen, der alten Soldaten und der gesamten Landbevölkerung, gleich ob Edle oder Bauern.

3) Die dritte Schwierigkeit war die Folge von Ungehorsam, oder Abweichung von den Instruktionen, welche von der Regierung nach der Besitzergreifung ausgegeben wurden, was in einem Briefe Lord Stanleys vom 13. Oktober 1858 deutlich gezeigt wird. Die versprochenen Pensionen waren entweder ganz zurückbehalten, oder nur spärlich und teilweise ausgezahlt. Die alten Beamten waren vollständig ohne Anstellung; dreiviertel der Armee ebenso. Die Landbarone waren durch eine erzwungene Auslegung von Gesetzen ihrer Güter beraubt; dieselben waren parzelliert und unter die Gefolgschaft verteilt worden, welche aus Stammesrücksichten wütender über die Wegnahme der Güter ihrer Herren war, als daß sie sich über die Verteilung derselben freuten.

4) Der Schwäche der europäischen Streitmacht konnte nicht abgeholfen werden. Es war für richtige Politik erachtet worden, zu zeigen, daß die Besetzung keine Stärke erfordere.

5) Die Unwirksamkeit der militärischen Einrichtungen war die

Folge von Mangel an Geschicklichkeit und war unter den bedrohlichen Umständen äußerst ernst.

6) Die Unzufriedenheit der Provinz, und das Herannahen eines allgemeinen Sturmes hatte schon in der Räuberei des Fuzl Ali, sowie in dem Aufstand des Fyzabad Moulvie sich angezeigt.

7) Mit allen diesen Schwierigkeiten hatte Sir H. Lawrence bei seiner Ankunft zu rechnen.

8) Aber ich kann ruhig hinzusetzen, daß die meisten dieser Schwierigkeiten in 10 Tagen verschwunden waren. Fyzabad Moulvie war gefangen und eingesperrt, Fuzl Ali wurde umzingelt und erschlagen. Die versprochenen Pensionen wurden durch Henry Lawrences bestimmten Befehl den Mitgliedern und Anhängern der königlichen Familie ausgezahlt. Es wurde eine Verordnung erlassen, nach welcher die alten Beamten Recht auf Wiederanstellung hatten und den Vorzug vor den von unseren alten Provinzen eingewanderten haben sollten; und es waren Vorkehrungen getroffen worden, sie in Tat umzusetzen. Den entlassenen Soldaten der königlichen Armee von Oudh wurde Verwendung in den lokalen Korps und in der Polizei zugesichert, zugleich wurde eine Reorganisierung und Vermehrung der letzteren ins Auge gefaßt, wodurch sich die Wiederindienststellung der alten Soldaten beinahe sofort realisierte. Endlich hielt Henry Lawrence des öfteren Sitzungen ab, in denen er den Landbesitzern wieder zu ihren Gütern, die sie vor der Besetzung besessen hatten, verhalf, und öffentlich erklärte, daß er seine Politik nach den Grundsätzen einrichten werde, welche bei der Besetzung maßgebend gewesen, hinterher aber nicht beachtet seien.

9) Um seine militärische Macht zu vergrößern, stellte er die Artillerie neben die Infanterie; er verteilte die eingeborene Kavallerie, untersuchte die Stadt und entschied sich dafür, die Muschee Bawn in Besitz zu nehmen, um daraus ein Fort zu machen; er beriet mit Oberst Fisher, Hauptmann George Hardinge, Brigadier Handscombe und Major Anderson die Pläne gegen Stürme, welche er kommen sah.

10) Viel von diesen Vorbereitungen, von seiner Politik, in Oudh zu bleiben, und von den Maßnahmen zur Verteidigung von Lucknow habe ich in gelegentlichen vertraulichen Gesprächen aus seinem eigenen Munde vernommen, wenn er die Muschee Bawn inspizierte. Er sagte mir, daß er der Meinung wäre, beinahe die ganze Armee würde gehen; doch glaube er nicht, daß die Sikhs gehen würden; daß es in jedem Regimente Leute geben würde, die, wenn richtig geleitet, auf unserer Seite bleiben würden; deshalb wolle er beizeiten die Sikhs von den anderen trennen und sich noch andere vertrauenswürdige Leute zusammensuchen, damit er in der Stunde der Gefahr, wenn die anderen sich fort machten, Leute um sich hätte. Wenn Cawnpore aushalten würde, hätten wir nichts zu fürchten; wenn aber Cawnpore fiele, würden wir uns auf eine ernste Belagerung gefaßt machen müssen. Vor Mitte August könnten Truppen uns nicht zu Hilfe kommen. Er glaube, die Belagerung müsse vor allem den Sepoys übertragen werden, weil die Landbevölkerung ihre englischen Offiziere gern hätte, denen sie in vielen Fällen für Lebensrettung, oder Rettung ihrer Familienehre zu danken hätten; die ganze Hindubevölkerung erinnere sich lebhaft an unsere freundliche Stellungnahme in ihrem Streit mit den Muselmanen betreffs des Hunnooman Gurhee. Wir müßten aushalten, wo wir wären, weil durch die geringste Nachgiebigkeit, oder wenn wir nicht energisch Front machten, unser Schicksal sofort entschieden sein würde. Um Proviant zu sammeln und eine effektvolle Verteidigung vorzubereiten, hätten wir unsere Kommunikationen im Lande aufrecht und die Stadt ruhig zu halten. Wir müßten zu ersterem Zweck das Kantonnement und für den zweiten Punkt die Muschee Bawn besetzen, während zum Platz der permanenten Verteidigung, im Falle der Notwendigkeit einer Konzentration, die Residenz auserlesen werden müsse.

11) Alles dies, erinnere ich mich genau, von Henry Lawrence als Voraussage in seinen kurzen sachlichen Bemerkungen mir gegenüber gehört zu haben. Ob sie offiziell irgendwo aufgezeichnet sind, kann ich nicht sagen, sie müssen aber doch

an verschiedene Personen brieflich mitgeteilt worden sein, ebenso, wie sich seine Untergebenen in Lucknow sicher auch ihrer erinnern werden.

Diese Tatsachen hatte Henry Lawrence vorausgesehen zu einer Zeit, in der noch gar nichts eingetreten war, und hatte seine Vorkehrungen darnach getroffen.

12) Ich weiß ferner, aber nicht authentisch, daß Sir Henry Lawrence zu einer sehr frühen Periode in einem Briefe an Sir H. Wheeler diesen dringend ersuchte, beim Magazin in Cawnpore Verschanzungen zu errichten, und, was auch immer kommen werde, sich die Beherrschung zu sichern. Er schrieb auch an die Regierung und riet, für den Entsatz eines der europäischen Regimenter auszulösen und eine Hälfte desselben in Cawnpore, die andere in Allahabad zu lassen. Des öfteren drängte die Regierung, die Truppen für die persische Expedition in Bengalen zu lassen, und die nach China geschickten Truppen zurückzurufen und Nepaltruppen zum Schutze unserer alten Provinzen im Osten von Oudh heranzuziehen.

13) Ich wende mich zur Erzählung zurück. Die Maßnahmen, welche ich schon genannt habe, beruhigten die Provinz so vollständig, daß es trotz der vorhergegangenen Unzufriedenheit, trotz der früheren Unruhen und der sprüchwörtlich gewordenen Verwirrung der Einwohner Ende April keinerlei Schwierigkeiten machte, die Steuern einzutreiben. Die folgenden Unruhen waren, wie gezeigt werden wird, einzig und allein der Soldateska zuzuschreiben, und an ihnen nahmen bis lange nach Sir Henry Lawrencens Tode nur einige rohe Gesellen der Stadt und wenige muselmanische Familien der Landbevölkerung teil. Die große Masse der Einwohner von Lucknow und die gesamte Hindubevölkerung blieb ruhig und hatte mit dem Ausbruch nichts zu tun; mit einer einzigen Ausnahme half jeder Talukdar, dem sich die Gelegenheit bot, mehr oder weniger in der Beschützung der europäischen Flüchtlinge. Diese Seite des Aufstandes in Oudh ist nicht allgemein bekannt, sie ist aber eine Tatsache,

welche wir, außer der göttlichen Vorsehung, einzig dem persönlich wohlwollenden Charakter und der populären Politik Sir Henry Lawrences verdanken.

14) Der 1. Mai war der Anfang der unruhigen Zeit, indem die 7. irreguläre Infanterie von Oudh meuterte. Die Meuterei, ihre Unterdrückung und die Sitzung, in welcher Sir Henry Belohnungen verteilte und in einer Rede die Lage besprach, sind anderweitig erzählt, ich brauche diese Tatsachen nur zu erwähnen.

15) Die Sitzung wurde am 12. abgehalten. Ich weiß nicht, ob er schon irgend eine Nachricht von den Ereignissen in Meerut hatte. Als die Telegramme ankamen, stand nicht viel darin; ohne Zweifel war Lawrence gleich nach ihrem Empfang auf seiner Hut. Die Kavallerie wurde zwischen den Kantonnements und der Residenz in Piketts verteilt, und die Infanterie und Artillerie mußte sich bereit halten. Seine Pläne waren augenscheinlich alle fertig. Sie mußten aber alle auf einmal ausgeführt werden, und nicht einer nach dem anderen; aber die Bewegung der Europäer hing mehr oder weniger von den Vorbereitungen des Quartieramtes ab. Erst am 16. waren die Zelte für das 32. Regiment fertig, und der Morgen des 17. Mai sah die Truppen in einer ganz anderen Anordnung. Die eine Hälfte der Europäer war in der Residenz und beherrschte die eiserne Brücke, die andere mit der Artillerie am Südende des Kantonnements. Die Schiffsbrücke wurde näher gerückt und konnte bestrichen werden, während die Muschee Bawn, obwohl noch nicht ganz von dem Jahrhunderte alten Schmutz befreit, von einer ausgewählten Abteilung Eingeborener besetzt wurde. Alle diese Maßregeln hatten nicht früher bewerkstelligt werden können, und Henry Lawrence hatte keine Lust, sie stückweise oder nach einander anzuordnen. „Alles zu gleicher Zeit“! das hatte einen ganz anderen Effekt und begegnete den Anschlägen, die irgendwie geplant sein konnten. Wären sie nach und nach angeordnet worden, so hätten sich die Sepoys bewogen gefühlt zu meutern, und die Verwirrung wäre dagewesen.

Memorandum vom 18. Mai, von Sir Henry selbst in sein Hauptbuch geschrieben:

„Zeit ist jetzt alles. Zeit, Festigkeit, Schlagfertigkeit, Versöhnlichkeit und Klugheit; jeder Offizier, jedes europäische Individuum, ob hoch oder niedrig, kann in dieser Krisis von großem Nutzen sein, aber auch höchst gefährlich. Ein fester und freudiger Blick in die Zukunft muß erhalten bleiben; keine Hast, keinerlei Anzeichen von Unruhe, noch weniger eine Panik darf vorkommen; gleichzeitig muß aber die größte Wachsamkeit und Schlagfertigkeit vorhanden sein. Überall muß der erste Keim eines Aufstandes sofort zertreten werden. Zehn Leute können in einer Stunde eine Zusammenrottung unterdrücken, welche nach tagelangem Zögern Wochen zur Niederwerfung braucht. Ich möchte, daß gerade dieser Punkt wohl verstanden werde. Bei Erhaltung der inneren Ruhe können die Häupter und gebildeteren Leute der Bevölkerung uns in dieser kritischen Zeit gute Dienste leisten; viele von ihnen haben genau so viel zu verlieren wie wir. Zum mindesten steht ihr Vermögen auf dem Spiel. Viele von ihnen haben bewaffnete Anhänger, einige sind gute Schützen und haben doppelläufige Flinten. Zum Beispiel N. N. kann eine Flasche auf 300 Meter treffen. Er ist ein gewöhnlicher Soldat. Ich brauche ein Dutzend solcher Leute, Eingeborene oder Europäer, welche ihre eigenen Leute bewaffnen und Bollwerke aus ihren eigenen Häusern, oder solchen in der Nähe unserer Stellung machen; und die Ruhe in ihrer nächsten Umgebung bleibt aufrecht erhalten."

Ende des ersten Bandes.



